Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 57. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 1. 2. Januar-Februarheft. 1915.

Est. A. 12333

Bibliotheca Universitatis Tartuensis (Dorpatensis) 1928:3403

Generalsuperintendent Guido Pingoud

geb. im Pastorat Tarutino (Bessarabien) 1851,
gest. in Petrograd am 30. Dezember 1914.

Ein Erinnerungsbild.

Von Pastor W. Fehrmann (Petrograd).

Nicht bloß die großen Ereignisse der Weltgeschichte können erst voll gewertet werden, wenn sie als abgeschlossene Tatsachen vor uns liegen, auch das Lebensbild des Einzelnen kann erst dann in seinem vollen Wert verstanden werden, wenn sich die Wellen gelegt, die über dieses Leben hingegangen und seinen Werdegang bestimmt haben. Erst wenn es stille geworden, gestattet die See einen Einblick in ihre Tiefe. Erst wenn es über einem Menschenleben stille geworden, vermag unser Auge ein wenig in die geheimen Triebfedern einzublicken, die dieses Leben bestimmt haben und ihm die eigenartige Gestalt verliehen.

Das Grab des Mannes, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind, ist noch frisch und unser Urteil noch stark unter dem Eindruck der schmerzlichen Tatsache eines großen Verlustes; aber so weit möglich soll es versucht werden in das Innenleben des Mannes einzuschauen, der fast 40 Jahre als einer der hervorragendsten Geister in unserer Mitte gestanden hat. Wer vor allem mit dem Wohl und Wehe der evangelischen Kirche unseres Vaterlandes Fühlung gehabt, wird immer wieder auf die ragende Gestalt des Petrograder Generalsuperintendenten gestoßen sein, dessen Wort und Urteil in vielen Stücken maßgebend war, dessen hervorragende Begabung ihn zum Spitzführer in allen großen Fragen machte, so noch zuletzt bei den Auseinandersetzungen um das Apostolikum. In der Beherrschung des Gedankens und des Wortes waren ihm nur wenige gleich, an tiefgründiger theologischer und allgemeiner Bildung

und Wiſſenſchaftlichkeit ſtand er fraglos in erſter Reihe. Die Paſtoren des Petrograder Konſiſtorialbezirks hatten die erhabene Freude, dieſen Mann zum Leiter ihrer Synoden zu beſitzen. Ich brauche dieſen ſtarken Ausdruck, denn in der Tat waren die Synoden des Petrograder Bezirks vielleicht die beſtgeleiteten der geſamten evangeliſchen Kirche. Sie boten eine derartige Fülle von wiſſenſchaftlichen Anregungen und Mitteilungen, daß ſie einem ganzen Buche über die neuſten Erſcheinungen auf dem Gebiete des theologiſchen wie des geſamten geiſtigen Lebens gleichkamen. Dazu kam, daß auch der geiſtliche Gehalt aller ſeiner Reden und Anſprachen derart aus der Tiefe geſchöpft war, daß die Prediger die nachhaltigſten Anregungen zur Führung ihres Amtes erhielten. Er gab der geſamten Paſtorenſchaft ein ſie tief beeinfluſſendes Bild von der Höhe ihrer Amtspflichten, das in ſeiner Eindrücklichkeit lange nicht vergeſſen werden konnte. Weniger lag ihm die Einwirkung auf den Einzelnen durch den perſönlichen Verkehr. Hier lagen die Schranken ſeines Weſens.

Eine ganz hervorragende Tätigkeit entwickelte Generalſuperintendent Pingoud auf dem Gebiete der Unterſtützungskaſſe, deren einflußreicher Geſchäftsführer er jahrelang war. Alle Fäden liefen durch ſeine Hände und die hielt er feſt zuſammen. Sein Verdienſt aber beſtand darin, daß er, wie niemand vor ihm, die Popularität dieſes kirchlichen Hilfswerkes derart zu ſteigern verſtanden hat, daß ſich deſſen Wirkſamkeit zu einer geradezu grandioſen Weite entwickelte. Die Hilfeleiſtungen der Kaſſe erſtreckten ſich auf die entfernteſten Ortſchaften der abgelegenſten Grenzländer, vom Eismeer bis zur chineſiſchen Grenze und vom Baltenmeer bis zu den Inſeln des Stillen Ozeans — und alle dieſe unzähligen Angelegenheiten wußte er zu überſchauen und ihnen gerecht zu werden. Dazu kam, daß kraft ſeiner einzig ſtarken Gabe des Wortes er von alledem, was die kirchlichen Nöte betraf, in einer Weiſe in den Berichten und beſonders in den Flugblättern zu erzählen wußte, daß alle Gemeinden begierig nach den Blättern griffen und ihre Gaben zu Tauſenden und aber Tauſenden von Rubeln dem Werke zutrugen. Es war intereſſant, mit welcher Meiſterſchaft er das immer wiederkehrende Thema des „Gebet“ zu handhaben verſtand, daß den Leuten das Geben eine Freude und Ehre erſchien. Durch ſeine ſo hervorragende Betätigung am Werke der Unterſtützungskaſſe hat er ſich das dankbare Angedenken der geſamten Kirche Rußlands im höchſten Maße erworben, denn viele Gemeinden, die jetzt einen feſten Beſtand haben, danken ſolches dem rührigen Adminiſtrator der Kaſſe, der unentwegt dafür ſorgte, daß der Goldſtrom regelrecht weiterlief.

Ein Gebiet, auf dem Generalſuperintendent Pingoud nur von ſehr wenigen erreicht worden iſt, war das der Predigt.

Hier entfaltete er die ganze Macht ſeines Geiſtes und Empfindens. Perſonen, die ihn alle Sonntage die 36 Jahre über gehört haben, bezeugen es, daß er ſich nie wiederholt, vielmehr ſtets Originelles, das Verſtändnis der

Schrift Vertiefendes geboten habe. Die Predigt war ihm ein Heiligtum! Auf sie verwandte er seine beste Kraft, ihr räumte er seine beste Zeit ein. Es war ihm Gewissenssache und Grundsatz, daß seiner Gemeinde allezeit das erste Recht auf seine beste Zeit und Kraft zustehe. So waren alle seine Predigten Kunstwerke feinster Arbeit, erarbeitete Innerlichkeit. Pingoud war ein ausgesprochener Ästhetiker, dem jede unschöne Form abstoßend war. Schon allein aus diesem Grunde war es ihm nicht möglich, Halbfertiges oder Formloses zu bieten. Durchschnittlich verwandte er 6 Stunden auf die Vorbereitung. Ein hervortretender Zug seiner Reden war das Andringen auf ein Ernstnehmen mit den Anforderungen wahren Christentums. Gewiß konnte er auch ein freudiges Preisen der Heilstatsachen üben, aber näher lag ihm doch das Gebiet des Sittlichen. Aus vielen seiner besten Reden sprach ein fast alttestamentlicher Bußernst, der sich auf keinerlei Konzessionen einließ. Mit diesem sittlichen Ernst machte Pingoud energisch Front gegen das leichtfertige großstädtische Wesen mit seiner sittlichen Verflachung. Trotzdem wurde er von vielen gerne gehört und zwar in sonntäglicher Regelmäßigkeit. Sein besonderes Charisma war aber die Einführung der Denkenden auf die Höhenlage des christlichen Gedankens. Wie keiner war er befähigt, den Gebildeten ein Führer in die erhabenen Gedanken des Christentums zu sein. Schon seine allseitige Beherrschung der zeitgenössischen Philosophie und Literatur befähigte ihn zu diesem Dienste. So haben sich unter seinen Zuhörern gerade viele Männer befunden, die ihm ihre Zurückführung zum Christentum danken.

Auch Pingoud hat in seinen Anschauungen manche Wandlungen durchgemacht. Als er nach Absolvierung seiner Studien in Dorpat und dann in Leipzig und Göttingen in der Residenz seine Anstellung erhalten, bezauberte er alle Welt durch die Wucht seiner Rede und den hohen Schwung seiner Gedanken. Damals neigten sich seine Anschauungen stark nach der Seite des berühmten Göttinger Meisters, Ritschl's, und lange hat es gewährt, bis sich auch der starke Geist Pingouds aus den faszinierenden Gedankengängen dieses Meisters des dogmatischen Gedankens gelöst hatte. Nicht mehr sollte es heißen: Versöhnung Gottes mit dem Menschen, das war alt und unmodern, in Zukunft sollte der Satz umgekehrt gelten: Versöhnung des Menschen mit Gott! Daß Gott die unbedingte Liebe ist, dieses durch die Zeiten verschüttete alte Evangelium sollte Christus der Welt wiederbringen. Das Leben aber ist viel stärker als alle Theorien, und so hat auch Pingoud Schritt um Schritt die Rückkehr zum Alten angetreten, bis er sich ganz auf den status quo ante in bewußter Gewißheit zurückgefunden hatte. Für ihn selbst unmerklich wirkte dabei das mit, was er aus seinem bessarabischen Eltern-Pfarrhause mitempfangen hatte. So klang es denn schließlich bei ihm laut aus allen seinen Reden: Jesus Christus unser einiger Mittler, der uns in seinem Blute die Versöhnung mit Gott vermittelt.

Der Weg von der modernen Theologie bis zur altkirchlichen war für der

lebhaften Geiſt Pingouds, der im beſten Sinn weltaufgeſchloſſen allen Ereigniſſen ſeiner Zeit gegenüberſtand, ein durch ſchwere innere Kämpfe bezeichneter. Es war eine Predigt voll ſtarker Eindrücke, die er vor etwa fünf Jahren hielt, als er der zum Karfreitag verſammelten Gemeinde das 53. Kapital des Propheten Jeſaias darlegte und ausführte, wie hier der Prophet 800 Jahre zuvor in erſtaunlicher Deutlichkeit alle Einzelheiten des Golgathakampfes und deſſen innere Bedeutung aufgezeichnet hat.

Die Golgathatragödie ſteht noch immer inmitten der Weltereigniſſe als das gewaltigſte Faktum. Aber wenn man offenen Auges hinausſchaut in das Tagesgetriebe der Welt, ſo entſchwindet einem das Golgathabild und verblaßt, daß man ſich nur mit Mühe das Bild wieder zurückbildet. Seine ragende Bedeutung verſchwindet vor den ablenkenden Ereigniſſen des Tages, die ſcheinbar keinerlei Bezug haben zu dieſem Geſchehnis. Das Golgathabild geht unter in der Welt. Wenn man aber ſeine Augen wieder ſchließt und, ſich ganz in ſich ſelbſt verſenkend, ein Nachinnenſchauen übt, ſo entſteigt einem aus den Tiefen der Seele das verſunkene Bild des ſchönſten der Menſchenkinder und enthüllt ſich einem in ſeiner erhabenen Pracht; der gnadeheiſchende Sünder umfaßt dann in beglückender Seligkeit die Kniee deſſen, der für ihn am Kreuzesſtamm verblutet.

Generalſuperintendent Pingoud hat ſeine Augen immer mehr für dieſe Welt ſchließen müſſen. Über ihn kam langſam, aber mit nicht abzuweiſender Deutlichkeit das ſchwere Leiden, das ihm die letzten zwei Lebensjahre äußerlich in ein tiefes, beklemmendes Dunkel hüllte, innerlich aber auf Höhen führte, die nur ſehr verinnerlichte Naturen zu erſteigen vermögen. Dieſe Jahre haben das Harte und Selbſtherrliche in ſeinem Weſen, was als unausgeglichene Natürlichkeit ihm eigen war, gemildert und gelöſcht. Eine Herrſchernatur war ja der Verſtorbene, eine Natur, die ſich nur ſchwer bezwingen konnte und die in ihrer Reaktion gegen wirkliche und vermeintliche Beeinträchtigungen ſehr entſchieden, ja verletzend ſein konnte, aber vieles von dem iſt auf Koſten deſſen zu ſchreiben, daß Pingoud im Grunde eine Einſamkeitsnatur war und auf der Höhe ſeiner Einſamkeit die an ihn herantretenden kleinen Ereigniſſe wie Störungen empfand, die ſeine Gedankengänge durchkreuzten. Je mehr es aber auf die Leidenshöhen zuging, deſto mehr traten die harten und unausgeglichenen Seiten ſeines Weſens zurück. Er wurde immer mehr ewigkeitsreif, er rechnete innerlich mit dem Leben ab und bereitete ſich auf den Weg zur Ewigkeit..... Als ein Wunder ſchritt Generalſuperintendent Pingoud in unſerer Mitte. Den ſchon Totgeſagten ſchauten wir wieder ſeines Amtes walten; was ärztliche Wiſſenſchaft und neueſte Heilmethoden erſonnen haben, ward angewandt — und wirklich ſind ihm anderthalb Jahre zum Leben zugelegt worden, dann aber brach doch das ſchreckliche Leiden an anderen edlen Stellen des Körpers aus und forderte ihr Opfer. Als die Merkmale hiefür ſich mehrten, wußte er genau, was ihm nunmehr bevorſtand. Der Tod ſchreckte ihn nicht

mehr, dieſem hatte er ſchon die ganze Zeit furchtlos ins Angeſicht geſchaut und ſich im Glauben gerüſtet, aber die möglichen Schmerzen löſten doch dumpfe Gedanken aus. Dieſer Nöte ſollte er überhoben werden: ſchneller als er es ſelbſt erwartet haben mag, kam die Stunde der Löſung. Als die Seinen ſein letztes Lager umſtanden, ihnen zur Seite ſein treuer Freund, Doktor Maſing, öffnete ſich noch einmal ſein großes Auge, ein Leuchten wie aus dem Auge eines Adlers erſtrahlte in ihm und dann war es erloſchen. In dem Blicke lag Abſchied und ſeliges Grüßen.

Am Abend des 1. Januar verſammelte ſich der Kreis der näheren Freunde und Gemeindeglieder in ſeiner Wohnung. Paſtor Beermann aus Zarſkoje Sſelo ſprach ein Abſchiedswort, dann hielt Doktor Maſing noch einen herzlichen Nachruf, worauf der Sarg in die Kirche getragen wurde. Am 2. Januar fand dann aus der Michaeliskirche die Beſtattung ſtatt, die nach dem ausdrücklichen Wunſch des Verſtorbenen ohne jeden Prunk ſein ſollte, was auch in vollem Maße reſpektiert wurde. Konſiſtorialaſſeſſor A. Malmgren hielt die Gedächtnisrede, Biſchof Freifeldt das Gebet, darnach vollzog er die Funeralien. Aus der Kirche geleiteten Amtsbrüder und Gemeinde ihren Paſtor und Generalſuperintendenten zum Smolenſki-Friedhof hinaus.

Vor uns liegt abgeſchloſſen ein Leben voll großer Ziele, großer Erfolge, ein Leben aber, das ſich am größten gezeigt hat, als es durch die Schule der Verinnerlichung hindurch mußte zur unausſprechlichen herrlichkeitserfüllten Freude derer, deren Glaubensgold ſich hat durchläutern laſſen in den Gluttiefen der Leiden.



Das Fiedlerſche Muſeum in Petrograd.

Von O. Grosberg (Riga).

Wenn man nach dieſem Muſeum in einem der Adreßbücher forſchen wollte, dann würde man es nicht auffinden können, denn es iſt kein amtlich regiſtriertes Inſtitut, ſondern das Muſeum bildet das Lebenswerk und den privaten Beſitz des Oberlehrers Friedrich Fiedler, der ſich nicht nur durch ſeine Übertragungen ruſſiſcher Dichter ins Deutſche, ſondern auch durch die ganz eigen- und einzigartige zentrale Stellung, die er in der ruſſiſchen Literatur und in den Kreiſen der ruſſiſchen Literaten einnimmt, einen weit über die Grenzen Petrograds und Rußlands hinaus bekannten Namen gemacht hat. Die ruſſiſche Geſellſchaft hat von ihm erſt gelegentlich der fünfundzwanzig-Jahrfeier der literariſchen Tätigkeit Fiedlers Kenntnis erhalten. Dieſes Muſeum ſteht nicht nur in Petrograd und Rußland, ſondern gewiß auch in der ganzen Welt einzig da, denn es iſt das ein literariſches Muſeum, das aus kleinen und zufälligen Anfängen entſtanden iſt, ſich aber ſpäter zu einer

ganz genau systematisierten Sammlung von hohem literärischem und auch materiellem Wert entwickelt hat. Das vor einigen dreißig Jahren entstandene Museum umfaßt heute einige Zehntausende von Nummern und es enthält Gegenstände und namentlich Schriftstücke, die ganz unschätzbaren Wert haben und ihren Eigentümer im Handumdrehen zu einem reichen Mann machen könnten, wenn dieser sich dazu entschließen wollte, auch nur einen Teil der von ihm aufgespeicherten Schätze loszuschlagen. Doch daran denkt ein Mann von der Art Friedrich Fiedlers nicht nur nicht, sondern er ist nach wie vor auf der Jagd nach Dokumenten der Literatur begriffen. Das Museum, das zunächst dem glühenden Interesse Fiedlers an der Literatur Deutschlands und Rußlands entsprungen und anfänglich nicht mehr als eine interessante, gelegentlich geförderte Liebhaberei gewesen war, ist bei Fiedler im Laufe eines arbeitsreichen Menschenalters zur Leidenschaft und allendlich zum Inhalt eines Lebens geworden, das einmal in dieser Sammlung aere perennius fortdauern wird. Die Sammlung Fiedlers hatte zunächst mit der deutschen Literatur begonnen, was ganz verständlich ist, da Fiedler in einigen Lehranstalten deutsche Literatur vorträgt. Einige literärische Arbeiten, namentlich aber seine Übertragungen der russischen Dichter, brachten ihn in vielfache Beziehungen zu den literärischen Größen Deutschlands und Österreichs und er bewahrte die Briefe und die Bildnisse auf, die man an ihn gerichtet bzw. bei seinen häufigen Reisen ins Ausland ihm verehrt hatte. Bei dem von der Schulbank an gehegten, überaus lebhaften Interesse Fiedlers an der russischen Literatur ist es verständlich, daß sich zu seiner deutschen Sammlung bald eine russische gesellte und daß diese schließlich die deutsche in den Schatten stellte. Das ist kein Zufall gewesen, denn Fiedler, der mit den russischen literärischen Kreisen bald nicht nur verwuchs, sondern im Laufe der Zeit die Bedeutung eines ruhenden Pols in der Flucht der Erscheinungen gewann, ging ganz bewußt vor, als er den Schwerpunkt seiner Tätigkeit auf das Gebiet der russischen Literatur verlegte, er erkannte doch, daß hier seine sammelnde und erhaltende Tätigkeit eine Notwendigkeit war. Mit Recht sagt der Verfasser einer zu Fiedlers Jubiläum erschienenen Festschrift, daß eine derartige Aufgabe, die für die russische Literaturgeschichte von unschätzbarer Bedeutung ist, nur ein peinlich genauer und das vorgesteckte Ziel zäh verfolgender Deutscher übernehmen konnte. Ohne Fiedlers treusorgende und nimmer rastende Arbeit wäre unendlich vieles einfach verzettelt worden, wie schon viele literärische Werte in alle Winde zerstreut worden sind.

Um den anfänglich unscheinbaren Kern kristallisierte sich nun im Laufe der vielen Jahre das nunmehrige Museum, das schon längst nicht mehr Raum hat in der seit vielen Jahren von Fiedler eingenommenen Wohnung an der Nikolajewskaja, sondern diese im wahren Sinne des Wortes zu sprengen droht. Die Hochflut der Fiedler unabläßig zuströmenden Gegenstände der verschiedensten Art hat schon längst die Dämme seiner eigenen Stuben über-

flutet und ſie drängt ſich in ſämtliche Räume ſeines Hauſes, das zu beſuchen der Verfaſſer dieſer kleinen Skizze vor wenigen Wochen Gelegenheit gehabt hat. Eine ſehr bedeutungsvolle Inſchrift an der Tür zum Kabinett Fiedlers beſagt, daß man Leute, die da arbeiten, nicht mit unnützem Geſchwätz aufhalten ſoll, denn wenn dieſe aus Höflichkeit auch ſagen, daß der Beſuch ausnehmend angenehm ſei, ſo lügen ſie zumeiſt einfach eine der vielen konventionellen Lügen, und im Herzen wünſchen die weitaus meiſten Arbeitsmenſchen ſolche Beſucher dorthin, wo der Pfeffer wächſt. Dieſe einem der ruſſiſchen Klaſſiker entnommene Vermahnung iſt für den Herrn des Hauſes inſofern ungemein charakteriſtiſch, als ſie nicht etwa einer ungaſtlichen Geſinnung entſpringt, ſondern lediglich darauf hindeutet, daß Fiedler mit ſeiner Zeit geizt und mit ihr geizen muß, denn wenn er mit den Verpflichtungen ſeines Lehramtes fertig iſt, dann gehört eben jede freie Minute dem Muſeum, an dem ſtets eine Menge zu ſichten und neu einzuordnen iſt. Dazu kommt dann noch eine gewaltige Korreſpondenz, denn aus allen Ecken und Enden werden nun Fiedler literäriſche Dokumente angeboten, die früher, als man ihren eminenten Wert noch nicht kannte, den Weg aller alten Briefe oder alten Papiere gegangen waren. Erſt Fiedler hat ihnen Wert verliehen, und auch darin beſteht eines ſeiner eminenten Verdienſte um die ruſſiſche Literatur. Die Inſchrift an der Tür, deren treuherzig biedern Ton und Wortlaut ich nicht wörtlich wiedergeben kann, hat alſo alle Berechtigung. Wenn Fiedler einmal, was nicht allzu oft der Fall zu ſein pflegt, Zeit hat, oder wenn er auf Verſtändnis und Intereſſe ſtößt, dann iſt er der liebenswürdigſte Wirt von der Welt und er kann ſtundenlang von ſeinen Sammlungen ſprechen, ohne daß er müde wird oder ſeinen Gaſt ermüden könnte. Freilich genügen einige Stunden, ſelbſt unter der kundigen Führung Fiedlers, gerade um das Muſeum flüchtig durchmuſtern zu können und einen ungefähren Begriff von dem ungeheueren Umfang der hier aufgeſpeicherten Schätze zu erhalten. Die Arbeitsräume, es ſind deren drei an der Zahl, ſind vollgepropft mit den verſchiedenartigſten Gegenſtänden, die an den Wänden, auf Regalen, in Schränken und unzähligen Alben und Aktenſchränken untergebracht ſind. Die Wände der Räume ſind von oben bis unten mit Tauſenden von Dichterbildniſſen bedeckt und faſt alle ohne Ausnahme ſind mit perſönlichen Widmungen an Fiedler verſehen; man hat es daher nicht nur mit einer kompletten Sammlung der Bildniſſe moderner deutſcher Dichter und aller neueren ruſſiſchen Schriftſteller zu tun, ſondern auch mit einer Sammlung von Autographen der Ritter vom Geiſte. Den Mittelpunkt dieſer Sammlung bildet ihr wertvollſtes Stück, ein Bildnis Heinrich Heines mit ein paar Zeilen von ſeiner eigenen Hand, deren Echtheit von Charlotte von Embden unterſchriftlich beſtätigt wird. Im übrigen ſind die deutſchen Dichter von den ruſſiſchen der Überſichtlichkeit wegen geſchieden worden. Unter den ruſſiſchen Bildniſſen finden ſich viele, die Unika ſind und die man daher nur im Fiedlerſchen Mu-

ſeum ſehen kann. Ganz beſonders bemerkenswert ſind die Bildniſſe der ſog. „Schlüſſelburger", ſo das Moroſows in der Tracht eines Zwangsſträflings, Noworuſſkis und Lopatins, ſowie vieler anderen. Nicht gering iſt die Zahl von Originalbildern, die überhaupt nur bei Fiedler zu finden ſind, und von denen viele ein eminentes literatur- und kulturhiſtoriſches Intereſſe haben. Die ganze moderne ruſſiſche Literatur iſt hier im Bildnis vertreten, und von den älteren ruſſiſchen Geiſtesheroen ſind einige repräſentiert, die ſich nur ein einziges mal im Leben dazu verſtanden haben ſich abkonterfeien zu laſſen; wer alſo ein Bildnis eines ſolchen Feindes der Daguerreotypie oder Photographie braucht, kann es nur in Fiedlers Muſeum finden. Auch von deutſchen Dichtern iſt eine Reihe der ragenden Größen aus älterer und neuerer Zeit bei Fiedler im Bildnis vertreten. Ich nenne nur Schaukal, Rodenberg, Dahn, Ebers, Kretzer, Bertha von Suttner, Peter Altenberg, Dehmel, Hofmannsthal u. v. a. Die Bildnisſammlung wird durch eine weitere Sammlung von Bildniſſen ruſſiſcher und deutſcher Dichter, die Fiedler ſelbſt erworben hat, ergänzt, — dieſe Sammlung umfaßt über 10.000 Nummern.

Von außerordentlichem Intereſſe und literaturgeſchichtlichem Wert ſind Briefe von etwa 1400 Schriftſtellern in der Zahl von beinahe 13.000. Dieſe enorme Sammlung, die eine der wertvollſten Autographenſammlungen der Welt darſtellt, iſt, wie alles in dieſem Muſeum, peinlich genau geordnet und mit verſchiedenen erläuternden Angaben verſehen, was die Überſicht und die praktiſche Verwertbarkeit ganz bedeutend erleichtert. Unter dieſen, ausſchließlich ruſſiſchen Briefen befinden ſich nicht wenige, die die Tätigkeit einzelner Schriftſteller in einer Weiſe beleuchten, die für die Wertung dieſer Tätigkeit von größter Bedeutung ſein muß. Daher hat Fiedler, wie ſchon an dieſer Stelle geſagt ſei, die Verfügung getroffen, daß ſein ganzes Muſeum nach ſeinem Tode an eines der großen gelehrten Inſtitute übergehe und nur zu wiſſenſchaftlichen Zwecken benutzt werden dürfe. Andernfalls könnte gerade die Kollektion von Briefen, von denen viele zudem eine ungemein intereſſante Geſchichte haben, von ſenſationslüſternen Reportern als eine unerſchöpfliche Fundgrube benutzt werden, was natürlich den Intentionen Fiedlers diametral entgegengeſetzt wäre. Neben den ruſſiſchen Briefen beſitzt das Muſeum etwa 600 Briefe deutſcher Schriftſteller, die faſt ausnahmslos an Fiedler ſelbſt gerichtet ſind.

Nicht weniger intereſſant als dieſe Briefe, die auch von höchſtem kulturhiſtoriſchem Intereſſe ſind, ſind die *Alben* Fiedlers, deren er eine gewaltige Kollektion beſitzt und in denen ſich handſchriftliche Eintragungen aller Schriftſteller befinden, mit denen Fiedler je zuſammengekommen iſt; die Alben enthalten demnach Verſe und Sinnſprüche ſämmtlicher ruſſiſcher Schriftſteller der letzten dreißig Jahre. Urſprünglich hatte Fiedler nur ein einziges Album beſeſſen, deſſen erſte Eintragung von keinen Geringeren als Spielhagen ſtammt. Dieſes Album iſt aber bald zu ſo unförmigen Umfängen angeſchwollen, daß Fiedler an eine Spezialiſierung denken mußte; er teilte ſeine Alben, die ihn nie

verlassen, in drei Serien, von denen die eine die Bezeichnung trägt „w gostjach", die zweite und vielleicht interessanteste ist die „w restorane" und die dritte heißt „u menja". Aus diesen Bezeichnungen ergibt sich die Art, in der Fiedler allerlei Einfälle und Improvisationen usw. einfängt und sie der Nachwelt aufbewahrt. In diesen Alben findet sich so manches fein geschliffene, geistsprühende Witzwort, so mancher harmlose Scherz, so manche ätzende Satire, aber auch tiefe Gedanken, die ein glücklicher Augenblick eingegeben und die vielleicht in der nächsten Minute spurlos verraucht wären, wenn Fiedler den Urheber nicht veranlaßt hätte, den Geistesblitz in seinem Album zu fixieren. Im Laufe der Jahre ist die Zahl dieser Alben auf einige vierzig angewachsen, und sie mehren sich von Tag zu Tag, denn Fiedler kennt kaum anderen Verkehr, als den mit Schriftstellern. Er sieht sie auch sehr häufig in seinen vier Wänden, die sich freilich oft genug als zu eng erweisen, aber schließlich ist es bisher doch gegangen und die Ritter vom Geiste haben sich vielleicht nur selten gemütlicher gefühlt, als in dem Speisezimmer Fiedlers und dem anstoßenden Salon, die wiederum mit interessanten Bildern und Karikaturen von oben bis unten angefüllt sind. Ganz besonders hervorragend sind die Karikaturen aus den „Oskolki", von denen viele sonst garnicht mehr zu haben sind und die daher eine überaus kostbare Sammlung darstellen. Einige treffliche Büsten und Ölbilder vervollständigen diese Sammlung.

Neben diesen dokumentarischen Reliquien verfügt das Museum über eine große Menge ernster und heiterer Reliquien gegenständlicher Art. Zu diesen gehört in erster Linie der kürzlich erhaltene Pfeifenkopf Puschkins, ein Meerschaumungeheuer, dessen Echtheit außer allen Zweifeln steht und der auch einen sehr erheblichen materiellen Wert repräsentiert. Dieser prachtvolle Pfeifenkopf, der ganz das Behagen der guten alten Zeit, in der man die nervöse Papiros noch nicht kannte, atmet, ruht im Pulte Tschernischewskis, das gleichfalls erst kürzlich den Weg ins Museum Fiedlers gefunden hat. Dieses schlichte, sehr verarbeitete Stehpult, gegen das sich heute jeder Commis, der auf sich hält, wehren würde, enthält noch einen Schatz von größtem Werte, eine Abschrift des zweiten Teils der „Toten Seelen", die freilich die typische Stabsschreiberhandschrift zeigt, aber mit eigenhändigen Bemerkungen und Verbesserungen Gogols, die zum Teil noch ganz unbekannt sind, versehen ist. Von den Raritäten heiteren Charakters will ich nur eine Teetasse nennen, aus der ein eben berühmter russischer Schriftsteller nachweislich und in Zeugengegenwart wirklich — Wasser getrunken hat! Nicht weniger ergötzlich ist ein von einem anderen Schriftsteller in allerneuester Zeit rite ausgestelltes Rezept auf eine gehörige Dosis „Vini Cognaci", das auch aus der Apotheke anstandslos verabfolgt worden ist und dem Arzt, der tatsächlich keiner ist, wahrscheinlich von den Beschwerden eines ausgewachsenen Katers geholfen haben wird. Die Tasse soll aber eines der allerseltensten Stücke des Museums sein.

In einigen gewaltigen Regalen reihen sich viele Tausende von Bänden

ſchöner Literatur; die meiſten von ihnen ſind mit den eigenhändigen Widmungen der Autoren an „Fedor Fedorowitſch“ verſehen, wodurch dieſe Bibliothek, zu der auch eine Kollektion von noch unveröffentlichten Handſchriften gehört, einen ganz beſonderen Wert erhält. Den Beſchluß der Wanderung durch das Muſeum bilden die Memoiren Fiedlers, die in vielen dickleibigen Bänden in der Form von ſorgfältig geführten Tagebüchern niedergelegt ſind. Man kann ſich vorſtellen, welchen koloſſalen Wert dieſe Aufzeichnungen für die ruſſiſche Literaturgeſchichte haben werden, denn Fiedler iſt ja der zuſammenhaltende Mittelpunkt der literäriſchen Welt nicht nur Petrograds, ſondern ganz Rußlands. Es gibt keinen einzigen Schriftſteller, den er nicht perſönlich kennt, und ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe entgehen auch nicht Dinge, die ein anderer kaum bemerken würde. Dank ſeinen intimen und weitverzweigten Beziehungen iſt er ſtets über alle Wehungen in der ruſſiſchen Literatur genau unterrichtet, und zu ſeiner Kenntnis gelangen Dinge, die der übrigen Welt verborgen bleiben. Der Literaturhiſtoriker der Zukunft wird an den Tagebüchern Fiedlers nicht vorübergehen können, wenn er nicht Gefahr laufen will, Stückwerk zu liefern. Man darf daher nur wünſchen und hoffen, daß es Fiedler beſchieden ſein möge, dieſes unerſetzliche Material ſelbſt zu ſichten und zu bearbeiten.

Damit wäre denn der intereſſante Rundgang, der freilich nur flüchtige Eindrücke wiedergeben kann, beſchloſſen, und es erübrigt mir nur noch dem Bewohner der ſtillen Dichterklauſe auch an dieſer Stelle meinen freundlichen Dank für ſein liebenswürdiges Entgegenkommen auszuſprechen. Der Spruch an der Tür wurde bei dieſem Beſuche allerdings gründlich ad absurdum geführt!

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Dorettchen.

Eine kurländiſche Erzählung aus alter Zeit von Elſa Bernewitz (Riga).

Erſtes Kapitel.

In dem ſtillen Blumengarten an der Südſeite des Birſeneeker Paſtorats, mitten zwiſchen den Beeten, die ſich hier wie ein buntgewirkter Teppich dem alten, von hohen Linden und buſchigen Sträuchern grün umſchatteten Hauſe vor die Fenſter breiteten, ſtand Dorettchen Ilefeld, die zweite Tochter des Paſtors, mit ihrem runden Kindergeſicht und den glatten dunkeln Haaren, mitten in der Sonne.

Ganz ſtill ſtand ſie da und dachte an nichts. Aber während ſie in das weite Flußtal hineinſah, das, von Sonne überflutet, ſich ſtill und wunderlich einſam in die Ferne dehnte, hatten ihre Augen einen zwar ruhigen, aber doch ſo traurigen Blick, daß, wer Dorettchen Ilefeld ſo hätte daſtehen ſehen, in der heißen Mittagsſonne mitten zwiſchen ihren Blumen, wohl hätte meinen können, hier ſei einer jungen und unerfahrenen Seele ein erſter Schmerz, dem ſchützenden Gelaß des Herzens heimlich durch die Augen entſchlüpft, auf der angſtvollen Wanderung in die Ferne begriffen.

Aber Dorettchen Ilefeld war nicht traurig. Kindlich und einfältig waren ihre zierlichen Füßchen durch die jungen neunzehn Jahre ihres Lebens getrippelt, nicht anders als über die gepflegten Kieswege ihres Blumengartens, und keine anderen Winde hatten über ihr Köpfchen geweht, als die schweren Weststürme, die im Frühjahr die ersten fruchtbaren Regengüsse über den Wald führten und im Herbst die Blätter von den Bäumen rissen und in wildem Tänzen den Hang hinab und auf und davon führten. Manches Mal wohl hatte sie ein Tränlein weinen müssen, denn der Wille des Vaters lag schwer über dem Hause und griff auch in ihr kleines Leben hemmend ein, so wenn er sie zu einer Arbeit in Haus oder Garten bestimmte, während ihre Wünsche sie in das Birseneeker Herrenhaus zogen, um dort ein Dämmerstündchen bei der Blimberg zu verschwatzen, die das schönste Gebäck in der Umgegend hatte und die wunderlichsten Geschichten wußte, — oder wenn eine Fahrt zu den Großeltern unterblieb, die doch der Gipfelpunkt alles Wünschens und Begehrens der Birseneeker Kinder war. Noch wußte Dorettchen nichts vom Leben und seinen erdrückenden Mächten. Der blaue Dämmerstreifen des Waldes am Horizont, der nach allen Richtungen hin das schlummernde Landschaftsbild säumte, umgrenzte auch ihr Leben, das so untrennbar, so ganz unlöslich mit diesem Fleckchen Erde und seiner umschlossenen Enge verwachsen war, daß nur in der dämmrigen Stille einer sehnsüchtigen Sommernacht ein Wunsch ihr entschlüpfen konnte, um heimlich die Reise ins Unbekannte anzutreten.

Wer hätte sich auch bei Tageslicht und bei klaren Sinnen eine Änderung denken können im Birseneeker Pastorat? Dort standen die Möbel heute noch an demselben Fleck, wohin der feste Wille des Großvaters sie gestellt; im Garten reiften die Früchte, blühten und welkten die Blumen, die die Hände der Großmutter gepflegt; die alten Linden beschützten das Haus heute noch wie in alter Zeit und rieben ihre Äste im Winde über das Dach in schlurfenden kreischenden Tönen, die jederman kannte, der das Birseneeker Pastorat kannte; heute wie früher wehten die Sommerwinde von Süden her den Hang herauf, streiften die Blätter von der Rosenhecke, wogten den Nelken die bunten Köpfe durcheinander und neigten die Lilien, den Stolz des Gartens von altersher; heute wie damals schwirrten die Bienen über die Hecke und taumelten, trunken von Blumenduft und Sonnenschein, um die Beete; heute wie früher um die feierliche Mittagszeit schien die schläfrige Natur ganz gelöst in Stille und in Sonnenschein.

Dorettchen dachte nicht an alles dieses, ihr war eben, wie sie so dastand zwischen den Blumen, wieder der Krug im Eckschrank eingefallen, an den sie schon heute früh einmal gedacht hatte. In diesem Krug — so pflegte der Vater zu erzählen — hatten seine Schwestern Wasser aus dem Mühlbach geholt, der aus dem finstern Lainewalde kam, und den man von einer kleinen Anhöhe des Pastoratsgartens als eine düstere gewellte Linie am Horizonte sah. Zwischen Wiesen und Feldern seinen Lauf nehmend, warf dieser Bach sein kaltes klares Wasser in den Mühlenteich, der tief und sumpfig unter den Westfenstern des Herrenhauses stand.

Tante Johanna, die älteste der vier Schwestern, war beherzt vorangegangen. Schon damals erzählte man allerlei Gespenstiges von dem Herrenhause und seinem großen Park, und die Birken*), die um den Teich standen, von denen

*) Berse = Birke (lettisch).

Gutshof und Paſtorat ihren Namen trugen, leuchteten wunderlich durch die Nacht. Sie hatte dann immer als erſte die Hände in das kühle Waſſer geſteckt und Geſicht und Nacken mit dem zauberkräftigen Naß gewaſchen; vielleicht war ſie darum die ſchönſte der vier ſchönen Schweſtern geweſen.

Dann hatten die Gänge in der Oſternacht ein trauriges Ende genommen: man mied den Birſeneeker Mühlenteich, ſeit in einer ſtürmiſchen Frühlingsnacht die ſchöne und hochmütige Frau Gräfin ihr Leben in ihm endete aus Liebe zu einem Mann, der nicht ihr Eheherr war, und damit das glänzende Leben im Herrenhauſe mit einem Schlage zu Ende war . . .

Dorettchen kannte die traurige Geſchichte, als hätte ſie ſie miterlebt. Die Blimbergen, die jetzt als einziges lebendes Weſen in dem verödeten Schloſſe hauſte, hatte ſie den Paſtorskindern oft genug erzählt, nebſt allen anderen Spuk- und Geſpenſtergeſchichten, die über Birſeneeken im Schwange waren... Aber das war alles ſchon ſehr lange her, Tante Johannas Krug ſtand vergeſſen und verſtaubt im Winkel, ſie ſelbſt und ihre Schweſtern waren alte Jungfern, die ihr freudloſes Daſein, mürriſch und ſauer, mit Nadelgeklapper und bittern Reden in einem kleinen Städtchen zu Ende dämmerten, und es ſah ihnen heute niemand mehr an, daß ſie auch einmal jung, ſchön und lebensluſtig geweſen waren.

— Herrgott, wie vermadderſt du deine Menſchenkinder, pflegte Paſtor Ilefeld zu ſagen, ſo oft die Rede auf die einſtige Schönheit ſeiner Schweſtern kam, und dann nickte er zu ſeinen Töchtern herüber:

— Sitzt gar nicht ſo aufgeblaſen da, ihr kommt auch an die Reihe! Die Jahre fliegen nur ſo vorüber, man weiß nicht, wo ſie bleiben . . .

Dorettchen hatte den Krug mit Lilien füllen wollen, aber die ſtanden noch feſtgeſchloſſen in den Beeten. So ging ſie denn zu den Nelken und pflückte rote, weiße und bunt geränderte, alles luſtig durcheinander, ſchnitt darauf kunſtgerecht mit der Gartenſchere Roſen: ſchlanke blaſſe La France von den Stöcken, und runde roſa Centifolien von der Hecke, nahm Mädchenerröten dazu und ein paar ſpäte Pfingſtröschen und ſchob dann noch in die geraffte Schürze, was ihr gerade in die Hände fiel: bunte Stiefmütterchen, ſtarkduftendes Honigkraut und luſtigen Ritterſporn.

Vorſichtig ſchlich ſie mit ihren Schätzen in die blaue Stube. Es war um dieſe Zeit verboten, ſie zu betreten, denn nebenan im Studierzimmer, wohin die Türen ſtreng geſchloſſen waren, ſaß Paſtor Ilefeld in ſeinem Lehnſtuhl vor dem Schreibtiſch und hielt unter geräuſchvollem Schnarchen ſeinen Mittagsſchlaf.

Unterdeſſen wachte in der blauen Stube nebenan die Paſtorin darüber, daß niemand ihn ſtörte. Kerzengerade ſaß ſie da, den Kopf leicht gegen die ſteife Rückenlehne des alten Lederſofas geſtützt, die Hände ſchlaff im Schoß, und fuhr ſich zuweilen mit einer mechaniſchen Bewegung über das Geſicht, um die Fliegen zu verſcheuchen, die ſie unabläſſig umſummten und eigenſinnig immer wieder auf ihre Stirn zurückkehrten.

Die Schranktür knarrte leiſe in den Angeln, und die Paſtorin fuhr erſchrocken in die Höhe. Dorettchen hielt den Atem an und ſtreifte die Studierzimmertür mit einem ſchuldbewußten Blick, als aber das Schnarchen gleichmäßig weiter dröhnte, lächelte ſie freundlich und ſchlüpfte aus der Tür.

Dorettchen ging in die Küche und ließ ſich dort Waſſer in den Krug gießen und zwei Teller mit Sand füllen. Bald guckte aus dem alten Krug ein bunter Strauß hervor, und die Sandteller verwandelten ihre geſchickten Hände in eine luſtige Blumenpyramide, die keck gen Himmel ſtrebte.

Die alte Köchin Sappe*) und die beiden Stubenmädchen ſahen ihrer jungen Herrin dabei bewundernd zu.

— Wie ſchön unſer Fräulein das macht, lobte Sappe, und Dorettchen lächelte matt, abwehrend, dazu. Sie liebte es nicht, mit den Dienſtboten zu ſprechen. Mit ihrem zierlichen Gange, der die leichten Kleider in beſtändig wippender Bewegung erhielt, pflegte ſie ſtumm und vornehm durch die Küche zu gehen, wie eine kleine Fürſtin durch ihr Reich. Sie wurde darum mehr noch als die übrige Herrſchaft als ein Weſen höherer Art angeſtaunt und war in der Küche ein Gegenſtand der zärtlichſten Verehrung.

Dorettchen ſtellte die Blumen auf den Kaffeetiſch, den Krug in die Mitte, die Pyramiden an die beiden Enden.

Es war ſtill und kühl in dem langen, ſchmalen Eßzimmer. Das Sonnenlicht fiel gedämpft und grünlich ein, ſchläfrige Fliegen ſummten an den Wänden, ſchlugen gegen die Fenſterſcheiben oder klebten am Ofen. Eintönig tickte die Uhr im Winkel. Sie war das älteſte Stück im Hauſe; ſchon zu des Urgroßvaters Zeiten hatte ſie, ſtill und ſtreng, an demſelben Platz geſtanden, und tickte nun, aus längſt verwehten Zeiten kommend, über die ſchläfrige Gegenwart hinweg, geduldig in die Zukunft hinüber.

Über das gewölbte, mit Blumengewinden und feinen Arabesken verzierte Zifferblatt rutſchte der Zeiger auf drei, im Kaſten hob ſich ein Raſſeln, unter Seufzen und Stöhnen ſetzte das ſchwere Räderwerk ſich in Bewegung und gab drei Schläge, die dumpf und ſchwer durch den Raum hallten, als wollten ſie die Welt an Tränen und Trübſal mahnen.

Dorettchen hörte nichts von dem ſchweren Klang, ſie lachte vielmehr und freute ſich, denn der Kaffeetiſch, der hier ſo feſtlich und erwartungsvoll prangte, wartete auf einen Freier.

Conſtanzchen, die immer alles wußte, was im Hauſe vorging, hatte es den aufhorchenden Schweſtern hinterbracht, daß Paſtor Wiedemann, der ſeit vierzehn Tagen ihr Nachbar in Sumahlen war, heute nach Birſeneeken kam, weil er gehört hatte, daß Paſtor Ilefeld ſchöne Töchter habe, und er ſich unter ihnen ſeine Frau wählen wollte.

Daß es Conſtanzchen ſein ſollte, ſtand bei allen im Hauſe feſt, denn ſie war die älteſte und kam ſomit zuerſt an die Reihe. Hochzeit in Birſeneeken! Dieſer Gedanke umſpann den Kindern ſeitdem das Haus mit einem neuen ſonnigen Glanz und tanzte als verſteckte Vorfreude um alle Dinge.

Darum, als Dorettchen nun die Bodentreppe hinaufſtieg, die alt und wacklig in den dunklen Bodenraum hinaufſtrebte und auch unter dem leichteſten Schritt zitterte und laut dröhnte, da lachte ſie noch und freute ſich mit der Sonne und der Sommerwärme um die Wette, daß Conſtanzchen nun bald Hochzeit machte!

Aus dem Mädchenzimmer, das am Ende des Bodens gegen den Blumengarten zu lag, klang lautes und lebhaftes Geſchwätz.

Conſtanzchens etwas ſcharfe Stimme drängte ſich vor, und Luiſchens kicherndes Lachen tönte hinein.

Als Dorettchen die Tür öffnete, ſah ſie Luiſchen auf der Fenſterbank in der Sonne ſchweben; ſie hatte ihr zierliches Bein wagerecht vorgeſtreckt und zog gerade einen weißen Strumpf darüber. Sie ſah Dorettchen ähnlich, hatte dasſelbe kindlich runde Geſichtchen mit den vollen Wangen, aus denen Mund und Naſe ſcharf und zierlich gezeichnet hervorſprangen: das war die mütter-

*) Sappe = Sophie (lettiſch).

liche Raſſe in ihnen, auch die hellen Haare und ſanften Augen machten Luischen zu einer ganzen Thorberg, während die glatten dunklen Haare und die feinen Brauen, die ſich in gerader Linie der Naſe näherten und Dorettchens eigenartige Schönheit ausmachten, Ilefeldiſches Erbteil waren. Sorglos, freundlich und neugierig blinzelten Luischens runde Augen in das noch unbekannte Leben hinein: Luischen war erſt fünfzehn Jahr und noch ein halbes Kind.

Conſtanzchen ſtand vor dem Spiegel und fuhr ſich mit dem Kamm durch ihre dunkelblonde Mähne; ſie war eine ganze Ilefeld mit ſcharfen und feſten Zügen. Dieſe feinen, ſtreng über einander geſchobenen Lippen wußten, was ſie wollten, und die kühlen hellen Augen unter den ſtarken Brauen ſahen klug und munter in die Wirklichkeit hinein.

Man konnte Conſtanzchen und Luischen immer zuſammen ſehen, Dorettchen lebte mehr allein für ſich. Langweilig nannten ſie die Schweſtern, denn ſie ſprach wenig und ihre Heiterkeit äußerte ſich nie lärmend.

Jetzt brach bei Dorettchens Eintritt irgend ein Geſpräch zwiſchen ihnen, das ſie beluſtigt und erregt hatte, plötzlich ab; ein aufgeregter Blick aus Luischens Augen flog noch zur Schweſter, aber die hatte ihr ſchon den Rücken gewandt und beſah ihre Friſur im Spiegel.

— Heute entſcheidet es ſich, wen von uns dreien er will, ſagte Conſtanzchen nach einer Weile. Ich glaube es wird Dorettchen! Sie iſt doch die ſchönſte von uns und die gefügigſte. Sie ſpricht wohl wenig, aber ſie macht ſo freundliche Augen zu allem, was geſagt wird. So etwas lieben die Männer!

— Aber nein, wehrte ſich Dorettchen.

Ich glaube, dem Vater liegt viel daran, eine von uns an Paul Wiedemann zu verheiraten. Saht ihr die Augen, die er machte, als er ſagte, wir ſollten unſere weißen Kleider anziehen . . . .

— Conſtanzchen wird die Sumahlſche Paſtorin! Niemand anders als Conſtanzchen! verſchwor ſich Luischen.

— Oder du, ſchlug Dorettchen vor.

Luischens Augen funkelten erregt auf bei dem bloßen Gedanken daran, ſie könnte als erſte und vor den Schweſtern in das erſehnte geheimnisvolle Land der Ehe ziehen.

— Luischen iſt zu jung, ſagte Conſtanzchen.

— Nein, nein nein! verteidigte die Kleine ihr Recht auf einen Zukunftstraum. Unſere Großmutter war mit vierzehn Jahren ſchon verheiratet. Als ſie in Birſeneecken einzog, hatte ſie unter ihrem Ausſteuergut ihre Puppen mit, und wenn ihr Alter über Land gefahren war, ſpielte ſie heimlich mit ihnen. Und ihre Finger waren noch ſo dünn, daß auch der kleinſte Trauring nicht an ihnen ſitzen wollte, und einmal verlor ſie ihn beim Stachelbeereſſen, und man hat ihn nie wieder gefunden!

— Ja ſiehſt du, das kommt davon . .

Aber ich . . ſetzte Luischen ein, doch da unterbrach ſie Dorettchen, die am Fenſter ſtand:

— Ein Wagen kommt den Berg herauf!

Die drei Mädchen lauſchten hinaus, ſpähten den Weg entlang, der, gleich hinter dem Garten in der Schlucht untertauchend, zwiſchen Wieſen und reifenden Feldern hingewunden, eine weite Strecke ſichtbar war, bis er im Walde verſchwand. Den Mädchen bedeutete er, ſo lange ſie denken konnten, die Verbindung mit dem Leben und der Welt da draußen.

Auf ihm kamen die Gäste und brachten Munterkeit und Freude in das Birseneekſche Paſtorat; ſchwerfällig ſchleppte ſich der Jude bergan und breitete die Schätze, die er auf ſeinen Rücken trug, vor den neugierigen und begehrlichen Augen der Paſtoratskinder aus: Spitzen und Bänder, Taſchentücher, Kämme, Seife und Schokolade; zweimal in der Woche kam der Briefträger mit der gefüllten Ledertaſche den Berg herauf; im Winter ſchleifte der Kutſcher den Weihnachtsbaum auf der Ragge über ihn hin; die Kiſte mit Gewürz und Kolonialwaren kam dieſen Weg, — und heute, zum erſten Mal, ſeit die junge Generation in Birſeneeken lebte, ein Freiersmann!

Der Wagen war in der Schlucht verſchwunden, aber das Rollen klang vernehmlich herauf; mit verhaltenem Atem lauſchten die Mädchen ihm entgegen.

— Es iſt ein Bauernwagen, er rattert ſo, ſagte Conſtanzchen.

— Er biegt ein, jubelte Luiſchen und flog vor Neugierde und Aufregung faſt aus dem Fenſter.

Er fährt vorüber! rief Dorettchen.

Das Räderrollen wurde ſchwächer und verklang dann in der Richtung des Gartenzauns.

Wir müſſen uns beeilen, mahnte Conſtanzchen, der nächſte Wagen wird es ſchon ſein!

Unten erwachte das Haus indeſſen aus ſeiner Mittagsruhe. Ein würziger Duft von ſtarkem Kaffee zog von der Küche her durch die Zimmer. Auf bloßen Füßen eilten die Mägde geräuſchlos hin und her und ſtellten gehäufte Teller friſchen Brotes auf den Kaffeetiſch; aus der blauen Stube kam die Paſtorin und nahm Zwiebacke aus dem großen verſchloſſenen Blechkaſten. Nach der Form ordnete ſie ſie auf gemalten Tellern: die runden und flachen zuſammen, die kaneelbeſtreuten Stangen für ſich allein.

Endlich kamen harte, mißmütige Schritte die blaue Stube entlang, die Pantoffeln klappten unzufrieden, und, die Stirn in verdrießliche Falten gezogen, ſtieß Paſtor Ilefeld die Eßzimmertür auf.

Die Paſtorin ging ſchnell in die Küche. Wer um dieſe Stunde kein unumgängliches Geſchäft in der Eßſtube hatte, mied ſie lieber und wartete, bis Paſtor Ilefeld die letzten Schauer des Schlafes von ſich geſchüttelt hatte. Tag für Tag, Sommer und Winter, ſeit er Herr in Birſeneeken war, ſtand er um dieſelbe Stunde an demſelben Fleck, die Hände auf dem Rücken verſchränkt, den hagern Körper gegen den Ofen gelehnt und ließ den Kaffeeduft und den Anblick der friſchen Kümmelkuchen befreiend und beſänftigend auf ſich wirken.

Paſtor Ilefeld war ein ſchöner Mann. Scharf ſprang ihm die Naſe aus dem Geſicht, und die geraden buſchigen Brauen, das Merkmal alter Ilefeldiſcher Raſſe, ließen die ſtrengen Augen hell und ſcharf hervortreten. Zug um Zug glich er ſo dem Porträt des Urgroßvaters, das in der blauen Stube über dem Lederſofa hing und von einem Maler gemalt worden war, deſſen Name einſt in Kurland berühmt geweſen war, und von dem man noch hin und her ein verblichenes Porträt oder ein Jagdſtück, ſtaubbedeckt und von Spinnweben überzogen, auf dem Boden eines Gutshauſes oder eines Paſtorates finden konnte.

Man erzählte ſich, daß, als Paſtor Ilefeld jung geweſen, kein Frauenherz ihm hatte widerſtehen können. Es war die Schönheit dieſer hellen ſcharfblickenden Augen im Gegenſatz zu den dunklen Haaren und buſchigen Brauen und die herbe Beſtimmtheit ſeines Weſens, um die damals, in jenen

Jugendtagen, einem Schatten gleich, eine ſchwermütige Düſterkeit gelegen, die anziehend gewirkt hatte.

Jetzt war alles an ihm hager, ſtreng und ſcharf. Man fürchtete ſich vor ihm, — in freundlich kuriſcher Art zu leben und leben zu laſſen, war nicht Paſtor Ilefelds Weiſe.

Während Paſtor Ilefeld am Ofen ſtand, fuhren ſeine Augen durch das Zimmer, zuerſt zur Uhr, dann über den Kaffeetiſch, und von dort aus zum Fenſter hinaus, wo die Sonne warm und goldig über dem Hofplatz lag.

Plötzlich klang ſeine Stimme hell und ſcharf durch das Haus:

— Sappe, Marri, Lawiſe!

Und als die erſchrockenen Mägde mit furchtſam geſpannten Geſichtern in der Tür erſchienen, befahl er kurz, ohne ſich aus ſeiner Stellung zu rühren:

— Tragt den Tiſch vor's Haus!

Dann ging er hinter den Mägden her und dirigierte von der Treppe aus ihre Arbeit:

— So, ſo, ſo. Vorſichtig auf der Treppe, daß ihr nicht fallt! Marri, du Kalkuhn, nicht mit dem Tiſch ſo weit in die Sonne hinein! Lawiſe, rück die Stühle gerade, ſie ſtehen ſchief und krumm ...

Ein Feldherrenblick flog über den Hof: es war alles in Ordnung, die Wege geharkt, die Anfahrt geſäubert, die Treppe geſcheuert und feſtlich mit weißem Sand und Kalmus beſtreut. Wo aber blieben die Mädchen? Waren die eitlen Frauenzimmer noch immer nicht mit ihrem Putze fertig?

— Conſtanzchen, Dorettchen, Luiſchen! Sie ſollten da ſein, wenn der Wagen des Gaſtes vorfuhr.

Wie ein Schwarm weißer Vögel flatterte es die Bodentreppe hinunter und in die Sonne hinaus. Die drei Mädchen ſtellten ſich vor dem Vater auf.

— Na, zeigt mal her! Die leibhaftigen Gänſe ſeid ihr doch in euren weißen Kleidern, ſagte er und lachte grimmig. Daß ihr mir heute freundliche Geſichter macht und euch anſtändig betragt! Du, Conſtanzchen, lache nicht laut! Halte dich gerade, Dorettchen, und tu auch den Mund mal auf; ſitz nicht immer da wie ein Kalkuhn! Du, Luiſchen, hältſt dich zurück, aber wenn du gefragt wirſt, gib eine ordentliche Antwort wie ein verſtändiges Frauenzimmer ... So ... marſchiert mir mal die Treppe entlang! Dorettchen, deine Schuhe ſind nachläſſig gebunden!

Die Paſtorin hatte eine Sonntagshaube aufgeſetzt und fuhr nun hinter den Mädchen her, ſtrich hier ein Fältchen zurecht und glättete dort eine Puffe, bis Paſtor Ilefeld befahl:

— Jetzt zupfſt du mir nicht mehr an den Kindern herum, ich höre den Wagen ſchon in der Schlucht!

Da fuhr es den Kindern doch wie Schreck durch die Glieder. Die Zeiten waren noch nicht fern, daß ſie, wenn Gäſte da waren, nicht zugegen ſein durften, ſondern nur neugierig und heimlich durch die Hecke guckten, um den vorüberfahrenden Wagen zu ſehen, im Winter aber ſich in den Pelzen verſteckten, um, ſo oft die Tür im Eßzimmer geöffnet wurde, den blauen Zigarrendampf zu ſchlucken, der, wie eine neblige Wolke, durch den Raum ſchwebte, das Klappern von Meſſern und Gabeln zu hören und das laute, von häufigem Lachen unterbrochene Sprechen.

Faſt wünſchte man ſich jetzt in die glückſelige Sicherheit ſeines Kindererlebens zurück. Es konnte doch eine Änderung ſein, die der heutige Tag in

das ſtille Birſeneeker Leben brachte, die jungen erregten Herzen klopften ihr entgegen, und als jetzt Paſtor Ilefeld in ſeiner beſtimmten Weiſe ſagte:

— Das ſind die Sumahlſchen Pferde, ich hör es am Gange! da ſtanden die drei Mädchen, ſtill und ängſtlich, blutübergoſſen im Hintergrunde der Veranda.

Paſtor Ilefeld aber trat auf die unterſte Stufe der Treppe, richtete den hageren Körper noch gerader auf, als er ihn ſonſt ſchon trug, ſo daß er jetzt faſt wie eine lange, gerade gezogene Linie wirkte, zog nach ſeiner Gewohnheit die Brauen ganz zuſammen und ſah ſo ſeinem Gaſt entgegen.

Paſtor Wiedemann, der jetzt ſchnell aus dem Wagen ſprang, war ein kräftiger unterſetzter Mann mit ſtarkem Bart. Er küßte Paſtor Ilefeld mehrmals mit großer Herzlichkeit und ſprach dazu:

— Sei mir gegrüßt, lieber Bruder.

— Erlaube, daß ich dich vorſtelle, ſprach Paſtor Ilefeld, und es war dabei etwas in ſeinem Ton, daß ſogar dieſem kindlichen Menſchen, der immer und in allen Stücken mit ſich zufrieden war, das Selbſtvertrauen ſchwand. Er wurde linkiſch und verlegen.

Die Paſtorin war vorgetreten. Sie bemühte ſich ein fröhliches und liebenswürdiges Geſicht zu machen, ſie wußte, was von dem heutigen Tage abhing, aber es wollte ihr nicht recht gelingen, und Geſicht und Haltung, ſelbſt das Lächeln wirkten wie aus Holz geſchnitten.

Und dieſes ſind meine drei Töchter, ſprach Paſtor Ilefeld weiter, Conſtanze, Dorette, Luiſe. Ich habe ſie leſen, ſchreiben und tanzen lernen laſſen. Sie ſind gebildete Frauenzimmer, aber gehorchen müſſen ſie trotzdem, das kannſt du mir glauben!

Paſtor Wiedemann verbeugte ſich, ohne daß er die Mädchen dabei anſah.

— Ich glaube, er will gar nicht eine von uns heiraten, dachte Dorettchen und ſeufzte heimlich erleichtert auf. Paſtor Wiedemann gefiel ihr nicht. Sie hatte ſich eine ganz andere Vorſtellung von dem Manne gemacht, der einmal nach Birſeneeken kommen würde, um nach einer der ſchönen Schweſtern zu freien. Wenn der auf Freiersfüßen ging, ſo ſah man es ihm jedenfalls nicht an . . .

Unterdeſſen hatte der Wagen umgewendet und fuhr langſam dem Stalle zu. Ein brauner Hühnerhund lief ihm nach, aus dem Fond ragte eine Flinte in die Luft.

Paſtor Ilefeld zog die Brauen zuſammen und riß ſie dann gleich wieder drohend in die Höhe; das tat er immer, wenn er mit irgend etwas unzufrieden war.

Jetzt mißbilligte er die Jagdpaſſion des Sumahlſchen Paſtors.

— Sind Räuber auf dem Wege zwiſchen Birſeneeken und Sumahlen? fragte er und ſah ſpöttiſch hinter dem Wagen her.

— Räuber nicht, aber Enten . . . . Enten . . . ſagte Paſtor Wiedemann und die Jagdluſt blitzte in ſeinen Augen. Da unten der Teich am Wainegeſinde. . . . Paſtor Wiedemann ſtockte, weil ſich die Brauen wieder drohend in die Höhe zogen. —

Der Kaffee zog ſich in die Länge, die Brotteller waren geleert, die Sonne ſank nach Weſten, das alte Ziegeldach des Birſeneeker Paſtorats glühte rot auf zwiſchen den grünen Lindenzweigen, und den Mädchen wurden die Glieder ſchwer vom langen Sitzen. Die Unterhaltung wurde ausſchließlich von den Männern geführt. Die Paſtorin hatte ſich ihr Strickzeug geholt und

lächelte, während ihr die Sonne über die geschäftig hin und herfahrenden Nadeln blitzte, verloren in die Unterhaltung hinein.

Er war niemand recht froh während dieses Kaffees, zu erdrückend in seiner strengen Feierlichkeit saß Pastor Ilefeld am Ende des großen Tisches.

Er fragte Paul Wiedemann nach Amt und Gemeinde, aber das geschah alles im Ton eines peinlichen Verhörs. Je länger die Mahlzeit dauerte, desto unbehaglicher wurde es Paul Wiedemann ums Herz, er hätte diese Fahrt nach Birseneeken verwünscht, wenn ihm nicht die drei Mädchen am unteren Ende des Tisches, und unter ihnen ganz besonders die eine mit den dunkeln Haaren und dem runden Gesicht, so gut gefallen hätten.

— Die soll es sein! beschloß er still für sich und sah wieder und wieder zu Dorettchen hin. Hübsch ist sie, wohlerzogen, aus guter Familie . . . und mit dem Alten werde ich mich auch schon zu stellen wissen . . .

Pastor Ilefeld beobachtete unterdessen die Richtung, die Paul Wiedemanns Blicke nahmen, mit großer innerer Zufriedenheit, aber er ließ sich durchaus nichts merken.

Er hob die Mahlzeit auf und befahl den Mädchen, die mit gesenkten Augen hinter ihren Stühlen saßen:

— Tragt das Kaffeegeschirr ab und laßt zum Abend hierselbst decken! Dann ging er mit seinem Gast in den Garten hinunter.

Bald saß man wieder beim Essen.

Der Abend war warm und still, im Westen malte sich ein roter Streifen über dem Waldrande und leuchtete fern herüber.

Pastor Wiedemann, der sein gewöhnliches Selbstvertrauen fast wiedergewonnen hatte, brachte das Gespräch auf das Birseneeker Herrenhaus.

— Wie ist es denn da jetzt? fragte er.

Ach immer dieselbe Geschichte! sagte Pastor Ilefeld und hatte einen ärgerlichen Ton in der Stimme. Es verfällt mehr und mehr . . . Ich ärgere mich so darüber, ich fahr da überhaupt nicht mehr vorüber. Der Birseneeksche ist immer im Auslande, in Paris, in Rom, Gott weiß wo. Ich glaube er weiß gar nicht mehr, wie ein kurisches Roggenfeld aussieht! —

— Gestern erzählte mir der Sumahlsche, daß Ulrich Märzendorff in Birseneeken ist . . . sagte Pastor Wiedemann.

Pastor Ilefeld riß die Augenbrauen in die Höhe und sah Pastor Wiedemann mit seinen hellen Augen fast drohend an.

— Ulrich Märzendorff in Birseneeken! rief er aus. Was hat Ulrich Märzendorff in Birseneeken zu suchen? Gott bewahre die Gegend vor dieser Plage! Wie steht es denn jetzt mit ihm?

— Immer dasselbe Elend. Einmal hieß es, er habe im Auslande eine Anstellung gefunden, in München oder in der Schweiz, aber dann muß es doch wieder nichts gewesen sein, der Birseneeksche hat ihn in Berlin getroffen halb am Verhungern, und nun sitzt er hier und schreibt irgend eine Familiengeschichte für den Birseneekschen, einen Roman oder Gott weiß was sonst.

Trinkt er eigentlich auch?

— Er soll wohl eine Zeit lang stark getrunken haben, jetzt aber hat er es aufgegeben. Aber er tut nichts, arbeitet nicht, sitzt fremden Leuten auf dem Halse und fällt ihnen zur Last.

— Der alte Märzendorff kann einem leid tun, der Sohn muß ihm als schweres Kreuz auf der Schulter liegen. Aber wie konnte er den Unsinn auch

zulaſſen! Mir hätte mein Sohn damit kommen ſollen: ich will Dichter werden . . . und Paſtor Ilefeld lächelte grauſam zu dieſer Vorſtellung.

Er ſoll aber wirklich hübſche Gedichte machen, warf die Paſtorin in das Geſpräch.

— Hübſche Gedichte, ſagte Paſtor Ilefeld mit einem Achſelzucken. Ich mach auch hübſche Gedichte! Halt ich mich darum für einen Dichter? Iſt Gedichtemachen mein Lebensberuf? Iſt es würdige Männerarbeit, am Tage verſchlafen herumgehn und am Abend am Schreibtiſch ſitzen und Gedichte ſchreiben! Das war bis jetzt bei uns in Kurland nicht die Mode, und ſoll es auch, ſo Gott will, nie werden . . . Für unſere Söhne gibt es Männerarbeit genug im Lande!

Alle ſchwiegen und Paſtor Ilefeld hob die Mahlzeit auf. Auf der Gartenveranda wurde ein Kartentiſch aufgeſchlagen, und Paſtor Ilefeld ſetzte ſich mit ſeinem Gaſt und ſeiner Frau zu einem Spielchen zuſammen. Die Mädchen hockten unterdeſſen eng aneinandergeſchmiegt auf der oberſten Treppenſtufe, und ihr kindiſches Geflüſter miſchte ſich luſtig mit dem fernen Schrillen der Wachtel im nahen Roggenfelde und dem Quaken der Fröſche, das aus dem kleinen dicht verwachſenen Teich unten am Hang ſchläfrig heraufzog, und klang ſo mit all den lieben Abendgeräuſchen zuſammen zu einem friedlichen Schlummerliede der Natur.

Von den Wieſen am Fluß ſtiegen indeſſen weiße Nebel und über die Hecke hob ſich der blaſſe Mond des frühen Jahres.

— Ihr geht zu Bett, befahl Paſtor Ilefeld ſeinen Töchtern, und gehorſam erhoben ſich die Mädchen. Aber in der glücklich erregten Stimmung dauerte es noch eine geraume Weile, ehe ſie in den Betten lagen. Vorſichtig ſchlüpften ſie über den Boden bis zu dem halbrunden Fenſter, dort hatten ſie ſich heimlich eine leichtſinnige Schaukel gemacht, und nun ſchwangen die weißen Geſtalten übermütig hin und her, bald hinausſchwebend in das gelbe Mondlicht, dann wieder untertauchend in die Dämmerung des Bodenraums. Wäre um dieſe Stunde ein Fremder an dem Birſeneeker Hauſe vorübergewandert, er hätte wohl gemeint, ein Elfenreigen ſei aus dem Sumpf heraufgekommen und tanze um den Boden des alten Hauſes.

Dann klang Räderrollen durch die Nacht. Paſtor Wiedemann fuhr ſpät nach Hauſe.

— Im Herbſt iſt Hochzeit! Im Herbſt iſt Hochzeit! riefen die Mädchen und ſchlüpften unter die Decken. Dann wird in Birſeneeken getanzt, daß die Flicker fliegen! Ein Feſt! Ein Feſt! wie es noch niemand in Kurland geſehen hat!

Zweites Kapitel.

Am nächſten Tage zur Kaffeezeit ſagte Paſtor Ilefeld: Dorettchen, du gehſt heute zum Schmied und beſtellſt ihn mir hierher. Morgen um fünf ſoll er oben ſein. Du gehſt mir aber nicht vor ſechs aus dem Hauſe und nimmſt den Sonnenſchirm mit, daß du dir keinen Sonnenſtich holſt bei der Hitze. Ich will keine rote Naſe ſehen. Und du gehſt durch den Park, man ſoll meine Töchter nicht allein auf der Landſtraße herumlaufen ſehen! — Dorettchen ſah den Vater, während er ſprach, geſpannt an, ſo als erwarte ſie etwas von ihm, und auch Conſtanzchen und Luiſchen machten bittende Augen. Weil aber der Vater nichts weiter ſagte, ſondern mit ſeinen harten Schritten auf die Tür zuging, wagte das kecke Conſtanzchen ſich mit einer Bitte hervor:

— Dürfen Luiſchen und ich nicht auch mit?

Der Vater wandte ſich nicht einmal um, er ſprach im Gehen vor ſich hin:

— Ich habe heute Mittag beſtimmt, daß ihr der Mutter bei den Bohnen helft.

Conſtanzchen ſenkte beſchämt den Kopf, aber da half keine Widerrede. Als die alte Uhr im Eßzimmer ſechs ſchlug, ſetzte Dorettchen ihren weißen Strohhut auf, band die roſa Bänder unter dem Kinn zuſammen, holte ihren geblümten Sonnenſchirm aus ſeiner Ecke und machte ſich auf den Weg. Aber ſchon vor der Herberge blieb ſie ſtehen. Es war ihr eingefallen, daß ſie Baltemuſche lange nicht mehr beſucht hatte.

Niemand kannte das Birſeneeker Paſtorat ohne Baltemuſch. Einmal war ſie die Hofmutter geweſen, nun ſaß ſie alt und erblindet in einem Winkel der Herberge, ſpann Wolle und wackelte mit dem Kopf, vergangener Tage gedenkend.

Wie ein fröhlicher Sonnenſtrahl glitt Dorettchen durch das dunkle Zimmer. Durch die blinden, verklebten Scheiben drang wenig Licht hinein, und nur wenn die Tür geöffnet wurde, ſtieß ein friſcher Luftzug durch den ſchwülen Raum.

— Iſt das Fräulein Dorettchen, die da kommt, oder eine andere von den Fräuleins? fragte Baltemuſche.

Ich bin es, Baltemuſch, du erkennſt mich immer richtig am Schritt! Da legte die Blinde die Hände in den Schoß und lächelte glücklich. Kommen Sie näher, Fräulein Dorettchen, damit ich Ihnen Ihre Händchen küſſen kann.

Dorettchen trat ſchnell neben den Stuhl der Alten und ſtreckte ihr die Hände hin. Vorſichtig taſtete die Blinde an ihrem Ärmel hinauf und küßte ihn dann ehrfürchtig unterhalb des Ellbogens.

Gott ſegne und beſchirme Sie, Fräulein Dorettchen, ſprach ſie feierlich. Wenn Sie zu mir kommen, das iſt wie ein Sonnenſtrahlchen mitten im Winter.

— Du ſollteſt an die Luft hinaus. Es iſt heiß hier und die Luft iſt ſchlecht!

Was ſoll ich draußen? Die Sonne iſt nichts für uns Alte, ſie iſt nur für die Jungen. Als ich jung war, bin ich genug durch die Sonne geſprungen, jetzt bin ich alt, und alte Menſchen gehören in die Stube. Mir iſt nicht gut heute, mir iſt gar nicht gut. . . .

— Was haſt du denn?

— Gott weiß, was es iſt, ich bin zu viel allein, den ganzen Tag allein, vom Morgen bis zum Abend. Wer kann ſich auch in der Heuzeit um ein altes blindes Weib kümmern? Schwiegertochter ſteckt ja wohl ab und zu den Kopf durch die Tür, fragt: wie gehts, Schwiegermutter? Nu wie ſoll es einem alten blinden Weibe gehen! Dunkel, dunkel, immer dunkel.

— Du ſollſt dich in den Blumengarten ſetzen, ſagte Dorettchen, da iſt viel Sonne!

— Nein, Fräulein Dorettchen, das ſoll niemand der alten Baltemuſche nachſagen, daß ſie ſich im Herrſchaftsgarten auf eine Bank geſetzt hat! Nein das ſoll ihr niemand nachſagen!

— Nun wenn du nicht willſt, mußt du ſchon hier bleiben!

— Mir iſt nicht recht, mir iſt gar nicht recht, jammerte die Alte, es liegt Gewitter und Unglück in der Luft.

— Der Himmel iſt klar, ſprach Dorettchen ſorglos.

— Es kommt ein Gewitter, beharrte die Alte. Hat man je gehört, daß es im Juni ſchon ſo heiß iſt? Das hat nichts Gutes zu bedeuten, da ver-

brennt das Korn auf den Feldern. Einmal, vor fünfzig oder ſechzig Jahren, da hatten wir auch die große Junihitze, da regnete es am Siebenbrüdertage, und von da ab jeden Tag, den der Herrgott ſchenkte, bis in den September hinein; das Korn verfaulte und die Kartoffeln, und der Fluß trug das Heu davon. Es war ein böſes, böſes Jahr. . .

— Hab nicht ſo ſchwere Gedanken, Baltemuſch, mahnte Dorettchen und griff nach ihrem Sonnenſchirm. Ich gehe jetzt. . .

— Wo will Fräulein Dorettchen hin?

— Ich gehe zum Schmied. . .

Die zitternden Hände der Alten taſteten durch die Luft, als wollten ſie Dorettchen faſſen und halten.

Gehen Sie nicht, Fräulein Dorettchen, gehen Sie nicht! flehte ſie weinerlich. Man darf nicht ausgehn, wenn ſo viel Gewitter und Unglück in der Luft iſt!

Der Herr Paſtor hat es befohlen. Leb wohl, Baltemuſch!

Da ſeufzte die Blinde nur und ſetzte ihr Spinnrad wieder in Bewegung. Fröhlich vor ſich hinſummend, in ſorgloſer Verträumtheit ging Dorettchen unter dem geblümten Sonnenſchirm den heißen baumloſen Weg entlang, ſchlug dann den Schirm zuſammen und wandelte im Schatten der Kaſtanienallee bis zum Herrenhauſe. Hier blieb ſie ſtehn und ſtaunte durch das Gittertor das Wunder von Birſeneeken, die Roſen, an.

Es war alles tot auf dem Birſeneeker Herrenhofe. Alljährlich fegten die ſchweren Herbſt- und Frühlingswinde ein paar Ziegeln mehr vom Dach herunter, immer ſtärker neigte ſich der Blitzableiter, einſt das Staunen und die Bewunderung der ganzen Gegend, auf die Seite, der Draht hing zerfetzt die Mauer entlang; die Fenſterſcheiben waren blind und zerſchlagen, Schnee und Regen fuhren durch ſie herein, und Nebel und Feuchtigkeit ſetzten ſich grün an die Wände; der zierliche Stuck, der die lange Faſſade einſt putzte, lag am Boden. Nur die Roſen lebten.

Zweimal im Jahr konnte man den Gärtner des Birſeneeker Grafen über den Hof gehen ſehn: im Herbſt, um die Beete und Spaliere mit Moos und trocknen Tannenzweigen zu bedecken, im Frühjahr, um die Stöcke zu pfropfen und die toten Äſte zu entfernen.

Eine halbrunde Roſenhecke umſchloß den Raſenplatz vor der Freitreppe; üppig und verwildert glühten hier die vollentfalteten Roſenkelche zu Tauſenden aus dem grünen Blätterwerk hervor. Rote und weiße Kletterroſen rankten am Spalier die Hauswand hinauf. Sie kamen nur ſelten fort in dem rauhen Landſtrich, aber an der windgeſchützten, ſonnenbeſchienenen Südſeite des Birſeneeker Herrenhauſes ſtiegen ſie übermütig in die Höhe und erreichten faſt das Dach; zu zweien und zu dreien oder in dichten Büſcheln ſchwangen ſie ſich keck in die Höhe, fielen zurück und ſtrebten weiter, warfen ſich in die verödeten Fenſter hinein und guckten neugierig in die Dachrinne: es war als könnten ſie ſich nicht genug tun an wildem, üppigem Blühen und Duften. Unter den Fenſtern des Hauſes ſtreckten ſich dichte Büſche von Mädchenerröten und zierlich runden Pfingſtröschen, aus den Beeten aber, die über den Raſenplatz verſtreut waren, hob ſich die ſeltenſte Pracht: neben der ſtolzen La France und ſcheu verhüllten Moosröschen ſenkten die blaſſen, vornehmen Maréchal Niel die müden Köpfe zur Erde.

Von niemand geſehen, von niemand geliebt, allein vom Winde geküßt und vom Sonnenſchein, lebten und blühten in dem verwahrloſten Garten

Tausende von Rosen ihr kurzes glückseliges Blütenleben und verhauchten ihren Duft verschwenderisch in die Sommerluft.

Einst waren sie der Stolz und die Freude der jungen Frau Gräfin gewesen. An jedem schönen Sommermorgen hatte sie ihren Kaffee auf der Freitreppe unter den Rosen getrunken und dann viele Stunden träumend dagesessen, die Hände im Schoß.

Dorettchen mußte sich ordentlich einen Stoß geben, um nicht am Parkgitter festzuwachsen. Eilig ging sie weiter, spähte flüchtig in Blimbergs Fenster hinein, das im Erdgeschoß lag und ein freundlich bewohntes Aussehen hatte, und warf dann einen scheuen Blick nach der Herberge hinüber. Dort saß heute wie alle Tage der „dumme Graf", wie das Volk ihn nannte, auf seiner Bank in der Sonne. Er war der jüngere Bruder des Grafen, ein armer Tor, von Verfolgungswahn und ewiger Angst gepeinigt. Stumpf vor sich hinbrütend, verdämmerte er sein armseliges Leben auf dem verödeten Hofe. Er trug eine blaue Schirmmütze wie ein Bauer und abgetragene Kleider, aber als er sich nun erhob und das fremde Wesen, das wie ein scheues Elfchen an ihm vorüberhuschte, mit ritterlichem Anstande grüßte, da zeigten die festgefügten Glieder und die kühnen scharfen Züge den Abkömmling eins vornehmen und herrischen Geschlechts.

Dorettchen neigte das Köpfchen, lächelte zart und ein wenig ängstlich und bog dann nach links ab, in den Park hinein.

Sehr ungern ging Dorettchen allein durch den Birseneeker Park. Es war so schwül da, die Luft fing sich zwischen dem dichten Buschwerk und immer wieder blitzte der stille schwarze Teich durch die Birkenstämme. Sie atmete auf, als sie die Bäume hinter sich hatte und durch die stillen sommerüberfluteten Felder den Weg zur Schmiede ging.

Als sie wieder auf dem Heimwege war, neigte sich die Sonne schon dem Untergange entgegen. Dorettchen ging jetzt eilig, das leichte Kleid wippte und tanzte um sie bei der schnellen Bewegung. Sie hatte sich beim Blumenpflücken aufgehalten, einen lustigen Strauß von Mohn und leuchtenden Kornblumen führte sie mit sich.

Als sie in den Park kam, lief sie schneller, es dämmerte schon abendlich, nur hin und wieder fiel noch ein roter Sonnenfleck durch das dichte Laub über den Weg. Die Hänge hinan faulte hier braunes Winterlaub, der modrige Geruch mischte sich mit dem frischen Heuduft, der rings aus den Wiesen stieg.

Die Wege waren schwarz und feucht und wurden glitschig, sobald es regnete. In den Abendstunden krochen große schwarze Schnecken über sie, und Kröten hüpften vorüber. Dann wichen die Bäume auf einer Seite zurück und gaben den Blick auf eine weite Rasenfläche frei, die in einer leichten Senkung zum Teich hin abfiel. Über der stillen, schwarzen, mit Binsen und Kalmus bestandenen Fläche sah man das jenseitige Ufer wieder ansteigen, von woher die Birken weiß herüberschimmerten.

Dorettchen war bis jetzt gelaufen, nun blieb sie plötzlich stehen. Auf der weißen Bank unter den hohen Birken saß ein Mann. Es war aber kein Bauer, der hier nach heißem Gange die müden Glieder ausruhte, sondern ein feiner Herr, in einem fremdländischen Anzuge, so wie ihn hierzulande niemand trug. Mit steifem Arm hielt er sich in gemessener Entfernung ein kleines Buch vor die Augen und las anscheinend aufmerksam und versunken darin.

Ganz erschrocken starrte Dorettchen ihn an, unschlüssig, ob sie es wagen sollte, an dieser seltsamen Erscheinung vorüberzugehn. In diesem Augenblick

gerade machte der Mann eine Bewegung, die erhobene Hand ſank auf das Knie, ſeine Augen ſtarrten auf die Wieſe, als ſähe er etwas Seltſames und nur ihm Sichtbares über ſie gleiten, dann wandte er den Kopf und bemerkte Dorettchen.

Freundlich lächelte er zu ihr hinüber. Dorettchen, heiß errötet, wagte nun erſt recht keinen Schritt zu tun.

Da ſtand der fremde Mann auf, trat ſchnell neben ſie, und das ſchüchterne Kind an die Hand faſſend, führte er es zur Bank.

Zögernd ſetzte ſie ſich zu ihm.

— Ich kenne die Demoiſelle bereits, ſprach der Fremde und ſah dabei Dorettchen fragend und aufmerkſam ins Geſicht. Erſten, als ſie durch den Park ging, bin ich ihr nachgegangen, bis ſie mir im Kornfelde verſchwand. Da dachte ich, es wäre die Roggenmuhme geweſen oder ſonſt eine ſchöne Fee. Ich hoffe die Demoiſelle iſt mir deswegen nicht böſe, denn wenn man die Schönheit am Wege trifft, darf man ihr wohl von Ferne nachwandeln.

Dorettchen hob die Augen zu dem Fremden und lächelte ſchüchtern. Der Mann hier war ganz anders, als alle Menſchen, die ihr bis jetzt begegnet waren. Auch ſeine Sprache hatte einen fremdländiſchen Anklang, und was er ſagte, klang ſchön und ſeltſam, als läſe er ihr ein Gedicht aus ſeinem kleinen Buche vor.

— Ich glaube, ich habe die ganze Zeit auf die Demoiſelle gewartet, bis ſie endlich heute zu mir gekommen iſt. Sie iſt die Fee, und Birſeneeken das verzauberte Schloß, in dem die Märchenroſen blühen. Aber die Demoiſelle iſt ſchöner als alle Roſen, denn ſie iſt ein liebes Menſchenkind.

Da hob ſich ein Singen und Klingen in Dorettchens Ohren und ein Klopfen in ihrem Herzen. Sie wußte nicht mehr, daß ſie Dorettchen Ilefeld war, ihr ganzes kleines Leben verſank, und die aufgeriſſenen Kinderaugen ſahen ſtaunend und erſchrocken in eine fremde, wunderreiche Welt hinein.

— Es iſt einſam in Birſeneeken, ſprach der Fremde weiter. Weiß die Demoiſelle ſchon, was es heißt, der Einſamkeit preisgegeben zu ſein? Niemand zur Geſellſchaft zu haben, als die Gedanken, die hölliſchen Gefährten? Kennt ſie die Geiſter der Vergangenheit, alle die Schrecken eines fremden, längſt vergangenen Seins, die aus verfallenen Räumen ſprechen? Und dabei nicht die Kraft in ſich zu fühlen, Herr über ſie zu werden im Kunſtwerk! Nein, die Demoiſelle weiß von alle dem nichts, ſie kennt es nicht anders, als daß man von aller Welt beſchützt und verwöhnt wird und behutſam auf Händen getragen!

Hinter dem Park ging die Sonne unter, vom Horizont hob ſich ein leichter Dunſt, ein rotes Gewölk ſäumte ihn zackig, langſam wuchs er höher und ſtand bald als bläulicher Hintergrund gegen die hellen Stämme.

Sollte Baltemuſche recht behalten und ein Gewitter kommen? Aber das war nicht die Birſeneeker Gewitterecke. Dorettchen rührte ſich nicht von ihrer Bank.

Der Fremde wies mit der Hand nach den Wolken.

— Hat die Demoiſelle ſchon die Berge geſehn? Nein, ſie kennt von der Welt nichts, als die Tannenwälder und Wieſen um Birſeneeken. Wie die Wolken dort wachſen die Berge, ein Wunder Gottes, unvermutet aus der Ebene empor! Zitternd ſteht man vor ihnen, wie vor dem Schickſal, und ſie ſind erbarmungslos, wie das Schickſal. Sie zeigen einem die Größe und jede Höhe, und bannen einen zugleich in die Tiefe . . . Verſtehen Sie, daß das Leiden ſind?

Ein kühler Wind ſtrich durch die Birken, zitternd ſchwebten die leichten Blätter und flüſterten leiſe. Feuchte Nebel zogen vom Teich herüber, ein Froſch quakte auf und verſtummte . . .

Die Sonne ist untergegangen, Dorettchen! Lange haben die Schwestern über den Zaun geguckt, den Birseneeker Weg entlang, — wo bleibt Dorettchen? Nun stehen sie mit gefalteten Händen hinter ihren Stühlen, der Vater spricht das Tischgebet, mit geneigten Köpfen stehen die Mägde an der Tür, dampfende Schüsseln in den Händen, — wo bleibt Dorettchen?

Dorettchen sitzt wie verzaubert auf der weißen Bank unter den Birken und hat Heimgehen und Abendbrot und des Vaters Zorn vergessen. Sie lauscht in Traum und Seligkeit der Stimme eines fremden Mannes, die lauter traurige und unverständliche Dinge zu ihr redet.

— Die Demoiselle weiß wohl, mit wem sie die ganze Zeit über spricht? fragte er nun.

Dorettchen schüttelte den Kopf. Es war ihr wohl, wie sie sich zu dem Fremden setzte, eine traurige Ahnung dämmernd durch den Sinn gezogen. Es war gestern nicht das erste Mal gewesen, daß sie von Ulrich Märzendorff hatte sprechen hören. Sie hatte ihn sich nie anders, als einen Vagabunden vorstellen können, einen Mann mit zerlumpten Kleidern und traurig verkommenen Zügen. Der Fremde neben ihr war aber viel vornehmer gekleidet, als die meisten Herren, die in das Birseneeker Pastorat kamen, sein Gesicht war rein und traurig und die Hände schlank und zart und gepflegt. Nein, so konnte Ulrich Märzendorff, der verkommene Mensch, nicht aussehen! Wie hätte sie auch jemand so beleidigen können, ihm zu sagen, sie hielte ihn für Ulrich Märzendorff, dessen Name in Kurland nie anders als mit Kummer und Verachtung genannt wurde!

Nochmals schüttelte sie den Kopf.

So muß ich selber der lieben Demoiselle meinen traurigen Namen nennen, sprach der Fremde gepreßt.

Ich bin Ulrich Märzendorff, der unglückliche verbummelte Mann, der, von seinem Vater verstoßen, durch die halbe Welt gezogen ist, ein unwillkommener Gast, wo er sich zeigt . . .

Dorettchen senkte den Kopf tiefer, der Unglückliche sollte nicht sehen, daß es wie Schreck über ihr Gesicht flog. Sie wagte nur noch ganz verstohlen ihn anzusehen.

Sein Gesicht war noch jung, trotz der Falten auf der Stirn und der tiefen Furchen, die sich von der Nase abwärts zum Munde zogen. Die grauen Augen waren matt und so traurig, als sähen sie in lauter schmerzliche Dinge hinein. Größer und größer wurde das Mitleid in Dorettchen und leuchtete aus ihren unschuldigen Augen warm und segnend in das Herz des gebrochenen Mannes hinein.

In aufwallender Dankbarkeit faßte er ihre Hände und strich zart über sie.

— Wie gut sie ist, die liebe kleine Demoiselle, sprach er warm, sie ist das Beste, was mir seit langer Zeit begegnet ist.

In der feuchten Niederung am Teich begann die Nachtigall im Erlengebüsch zu schlagen. Da fiel es Dorettchen ein, daß es für sie längst Zeit war heim zu gehen, denn der Abend kam, und sie stand zögernd auf.

— Ich sehe, daß die Demoiselle gehen will, sagte Ulrich Märzendorff. Ich will sie nicht zurückhalten. Ulrich Märzendorff ist ein trauriger Gesellschafter; wo er ist, da ist lauter Schatten und Dunkelheit. Und nun bitte ich noch, daß die liebe Demoiselle mir ihren Namen nennt, damit ich weiß, an wen ich denken darf in den vielen einsamen Stunden . . .

— Ich bin Dorettchen Ilefeld, sagte das Mädchen und lächelte dazu so

ſtolz und ſtrahlend, als verkünde ſie Ulrich Märzendorff damit ein großes Glück. Er nahm ihre Hand, küßte ſie ehrfürchtig, und wie im Traum ging Dorettchen davon. Aber an der Stelle, wo der Weg in die Bäume hineinbiegt und man die Lichtung aus den Augen verliert, mußte ſie ſich noch einmal zurückwenden. Da ſaß Ulrich Märzendorff noch auf der Bank, wie er vordem da geſeſſen, das kleine Buch in der Hand, und ſah ihr lächelnd nach.

Dorettchen, mit Blut übergoſſen, verſchwand ſchnell hinter den Bäumen. Eilig ging ſie ihren Weg, ſah nicht, daß der „dumme Graf" ſie wieder grüßte, nicht daß die Blimberg ihr nachſchaute, verwundert und gekränkt, daß Dorettchen nicht einmal einen Blick übrig hatte für ihr Fenſter. Aber am Parktor blieb ſie ſtehen. Die Roſen glühten und leuchteten im Sonnenuntergangslicht und dufteten betäubend. Was konnte man im ganzen Lande Schöneres ſehen, als die Birſeneeker Roſen in der Blüte? Aber Ulrich Märzendorff hatte ſie noch ſchöner genannt, als alle die verzauberten Blumen . . .

Da ging Dorettchen ein Schauer beglückender Seligkeit durch die Glieder, das Herz klopfte ihr, und ſie lief den Weg entlang, als hätte ſie Flügel unter den Sohlen, und trat erhitzt und atemlos, die Augen noch voller Seligkeit und Träume, in das Eßzimmer. Gerade ſprach Paſtor Ilefeld das Schlußgebet. Da kehrte Dorettchen aus ihrem Zauberlande in die Wirklichkeit zurück. Sie erſchrak nun doch ein wenig, drückte ſich wie ſchutzſuchend an die Wand und faltete die Hände, während ihre Augen unruhig zum Vater wanderten.

Nachdem er das Gebet geſprochen, wandte er ſich ſcharf nach ihr um:

— Wenn ich ſage, du ſollſt zum Schmied gehen, dann heißt das nicht, daß du ſtundenlang bei der Blimberg ſitzt und dir von ihr dummes Zeug vorſchwatzen läßt! Das nächſte Mal biſt du pünktlich wieder da, haſt du mich verſtanden? Damit ging Paſtor Ilefeld aus der Tür.

— Du biſt gnädig davongekommen, ſagte Conſtanzchen. Der Vater iſt heute im Grunde roſiger Laune. Er hat wohl die Augenbrauen in die Höhe geriſſen, als er ſah, daß du nicht da warſt, aber er hat darum nicht viel Worte verloren . . .

Conſtanzchen ſah nach der Tür, legte ſich über den Tiſch und flüſterte:

— Es war ein Sumahlenſcher Knecht da, er hat dem Vater einen Brief gebracht. Der Vater hat ihn im Studierzimmer geleſen, und als er herauskam, da ſtrahlte ſein Geſicht wie die Sonne, nicht Luiſchen, wie die Sonne?

— Ja, beſtätigte die Kleine und beſchrieb mit den Händen einen Kreis in der Luft, ja! ſo . . .

— Was meinſt du wohl, Dorettchen, was in dem Brief geſtanden hat?

— Ich weiß es nicht, ſagte Dorettchen gedankenlos.

— Nun wir wiſſen es auch nicht! Oder wir wiſſen es doch! Ja, wir wiſſen es ganz genau!

— Ja, ja, ja, rief Luiſchen und tanzte durch die Stube.

Es liegt was in der Luft! rief nun wieder Conſtanzchen. Baltemuſch ſitzt im Winkel und prophezeiht ein Unglück, und Sappe träumt nur noch von Hochzeit. Wer hat nu recht?

— Sappe! Sappe! ſchrie Luiſchen. Ihre Träume gehen immer in Erfüllung! Es gibt Hochzeit in Birſeneeken! Hochzeit!

Dorettchen lief den Schweſtern davon. Sie ging in die Lindenlaube am Ende des Gartens und ſtieg dort auf die Bank. Von hier konnte man zwiſchen den niederhängenden Zweigen des alten Baumes den Weſtgiebel des Herrenhauſes aus dunkeln Baummaſſen ſteigen ſehen.

Regungslos ſtand Dorettchen da und ſtarrte hinüber, bis es Nacht wurde.

Die Wetterwolke hatte ſich gehoben. Es zuckte zuweilen in ihr auf und flammte unruhig durch die Luft.

Lange ſtand Paſtor Ilefeld auf der Gartentreppe und ſah ins Wetter, aber es kam nicht herauf; bald lag das Haus im Schlaf.

Nur Dorettchen wachte. Leiſe regte der Nachtwind die Gardinen, unruhig flimmerte das ferne Wetterleuchten über ſie hin; der Mond trat aus den Wolken, helle Flecken fielen auf die Diele und auf Dorettchens weiße Decke. Dann ſank die Gewitterwolke an den Horizont, im ſtillen gelben Licht ſchlummerte die Erde, während der rote Streifen über dem Walde ſich langſam von Weſten nach Oſten zog und immer heller, immer glühender zu leuchten begann. Die Sonne ging auf, und im Hof begann das Leben. Mit einem lang hinhallenden Schrei trieb die Viehmagd die Kühe aus dem Stall; der Ziehbrunnen knarrte, und mit lautem Geſchnatter zogen die Enten unter dem Fenſter vorüber zum Teich.

Da erſt ſank Dorettchens Kopf, matt von all der heimlichen Seligkeit, in die Kiſſen, und ſie ſchlief feſt bis in den hellen Morgen.

Drittes Kapitel.

Drei Tage ſehnte ſich Dorettchen nach Ulrich Märzendorff, daß ſie meinte, das Herz müſſe ihr darüber in Stücke gehen. Nach der erſten ſelig durchwachten Nacht hatte ſie wohl gemeint, ſie hätte genug an dem ſüßen Erinnerungsſpiel, das träumend immer wieder denſelben Weg durchlief von dem Augenblick an, wo ſie den Fremden unter den Birken geſehen, bis dahin, wo er abſchiednehmend ihre Hände küßte. Als ſie aber dann am Nachmittag in der heißen Lindenlaube ſaß — die Bienen ſummten ſchläfrig um die aufbrechenden Lindenblüten und die Luft ſchwebte zitternd über den Feldern — und ihre Gedanken wollten wieder auf dem geliebten Wege wandern, da war plötzlich ein Schleier da, der die Dinge undeutlich machte, Ulrich Märzendorffs Geſicht verwiſchte ſich, und nur aus weiter Ferne klangen ſeine Worte zu ihr.

Da wurde es Dorettchen klar, daß ſie ihn wiederſehen mußte. Sie begann ſich die verſchiedenſten Möglichkeiten auszumalen, die ſie wieder in ſeine Nähe bringen konnten: vielleicht hatte der Schmied den Auftrag vergeſſen und der Vater ſchickte ſie wieder hinauf. Aber der war am Nachmittag pünktlich um fünf oben. Wer hätte auch gewagt, einen Befehl von Paſtor Ilefeld zu vergeſſen? Sie fragte die Schweſtern, ob ſie nicht Luſt hätten, wieder einmal zur Blimbergen zu gehen, — lange ſchon waren ſie nicht mehr da. Aber die lachten Dorettchen aus: Bei dem ſchönen Sommerwetter ſetzte man ſich doch nicht in Blimbergs enge, heiße Stube! Sie wollten nach dem Marremoraſt, der Kutſcher hatte dort neulich im Vorüberfahren die ſchönſten Waſſerlilien geſehen.

Geduldig ging Dorettchen mit den Schweſtern den heißen weiten Weg, während die Angſt, Ulrich Märzendorff könnte unterdeſſen im Paſtorat geweſen ſein, ſie bis zu Tränen quälte. Die Schweſtern ſprachen nur von Paſtor Wiedemann und neckten Dorettchen mit ihm.

In dem Brief, den der Sumahlſche Knecht vorgeſtern heraufgetragen, mußte wohl geſtanden haben, daß Paſtor Wiedemann Ernſt machte mit ſeiner Abſicht, um eines der Birſeneckſchen Mädchen zu freien, der Vater hatte

darüber eine Bemerkung fallen laſſen, und auch zu verſtehen gegeben, daß Dorettchen die Erwählte war. Es war Conſtanzchen nicht ſchwer gefallen, ihre Gedanken an eine Heirat mit Paul Wiedemann in den Wind zu ſchicken. Hätte er ſie gewollt, das kluge praktiſche Conſtanzchen hätte ſich nicht lange beſonnen; wer freute ſich denn nicht, wenn er jung unter die Haube kam? Aber ſeit ſie ihn geſehen hatte, ſo fertig, ſo ganz und gar mit ſeinen Männerangelegenheiten beſchäftigt, daß es gar ſchwer fiel, ihn ſich als Liebhaber zu denken, meinte ſie, das große Glück des Heiratens dürfte ſchon eine andere Geſtalt wählen, wenn es zu Conſtanzchen Ilefeld nach Birſeneeken kam!

Dorettchen hörte nicht auf das, wovon die Schweſtern ſprachen.

— Wenn ihr wüßtet, . . . wenn ihr wüßtet, . . . ſchwirrten ihre Gedanken heimlich in das luſtige Geplauder hinein, wenn ihr wüßtet, was Dorettchen, das dumme Dorettchen, alles erlebt hat!

Zum erſten Mal im Leben hatte ſie ein Geheimnis, und ſie fühlte mit Schrecken und Seligkeit, wie ſich das als trennende Mauer zwiſchen ſie und ihre Umgebung ſchob. Unter all den andern lebte ſie jetzt ganz allein ein ſüßes, eignes, qualvolles Leben.

Am dritten Tage, am ſpäten Nachmittag, kam Ulrich Märzendorff ins Paſtorat und wurde kühl und förmlich empfangen.

Es dauerte lange, bis Paſtor Ilefeld kam, um ſeinen Gaſt ſelbſt zu begrüßen. In der blauen Stube führte die Paſtorin unterdeſſen die Unterhaltung, die ſich nur mühſam vom Flecke ſchleppte, denn ſie war ängſtlich bemüht, alles zu umgehen, was den unglücklichen jungen Mann, der in gedrückter und ſchlaffer Haltung vor ihr ſaß, an ſeine trübe Lage erinnern konnte.

Dann kam Paſtor Ilefeld. Eine erdrückende Feierlichkeit laſtete über ihm, hochmütig reichte er ſeinem Gaſt die Hand und ließ die Augen ſcharf und mißbilligend auf ſeiner Kleidung ruhen.

— Man ſieht Ihnen an, daß Sie im Auslande waren, begann er das Geſpräch, ſeit wann ſind Sie wieder im Lande?

— Es werden wohl zwei Wochen ſein.

— Ja, ja, für einen Kurländer iſt im Auslande kein Fortkommen, es zieht ihn über kurz oder lang doch wieder in die Heimat zurück!

— Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die äußern Lebensumſtände wenig genug zu unſerem Wohl und Weh beitragen, ſprach Ulrich Märzendorff. Wenn überhaupt das Leben lebenswert iſt, ſo kann es ebenſogut in Deutſchland oder in der Schweiz gelebt werden, wie in Kurland.

Paſtor Ilefeld zuckte die Achſeln und ſchwieg. Offenbar hielt er die Äußerung des jungen Mannes einer Erwiderung nicht für wert.

— Nicht jeder gelangt dazu, mit der Scholle zu verwachſen, fuhr Ulrich Märzendorff fort. Es gibt Naturen, deren innerſtes Weſen Heimatloſigkeit iſt, und er lächelte dabei fein und traurig.

Paſtor Ilefeld riß die Brauen in die Höhe und änderte das Geſpräch.

— Alſo ſeit zwei Wochen ſind Sie in Birſeneeken?

— Ja.

— Es iſt ein Jammer um das Haus und um den ſchönen Garten. Ich wollte, wir hätten den guten Boden hier oben. Was hat der alte Birſeneeker Graf nicht alles an ſeinen Garten gewandt, und was iſt jetzt? Was die Hüterjungen nicht ſtehlen, das fault. Ich kann Ihnen ſagen, letzten Herbſt fraßen die Schweine die Gravenſteiner ſcheffelweis, und das iſt noch ein Glück, ſo wird doch wenigſtens das Vieh davon fett.

— Der Verfall dort hat für mich viel Reiz . . .

Erbarmen Sie ſich, wie kann man an Schmutz, Unordnung und Verkommenheit Gefallen finden? Ich gehe ſchon ſeit Jahren nicht mehr über den Hof. Ich kann die Wirtſchaft dort nicht ſehen! Aber die Roſen müſſen gepflegt werden, man fragt ſich auch wozu? Damit die Blimbergen Mondſcheinſpaziergänge unter Roſen machen kann . . . Paſtor Ilefeld lachte kurz auf. Er ſollte für das Geld lieber das Dach flicken laſſen, da fliegt auch ein Ziegel nach dem andern in den Garten, bald wird man da unter freiem Himmel leben können.

Während ſo in der blauen Stube die Unterhaltung ging, ſtand Dorettchen zitternd im Eßzimmer hinter der Tür und lauſchte dem Klang der geliebten Stimme, die weich und bedeckt mit dem dröhnenden Baß des Vaters wechſelte. Vorſichtig hatte ſie den Schlüſſel herausgezogen und mühte ſich nun Ulrich Märzendorff durch das Schlüſſelloch zu ſehen, aber ſie konnte nicht mehr von ihm erſpähen, als ein kleines Fleckchen ſeines blauen Fracks.

— Was treiben Sie denn jetzt in Birſeneecken? fragte drinnen Paſtor Ilefeld. Man hat mir geſagt, Sie ſchreiben da einen Roman für den Birſeneckſchen?

Ulrich Märzendorff errötete, peinlich berührt.

— Fürs erſte mache ich einen Auszug aus der Familienchronik. Natürlich bietet der Stoff viel Anregendes, — ob er ſich mir zum Kunſtwerk formt und ob gerade jetzt, das weiß ich noch nicht.

— Aber Sie dichten doch, hab ich immer gehört? Nun, und wenn der Stoff ſo anregend iſt, warum machen Sie ſich da nicht gleich an die Arbeit? Worauf wollen Sie noch warten? Natürlich man muß einen Stoff haben. Wenn ich nicht weiß, was ich ſchreiben ſoll, kann ich auch nicht ſchreiben! Das iſt klar. Aber wenn die Geſchichte ſchon da iſt, kann ich ſie doch hinſchreiben, dazu hab ich ja das Talent.

In Ulrich Märzendorffs Geſicht trat ein hochmütig abwehrender Ausdruck.

— Nicht der Stoff iſt die Hauptſache, ſondern die Kraft ihn zu formen, ſagte er kalt und überlegen. Das weiß jeder Künſtler.

Unmutig zog Paſtor Ilefeld ſeine ſtarken Brauen in die Höhe. Nun ſprach er: Das geht auch nicht nach anderen Geſetzen! Der Wille iſt die Hauptſache, mein Lieber, der Wille! Daſitzen und auf den Genius warten, führt zu nichts . . . Alle großen Dichter waren fleißige Menſchen.

Gerade in dieſem Augenblick, wo das Geſpräch eine peinliche Wendung nehmen wollte, trat Dorettchen in die Stube und enthob ſo Ulrich Märzendorf der unangenehmen Situation, Paſtor Ilefelds wenig verſtändnisvolle Augen in den Jammer ſeines Geſchicks hineinblicken zu laſſen und von ihm auf den rechten Weg des Fleißes und der Ausdauer gewieſen zu werden. Dorettchen hatte es nicht mehr ausgehalten hinter der Tür, unwiderſtehlich hatte es ſie in die blaue Stube gezogen, und nun ſtand ſie da, erſchrocken über ihre Kühnheit und doch ſtrahlend und lächelnd, in ihrer großen Kinderlieblichkeit und mit den Augen voll warmer Güte.

— Es iſt Beſuch da, ſagte Paſtor Ilefeld verweiſend und ſtellte mit einer flüchtigen Handbewegung vor: Herr Märzendorff, meine zweite Tochter!

Ulrich Märzendorff reichte ihr mit einem frohen Lächeln die Hand, aber von der Begegnung im Park ſagte er nichts. Da begriff Dorettchen, daß auch ihm dieſes Erlebnis ein liebes Geheimnis war, das er mit niemand auf der Welt teilen wollte, als mit ihr ganz allein!

— Darf ich mir Ihre Blumen anſehen? bat Ulrich Märzendorff. Es heißt immer, der Paſtoratsgarten ſei der ſchönſte in der Gegend.

— Gewiß, gewiß, ſagte Paſtor Ilefeld, Sie entſchuldigen, wenn ich ſelbſt nicht mitgehe, die Nachmittagsſonne tut meinem Schädel nicht gut. Meine Tochter führt ſie herunter, die Blumen ſind ihre ſpeziellen Pfleglinge.

Mit der ihr eignen zierlichen Würde ſchritt Dorettchen vor Ulrich Märzendorff durch den Saal, die Gartentreppe hinab und in den ſonnigen Blumengarten hinein. Dort blieb ſie zwiſchen den Beeten ſtehen, wandte ſich um und ſah Ulrich Märzendorff in ſtummer ſchüchterner Seligkeit entgegen. Er ſah ſie lächelnd an.

— Welche Freude, Sie zu ſehen, welche große Freude, ſprach er leiſe und erregt. Sie hilft all das andere vergeſſen. Ach, wenn die liebe kleine freundliche Demoiſelle wüßte, wie bitter es iſt, immer daran erinnert zu werden, daß man es zu nichts gebracht hat, immer und immer von den Starken, den Glücklichen, den Lebenskräftigen mit Füßen getreten zu werden! Weiß Gott, ich habe verſucht mich in das Leben zu ſchicken, ich habe gearbeitet, ich habe es in einem Kontor verſucht, in einem Buchladen, ich habe in Redaktionen gearbeitet — es iſt immer dasſelbe: das Leben braucht mich nicht, es ſpeit mich aus! Was wiſſen die Menſchen hier, die in ſatter Ruhe und Enge ihr Leben verbringen wie ein Idyll, von einem tragiſchen Schickſal? Was wiſſen diejenigen, die nur *eine* Welt kennen, von den furchtbaren Leiden, die der leiden muß, über den die andere, die innere Welt, Macht gewonnen hat? Und doch die Möglichkeit nicht findet, ſie in die äußere Welt hineinzutragen! Der Stoff, ſagen ſie, der Stoff, das iſt die Hauptſache! Man hat ja das Talent, ihn hinzuſchreiben! Sie wiſſen nicht, daß der Stoff der Feind iſt, der beſiegt werden muß, daß er den tötet, der die Kraft nicht hat, ihn in der Form zu bändigen...

Hätte Dorettchen Ilefeld nicht ganz genau gewußt, daß Ulrich Märzendorff nichts anderes war, als ſie ſelber: eines kuriſchen Paſtors Kind, ſie hätte gedacht, er ſei aus einem Zauberlande zu ihr gekommen, ſo fremd und geheimnisvoll erſchien ihr ſein Leben und Sein und die Worte, die wie die Laute einer fremden Sprache waren.

— Es verſteht mich niemand hier, niemand, ſprach Ulrich Märzendorff weiter. Sie haben alle ihre vorgefaßte Meinung: Ulrich Märzendorff iſt ein Lump! Aber der lieben Demoiſelle hier kann ich alles ſagen, ſie hat Augen, die wiſſen und verſtehen alles von Ewigkeit her. Darum habe ich mich drüben in dem öden Hauſe ſo furchtbar nach ihr geſehnt, ich konnte es gar nicht ertragen, daß ſie nicht immer bei mir war! Hat ſie ſich auch ein wenig geſehnt?

Dorettchen hob die geſenkten Lider und lächelte ſtill und bejahend in ſeine fragenden Augen hinein.

Da zuckte in Ulrich Märzendorffs müdem Geſicht die Leidenſchaft auf, ganz wild und begehrlich. Aber beherrſcht trat er zur Seite, Dorettchen den Weg nach dem Hauſe freigebend. . . . . .

— Ich hoffe, Sie werden den Weg zu uns noch häufiger finden. Am neunzehnten iſt mein Geburtstag, dann finden Sie die Umgegend hier verſammelt. Ich werde mich freuen, Sie dann auch bei mir zu begrüßen, lud oben in der blauen Stube Paſtor Ilefeld Ulrich Märzendorff ein in einem Ton, der trotz aller Höflichkeit wenig einladend war, weil jede Herzenswärme ihm fehlte. Ulrich Märzendorff verneigte ſich dankend, und bald ſah man ſeinen blauen Frack auf dem ſonnenloſen Birſeneeker Wege langſam dem öden Hauſe entgegenwandeln.

(Fortſetzung in der nächſten Nummer.)

Die Urſache der Ähnlichkeit des menſchlichen und tieriſchen Körperbaues.

Von P. v. Rechenberg-Linten (Mitau).

1.

Wenn wir das Problem der Entſtehung der organiſchen Formen in's Auge faſſen, ſo treten uns zwei ſcharf getrennte Auffaſſungen gegenüber. Die eine fußt auf der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte und lehrt, daß der Menſch, die Tiere und die Pflanzen von Gott am Anfang fertig erſchaffen wurden; die andere lehrt, daß die Tiere einſchließlich des Menſchen im Laufe der Jahrmillionen aus dem Urſtoff durch langſame Entwicklung aus einer oder mehreren Urzellen durch Abſtammung, Anpaſſung oder Vererbung hervorgegangen ſind. Die erſte Anſchauung nimmt alſo einen ſpontanen Schöpfungsakt Gottes an, der alle Lebeweſen nach einem beſtimmten Plane erſchuf; die zweite Anſchauung lehrt die mechaniſche, von zufälligen natürlichen Bedingungen abhängige Entſtehung und Entwicklung der Lebeweſen. Die erſte Auffaſſung iſt die Lehre des Glaubens, der Kirche; die zweite die Lehre der modernen Naturwiſſenſchaft. Beide Anſchauungen haben ihre leidenſchaftlichen Vertreter, und der Streit um „Moſes“ oder „Darwin“ erregt und intereſſiert auch heute die gebildete Welt. Denn dieſer Streit iſt noch lange nicht entſchieden — trotz Häckel und den Moniſten.

Ich will im Folgenden verſuchen, dieſe Frage vom kritiſchen Standpunkte aus kurz zu unterſuchen, und dann eine Löſung des Problemes der Ähnlichkeit der organiſchen Formen zur Darſtellung bringen, die, auf tatſächlichen Verhältniſſen beruhend, uns der Löſung der letzten großen Endfrage nach der Entſtehung des Lebens überhaupt näher bringen wird.

Alle Objekte der äußeren Welt, die Tiere und der Menſch mit einbegriffen, ſind ſelbſtverſtändlich Objekte der Naturforſchung und dürfen unter keinen Umſtänden der naturwiſſenſchaftlichen Betrachtungsweiſe entzogen werden. Daher werden wir mit vollem Recht die einſeitig dogmatiſche Behandlung der Frage der Entſtehung der tieriſchen Formen auf Grund von religiöſen Schöpfungsdarſtellungen ruhig und mit gutem Gewiſſen ablehnen, ohne dabei den ſymboliſchen Gehalt und die in dieſen Geſchichten eingekleideten göttlichen Glaubenswahrheiten ignorieren zu wollen.

Andererſeits werden wir auch die wiſſenſchaftliche Behandlungsweiſe dieſes Problemes einer genauen Prüfung unterziehen müſſen, denn nur dann können wir hoffen, eine möglichſt annähernd der Wahrheit entſprechende Löſung unſeres Problemes zu finden, oder wenigſtens die Fehler, die wir vermeiden müſſen, um die richtige Löſung zu finden.

Die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte erzählt, daß Gott Pflanzen, Tiere

und schließlich den Menschen im Laufe einiger Tage nacheinander erschaffen hat, und daß sie fertig und vollausgebildet die Erde als ihren Wohnort angewiesen erhielten. Nach dieser Anschauung sind also alle organischen Formen, einschließlich des Menschen, vollausgebildet auf Grund eines Willensaktes des Schöpfers in's materielle Dasein getreten, und es fehlt vollkommen ein Hinweis darauf, daß sie sich langsam, eins aus dem anderen, die höheren aus den niederen entwickelt haben.

Diese Entstehungsweise der organischen Formen ist Jahrtausende hindurch geglaubt und für richtig gehalten worden. Aber das Problem der Entstehung des Lebens auf der Erde hat ebenso auch unausgesetzt einzelne Köpfe beschäftigt, und je größer die Erfolge und Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet wurden, um so mehr entstand auch das Bedürfnis in der wissenschaftlichen Welt, dieses letzte und höchste Problem wissenschaftlich zu behandeln und zu erklären. Denn das plötzliche Hervorgehen der organischen Formen in ihrem ganzen Reichtum und ihrer Mannigfaltigkeit aus einem spontanen Willensakt des „hypothetischen" Schöpfers konnte wohl eine Annahme sein und bleiben, die dem Gläubigen genügen mochte, nicht aber eine „wissenschaftliche Wahrheit" darstellen, die dem Naturforscher genügte, der alle Erscheinungen auf ihre deutlichen und nachweisbaren Ursachen zurückzuführen hat. So wurde denn der Kampf gegen das biblische Dogma, gegen die „Schöpfungshypothese" mit aller wissenschaftlichen Schärfe geführt. An die Stelle des „hypothetischen" Schöpfers trat die ausnahmslos und überall herrschende blinde Naturkraft, die nach unabänderlichen chemisch-physikalischen Gesetzen mechanisch wirkt. In ihr mußte die Entstehung des Lebens und der organischen Formen auf unserem Planeten gefunden werden, und schließlich gelang es Darwin, nachdem der Entwicklungsgedanke vom niederen zum höheren schon vorher in der wissenschaftlichen Welt Fuß gefaßt hatte, eine plausibele Theorie darüber aufzustellen, wie und durch welche besonderen Gesetze diese Entstehung und Entwickelung von den niedersten Formen zu den höchsten vor sich gegangen sei. Darwin lehrte, daß die niedrigsten Formen durch Variation, Anpassung, geschlechtliche Zuchtwahl, Kampf um's Dasein und Vererbung der auf diesem Wege erworbenen körperlichen und geistigen Eigenschaften sich im Laufe riesiger Zeiträume zu den verschiedenen jetzt lebenden höheren und höchsten Formen entwickelt hätten. Und durch die geologischen Befunde, die scheinbar eine ganz eindeutige Reihenfolge von den niedrigsten zu den höchsten Formen zeigten, sowie durch die Ähnlichkeit des morphologischen Baues der tierischen Körper zeigte er mit großem wissenschaftlichen Geschick, daß seine Theorie der Entstehung der Arten die größte wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit für sich habe. Damit war denn auch der sogenannten „Schöpfungshypothese", in der wissenschaftlichen Welt wenigstens, endgiltig der Todesstoß versetzt, und alle noch so wohlgemeinten Versuche, die mosaische Schöpfungsgeschichte mit den geologischen und paläontologischen

Befunden in Einklang zu bringen, ſcheiterten an den offenkundigen wiſſenſchaftlichen Tatſachen.

Um nun einen Standpunkt in dieſer Frage zu gewinnen, müſſen wir uns folgendes klar machen. Die Richtigkeit der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte wiſſenſchaftlich zu beweiſen oder zu widerlegen iſt überhaupt nicht möglich, denn ſie ſchildert einen Vorgang, der vor angeblich c. 6 Jahrtauſenden ſtattgefunden und deſſen objektive Beweis- ſowie auch Widerlegungsmomente garnicht mehr geliefert werden können. Was wir heute vor uns ſehen, ſind die jetzt lebenden organiſchen Formen. Ferner finden wir in den geologiſchen Ablagerungen foſſile Überreſte vergangener Zeiten. Wir nehmen entſprechend den in hiſtoriſchen Zeiten entſtandenen Ablagerungen an, daß dieſe geologiſchen Schichten unendlich viel längere Zeiträume zu ihrer Bildung nötig hatten, als die 6000 Jahre, die ſeit der „moſaiſchen Schöpfung" der Erde verfloſſen ſind; und folgern ſchon aus dieſem Grunde allein, daß der moſaiſche Schöpfungsakt nicht richtig ſein könne, da er bloß von 6 Tagen redet. Aber weder bei dem einen noch dem anderen behaupteten Entſtehungsprozeß des Lebens auf der Erde iſt jemand von uns dabei geweſen, und es iſt an und für ſich nicht einzuſehen, warum ſich geologiſche Ablagerungen unter anderen chemiſchen und phyſikaliſchen Verhältniſſen nicht ſollten viel raſcher gebildet haben können als jetzt. Genau ſo iſt es mit dem Streit um das Daſein „Gottes". Das göttliche Weſen iſt Sache des inneren Gefühls und der ahnenden Vorſtellung, nicht aber Objekt des wiſſenſchaftlichen Beweiſes oder der wiſſenſchaftlichen Verneinung.

Es iſt alſo, glaube ich, für uns abſolut ausſichtslos, zu einem wiſſenſchaftlich feſten Reſultat zu gelangen, wenn wir von dieſer Seite — der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte — das Problem kritiſch zu behandeln verſuchen.

Der einzige Weg, der uns zur wiſſenſchaftlichen Erkenntnis und damit zu einem den Forderungen unſeres Verſtandes genügenden Reſultat führen kann, bleibt die kritiſche Feſtſtellung und Unterſuchung der heute vorhandenen Tatſachen auf dieſem Gebiete. Mögen die Tatſachen auch noch ſo verwickelt und ſonderbar ſcheinen — ſind es Tatſachen, ſo können wir ruhig auf ihnen unſere Folgerungen aufbauen. Gehen wir dabei gewiſſenhaft vor, d. h. ſtellen wir a l l e uns zur Zeit zugänglichen Tatſachen in Rechnung, ſo werden wir auch unbedingt ein das Gemüt befriedigendes Reſultat gewinnen.

Wir müſſen daher die Tatſachen, auf die ſich die Entwickelungslehre ſtützt und die heute von der überwiegenden Zahl der Naturforſcher für richtig gehalten werden, auf ihre Stichhaltigkeit prüfen. Denn nur wenn ſich einwandfrei nachweiſen läßt, daß die Entwicklungslehre die einzige plauſible und dabei auf dem Boden von Tatſachen ruhende Erklärung des Problems bietet, — nur dann können wir ſie auch für die, wenn auch vielleicht nur vorläufige, Löſung des Problems halten und annehmen.

Die Entwicklungslehre beſagt nun, daß alle Lebeweſen ſich aus dem

unter ganz besonders günstigen chemischen und physikalischen Verhältnissen befindlichen Urstoffe oder Urschlamme, einer Art Protoplasma, gebildet haben, indem zuerst durch verwickelte molekulare Vorgänge in diesem Protoplasma sich einzelne Zellen bildeten, aus welchen dann im Laufe langer Zeiträume durch Teilung, Fortpflanzung, Variation, Anpassung, Kampf ums Dasein und Vererbung die heute lebenden Pflanzen, Tiere und Menschen hervorgegangen seien. Von irgend einer bewußten Schöpferkraft eines Gottes, von irgend einer bewußten zweckmäßigen Zielstrebigkeit in der Organisation der Wesen und Formen könne gar keine Rede sein. Die scheinbare und oft auch vorhandene teilweise Zweckmäßigkeit des Baues erkläre sich einfach mechanisch aus der notwendigen Anpassung der sich entwickelnden Organismen an die vorhandenen und zufällig sich ändernden äußeren Lebensbedingungen. Die von unten nach oben und daher auch zeitlich aufeinander folgenden fossilen Tierüberreste in den geologischen Ablagerungen bewiesen im allgemeinen schlagend daß die höheren Tierformen sich sukzessive aus den niedriger organisierten entwickelt hätten, indem die niedrigeren Formen immer in den untersten Schichten, die höheren Formen in den oberen und obersten Schichten gefunden würden. Endlich beweise die vergleichende Anatomie aufs deutlichste die durchgehende Ähnlichkeit des Knochen- und Muskelbaues im Tierreiche; und schließlich zeige die Embryologie, das ist die Entwicklungsgeschichte des Keimes, ebenfalls die Gleichartigkeit des Vorganges bei allen in Betracht kommenden Tieren und dem Menschen — also ebenfalls ihren gemeinsamen Ursprung. Aus allem diesem wird nun der Schluß gezogen, daß die einzelnen Arten und der Mensch nicht spontan durch einen Schöpfungsakt entstanden seien, sondern sich allmählich auseinander entwickelt haben, der Mensch und die Affen aus den höheren Säugetieren, diese aus den niederen Formen, diese aus den noch niedrigeren und so fort, bis wir schließlich rückwärts bei der Urzelle, dem lebenden Protoplasma anlangen.

Die Entwicklungstheoretiker, speziell die Darwinisten, haben es mit großem Eifer und wissenschaftlichem Scharfsinn verstanden, zur Stütze dieser Hypothese ein großes naturwissenschaftliches Material zu sammeln, so daß man, wenn man die Grundhypothese von der Ur- oder Selbstzeugung der ersten Zelle gelten läßt, sich dem Gewicht der gesamten übrigen Tatsachen nicht verschließen kann. Es hat den Anschein, mit großer Wahrscheinlichkeit, daß in der Entwicklungshypothese, in der Abstammungslehre, die Lösung der Frage nach der Herkunft und Entstehung der Arten des pflanzlichen und tierischen Lebens auf unserem Planeten gefunden worden ist.

An kritischen Gegnern dieser Hypothese hat es freilich nicht gefehlt.

Der erste Einwand ist, daß man noch niemals, trotz der sorgfältigsten Beobachtung und Untersuchung, die Entstehung einer Urzelle aus dem sogenannten Protoplasma hat nachweisen können. „Omnis cellula ex cellula“ — soweit wir wissen — immer entsteht eine Zelle aus einer anderen schon

vorhandenen; und daß die erste, die Urzelle durch generatio spontanea oder aequivoca, durch Selbstzeugung oder Urzeugung entstanden sein soll, ist und bleibt eine unbeweisbare Hypothese.

Die behauptete unzweideutige Reihenfolge der fossilen Funde läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten, seitdem nachgewiesen ist, daß in gewissen untersten geologischen Schichten gleichzeitig mit ganz niederen Formen schon hochorganisierte Formen auftreten, wo doch nach der Theorie die höheren Formen erst nach und über den niederen Formen auftreten müßten.

Die Lückenlosigkeit der Reihe von den niederen zu den höheren Formen ist nicht vorhanden. Es fehlen viele wichtige Zwischenglieder. So ist es z. B. garnicht zu erklären, wie plötzlich ohne ein verbindendes Zwischenglied ganz unvermittelt nach den Sauriern die Säugetiere auftreten.

Die Entwickelungstheoretiker haben nun scharfsinnige Hypothesen ersonnen und aufgestellt, um diese Mängel zu erklären, aber durch noch so geistreiche Annahmen werden die tatsächlich vorhandenen Lücken in ihrem Gebäude nicht beseitigt.

Den stärksten Eindruck müssen auf den Naturforscher die unleugbar ganz evidente Ähnlichkeit des morphologischen Baues der Tiere und des Menschen machen, sowie die Ähnlichkeit der embryonalen Entwickelung des Keimes bei beiden. Hier wie dort liegen im allgemeinen tatsächliche Verhältnisse vor. Wenn wir den Knochenbau der meisten Tiere einschließlich des Menschen mit einander vergleichen, so fällt sofort die außerordentliche Ähnlichkeit der Skelette in ihren Hauptteilen auf. Wirbelsäule, Arm- und Beinknochen, Rippenanlage, Schulterblatt, Kopfform, kurz fast jeder Knochen findet sein Analogon bei ganz fernstehenden Gruppen. Und wenn wir schließlich sehen, daß der Embryo der höheren Tiere im allgemeinen sukzessive die Formen der niederen Reihen in seiner Entwicklung durchläuft, bis er zur charakteristischen ausgebildeten Form seiner Art wird, so scheint hier erst recht die Verwandtschaft und Abstammung der höheren Formen mit und von den niederen offen ausgesprochen zu sein. Häckel formuliert dieses in seinem biogenetischen Grundgesetz folgendermaßen: die embryonale Entwicklung des Individuums ist die Rekapitulation der Geschichte des ganzen Stammes. Also -- so wird geschlossen — auf Grund der Ähnlichkeit des morphologischen Baues und der embryonalen Rekapitulation der Stammesgeschichte, haben sich die höheren Formen aus den niederen Formen entwickelt, stammen von ihnen ab.

Trotzdem nun in historischen Zeiten niemals die Abstammung und Entwicklung einer höheren Tierform aus einer niederen beobachtet worden ist, und trotzdem in der Reihenfolge der geologischen Funde sich auffallende Lücken finden und diese Reihenfolge selbst durchaus nicht immer eindeutig ist, so ist doch die augenscheinliche Ähnlichkeit des morphologischen Baues der Tiere so groß, daß wir die Hypothese der Abstammung nicht von der Hand weisen können — so lange nicht eine andere oder bessere Erklärung des Problems

gefunden ist. Der Entwicklungsgedanke ist uns so in Fleisch und Blut übergegangen, wir sehen überall die Entfaltung und Entwicklung von kleinen und geringen Anfängen zu größerem und umfangreicherem sich vollziehen, wir empfinden fast ausnahmslos auch in uns die Kontinuität des Geschehens, so daß wir nur zu leicht geneigt sind, individuelle Vorgänge zu verallgemeinern, und wir uns schwer vorstellen können, daß es auf dem Gebiete der Entstehung, Fortpflanzung und Ausbildung des organischen Lebens hätte anders sein können. Um so mehr, da die äußerlich sichtbaren Formen in ihrer Ähnlichkeit sehr zu Gunsten dieser Entwicklung sprechen.

Die Tatsache des Fehlens vieler Zwischenglieder, die durchaus nicht eindeutige Aufeinanderfolge der geologischen Befunde, die Tatsache der innerhalb gewisser Grenzen wohl schwankenden, im allgemeinen aber beharrlichen Konstanz der Arten, und schließlich das in historischen Zeiten noch nie beobachtete Hervorgehen einer höheren Art aus einer niederen Form gibt aber zu denken. Wie können diese der Theorie zuwiderlaufenden Tatsachen erklärt werden? Darwin und seine Anhänger haben die verschiedensten, oft sehr geistreichen Theorien aufgestellt, um diese Widersprüche aufzulösen — aber es bleiben eben immer bloß Annahmen, deren Richtigkeit nicht zu beweisen ist und nicht bewiesen werden kann. Und so bleibt auch der Widerspruch zwischen den vorhandenen Tatsachen und der Erklärung des Gesamtphänomens bestehen. Der sich nun daraus von selbst aufdrängende Schluß ist die Frage: Ist unter solchen Umständen die Abstammungslehre nicht ein Irrtum? Denn wenn sie richtig sein soll, so müssen auch alle vorhandenen Tatsachen eindeutig zu ihren Gunsten sprechen; und das ist nicht der Fall.

Beim jahrelangen Suchen nach einer Antwort auf diese Frage, d. h. ob die Abstammungslehre nicht doch ein Irrtum sei und wo der Fehler in dieser an und für sich so blendenden und scheinbar so einleuchtenden Lehre liegen könne, kam ich im Anschluß an andere Studien zu einem ganz anderen Resultat. Ich will versuchen, im Folgenden dieses Resultat, welches die natürliche Erklärung der Ähnlichkeit des morphologischen Baues der organischen Formen enthält, kurz darzulegen.

2.

Zur richtigen Erklärung eines Phänomens ist es offenbar vor allen Dingen nötig, daß man alle dabei mitwirkenden und in Frage kommenden Tatsachen in Rechnung stellt.

Hatte das die Abstammungslehre getan? Sie hatte alle äußerlich sichtbaren und irgendwie erreichbaren Materialien und Tatsachen gesammelt, zusammengestellt und mit Hilfe der Grundhypothese von der Urzeugung aus diesem Material die Entstehung, Abstammung und Entwicklung aller lebenden Formen auf der Erde als aus einer gemeinsamen oder mehreren Urzellen für

erwieſen erklärt. In dem Beſtreben der modernen Naturforſchung, alle Erſcheinungen auf „natürlichem“ Wege zu erklären, alles Geſchehen auf mechaniſche Urſachen zurückzuführen, hatte man alle irgendwie „geiſtig“ ausſehenden Urſachen, — angefangen vom göttlichen Schöpfungsakt bis zur zweckmäßigen Zielſtrebigkeit irgend einer Natur- oder Lebenskraft — abgelehnt; und das Objekt des Problems — die lebenden Weſen — wurden, wenn auch nicht als Automaten, ſo doch als einfach den mechaniſch wirkenden Geſetzen der Zeugung, Anpaſſung und Vererbung unterſtehend, behandelt und betrachtet. Ihre „geiſtigen“ Regungen und Äußerungen waren immer nur die Folgeerſcheinung ihres materiell-phyſiologiſchen Daſeins und entwickelten ſich entſprechend den ſich ändernden und komplizierteren äußeren Daſeinsbedingungen auf Grund eines ſich immer höher entwickelnden Organes, des Gehirnes, im Menſchen zur höchſten Ausdrucksfähigkeit. Der an und für ſich nicht falſche Entwicklungsgedanke wurde auch hier auf die geiſtigen Vorgänge übertragen. Der Gottesbegriff, eine Beethovenſche Sonate, Goethes Fauſt, haben ihre letzte Urſache in äußerſt verwickelten molekularen Schwingungen und chemiſchen Umſetzungen der Gehirnzellen, deren genauere Kenntnis ſich noch einſtweilen unſerer Einſicht entzieht. Das „Geiſtige“ als ſolches wird nicht geleugnet, aber es iſt, ebenſo wie die chemiſche und phyſikaliſche Kraft, bloß eine permanente Begleiterſcheinung des Stoffatomes und entwickelt ſich gleich dieſem auf Grund von blinden Naturgeſetzen zu immer höheren Formen und Potenzen. Dies etwa ſind die Anſchauungen der modernen Naturwiſſenſchaft über das, was wir „Geiſt“ nennen, und die uns dann auch in folgerichtiger Konſequenz die moderne Abſtammungslehre gebracht haben. Daher wurde denn auch auf die pſychologiſche Seite der Frage gar kein Gewicht gelegt — was ſollten denn dieſe ſogenannten pſychologiſchen, inneren Zuſtände bei der Löſung unſeres Problemes für einen Wert haben, da ſie ja nur Begleit- und Folgeerſcheinungen des äußeren mechaniſchen Geſchehens waren!

Aber gerade dieſe, ganz offenſichtlichen Tatſachen nicht entſprechende Anſchauung vom „Geiſtigen“ war und iſt auch die Urſache, warum die Abſtammungslehre bloß eine mehr oder weniger „geiſtreiche“ Theorie geblieben iſt, die nicht imſtande iſt, die oben gekennzeichneten tatſächlichen Widerſprüche aufzulöſen und zu beſeitigen.

Man hatte gerade den Faktor, der bei Beurteilung des Problemes von grundlegender Bedeutung iſt — nämlich das primär treibende geiſtige Element in den Lebeweſen — willkürlich oder abſichtlich überſehen, ausgeſchaltet, ſeiner Bedeutung beraubt; ja ſogar, wie ſich erweiſen wird, aus der primären Urſache des Phänomens eine bloß ſekundäre Begleiterſcheinung gemacht. Im Folgenden ſoll dies kurz erläutert werden, wobei ich darauf hinweiſen muß, daß eine eingehende wiſſenſchaftliche Begründung dieſer Tatſache nicht in den Rahmen dieſer mehr allgemeinen Abhandlung fällt.

Wenn wir uns fragen, was das erste und Ursprünglichste, das Unmittelbarste ist, was überhaupt wahrgenommen werden kann, so gelangen wir durch unmittelbare Anschauung zur Tatsache, daß wir empfinden. Diese innere unmittelbare Empfindung ist ganz unabhängig von der Wahrnehmung unseres Körpers oder der übrigen Außenwelt, denn wir nehmen in ihr unmittelbar nichts von unserem Körper oder der sogenannten Außenwelt wahr. Der unmittelbar wahrgenommene Inhalt dieser Empfindung besteht in dem Triebe oder Willen zum Sein, und wir fühlen ganz unmittelbar, daß wir identisch mit diesem Willen selbst sind, indem unser unmittelbares Ich-Bewußtsein aus der Empfindung und dem Triebe oder Willen zum Sein zusammengesetzt ist. Dies als tatsächliches erstes Wahrgenommenes gesetzt, haben wir nun den Ausgangspunkt für alle und jegliche weitere Betrachtung gefunden. Die innere Bewegung des Denkens nimmt hier ihren uns bewußten Ausgangs- und Anfangspunkt. Und wenn wir dieses Denken selbst, seiner Bewegung und Form nach, analysieren, so treffen wir in ihm die unmittelbare innere Anschauung der Zeit, und die unmittelbar empfundenen Tatsachen der Erinnerung. Und der unmittelbare Inhalt dieses Denkens besteht nur aus Empfindungen, die sich mit uns selbst identifizieren, wie Lust, Freude, Trauer, Sehnsucht, Zorn — mit einem Worte, aus allen den inneren Gefühlen, die unser inneres Wesen ausmachen. Vermittelst der Erinnerung können wir uns alle diese innern Triebe und Zustände wieder vorstellen und vermittelst der unmittelbaren Zeitempfindung zu einander ordnen. So besitzen wir vor aller äußeren Erfahrung in uns das unmittelbare Bewußtsein dessen, daß und was wir sind. Und zwar, daß wir empfindende, wollende und denkende Wesen sind. Damit ist aber auch gezeigt, daß das Empfindende, Wollende und Denkende in uns das primär Gegebene ist, denn wir finden an und für sich in ihm nichts von unserer Körperlichkeit und der weiteren Außenwelt. Im Gegenteil, wir nehmen unsere Körperlichkeit und die weitere Außenwelt erst vermittelst der in unserem unmittelbaren „Ich" schon vorhandenen und gegebenen Fähigkeiten des Empfindens, Denkens und Vorstellens wahr. Und wenn wir diese neuen Eindrücke mit den aus unserem Inneren stammenden vergleichen, so finden wir ausnahmslos, daß sie sich nicht mit uns „selbst" identifizieren, wie alle unseren unmittelbaren inneren Empfindungen. Auch dadurch ist der deutliche Beweis gegeben, daß unser unmittelbares Ich-Bewußtsein etwas ist, das nicht nur vor aller äußeren Erfahrung gegeben ist, sondern daß es auch etwas prinzipiell Verschiedenes von der materiellen Erscheinungswelt darstellt, und ihr unabhängig und selbständig gegenübersteht. Nur daß es einstweilen mit unserem Körper verknüpft erscheint.

Wenn nun auch durch dieses hier kurz skizzierte „unmittelbare Ich-Bewußtsein" unser ganzes seelisches „Ich" nicht erschöpft ist, indem ein großer Teil seiner Fähigkeiten für uns im Unbewußten verläuft und nur ausnahmsweise unter ganz besonderen Umständen in die Erscheinung nach außen tritt,

ſo genügt für unſeren Zweck die oben gegebene Darſtellung einſtweilen vollkommen. Denn aus ihr heraus finden wir nun den weiteren Ausgangspunkt für eine befriedigende Erklärung unſeres Problems. Dieſer Ausgangspunkt entſpricht tatſächlichen Verhältniſſen und beruht auf keiner Annahme, darum muß er uns auch am eheſten zur Wahrheit führen.

Es fragt ſich nun weiter, wie wir dieſen Ausgangspunkt für unſer Problem verwerten können. Wie wir geſehen haben, iſt es, neben der unmittelbaren Empfindung, der Trieb, der Wille zum Sein, zum Leben überhaupt, der uns als primäres Element innewohnt und der mit der Empfindung das Charakteriſtiſche unſeres Weſens ausmacht.

Wir *wollen* alle etwas, und wenn wir uns fragen, welches die Hauptrichtungen unſeres Willens ſind, ſo finden wir folgendes: Wir alle wollen ſein und leben, uns ernähren, bewegen und fortpflanzen (Geſchlechtsgenuß haben). Wohin wir auch ſehen, alle Menſchen, alle Völker verfolgen dieſe Hauptziele. „Durch Hunger und durch Liebe erhält ſich das Getriebe.“ Gehen wir weiter und ſehen, was es eigentlich iſt, was die Tiere wollen, ſo finden wir auch bei ihnen dieſelben großen Trieb- und Willensregungen, das leben wollen, das ſich bewegen-, ernähren- und ſich fortpflanzenwollen. Wenn uns auch die Tiere nicht ſo wie der Menſch durch die Sprache ſagen können, daß ſie dies alles *wollen*, ſo können wir doch nicht anders, als ſolches mit der größten Gewißheit annehmen; denn alle Handlungen der Tiere ſind unverkennbar und unzweideutig auf dieſe großen Daſeinsgebiete gerichtet. Gehen wir noch einen Schritt weiter und fragen uns, was die Pflanze will. Will ſie überhaupt? Eins ſehen wir deutlich, ſie entfaltet ſich, ſie ſtrebt zum Licht, ſie wächſt, ernährt ſich und pflanzt ſich fort. Wir können natürlich nicht wiſſen, ob ſie das alles bewußt will — aber auch bei ihr ſehen wir dieſelben auf das gleiche Ziel gerichteten Handlungen wie bei Menſchen und Tieren, nur mit Ausnahme der ſelbſtändigen Fortbewegung. Und wir müſſen daher annehmen, daß auch die Pflanzen leben, ſich ernähren und fortpflanzen *wollen*, weil ihre Handlungen und das Ziel, auf welches dieſe Handlungen gerichtet ſind, mehr oder weniger genau mit den Handlungen und Zielen des Menſchen und der Tiere übereinſtimmen.

Wir können nun alſo vom Menſchen mit Gewißheit, von Tieren und Pflanzen mit größter Wahrſcheinlichkeit ſagen, daß ſie alle drei Gruppen von Weſen ſind, die auf dieſer Erde leben, ſein, ſich ernähren, bewegen und fortpflanzen *wollen*; alſo alle das *Gleiche* wollen.

Und nun wird mit einem Mal Licht auf das Rätſel der Ähnlichkeit des menſchlichen und tieriſchen Körperbaues und der Pflanzen untereinander geworfen. Es iſt nun völlig klar, daß Weſen, die in der gleichen Außenwelt unter den gleichen äußeren chemiſchen und phyſikaliſchen Bedingungen ſein und leben, ſich bewegen, ernähren und fortpflanzen wollen — alſo das *Gleiche* wollen — auch notwendig einen gleichen oder ähnlichen Körperbau,

gleiche oder ähnliche Organe und Formen haben müssen. Nicht weil die höheren Tiere und die Menschen von den niederen Tieren abstammen, haben sie den ähnlichen morphologischen Bau, sondern weil sie in der gleichen Außenwelt leben und in dieser Außenwelt das Gleiche tun wollen. Tische, Stühle und Bänke haben nicht deswegen eine ähnliche oder gleiche Konstruktion, weil sie von einander abstammen, sondern weil sie in derselben äußern physikalischen Welt die gleichen Zwecke als Stützaparate entgegen dem Gesetze der Schwere ausführen sollen; und Menschen und Tiere haben nicht deswegen ähnliche Organe, Muskeln, Wirbelsäule, Knochen, Arme und Beine, weil sie von einander abstammen, sondern weil beide in derselben chemisch-physikalischen Welt leben, sich bewegen, ernähren und fortpflanzen — also Gleiches wollen.

Genau dasselbe gilt auch von der Pflanzenwelt. Da die Pflanze aus irgend einem Grunde keine selbständige Fortbewegungsfähigkeit besitzt, sondern fest im Boden wurzelt, so ist naturgemäß durch das Fortfallen dieser Notwendigkeit in Bau und Anlage ein ganz anderer Typus von Körper entstanden. Hier handelt es sich fast immer um den vertikalen Stützapparat. Da sie durch den Fortfall der Fortbewegung auf eine ganz andere Art der Ernährung angewiesen ist, als Mensch oder Tier, so kann ihre Ernährungsweise physisch garnicht mit der Ernährung und den Ernährungsorganen der Tiere verglichen werden. Betrachten wir aber die Pflanzenwelt für sich nach den oben dargelegten gemeinsamen Gesichtspunkten, so finden wir auch hier die genügende Erklärung der Änlichkeit des Baues klar und deutlich vor uns liegen.

Wie nun auch die Frage der geologischen Reihenfolge der fossilen Befunde, des Fehlens der Zwischenglieder u. s. w. liegen möge, ob sie sich als einstweilen nicht zu lösende Widersprüche zu der Abstammungstheorie erweisen oder nicht — hier haben wir eine natürliche, dem naturwissenschaftlichen Denken entsprechende Erklärung des Problemes der Ähnlichkeit der tierischen und pflanzlichen Formen gefunden. Und zwar gründet sich diese Erklärung nicht nur auf die materiellen physiologisch-anatomischen sichtbaren Tatsachen allein, sondern — und das ist das Wichtige — auch auf die psychologischen Grundtatsachen unseres Wesens. Das Außerachtlassen und absichtliche oder unabsichtliche Beiseitelassen dieser in Wirklichkeit primär gegebenen psychologischen Grundtatsache des Wollens in uns vonseiten der Abstammungstheoretiker nötigte sie zu einer Reihe von unbewiesenen und unbeweisbaren Hypothesen und läßt ihr Gebäude wohl als eine mehr oder weniger „geistreiche", aber im ganzen ungenügende Spekulation erscheinen.

3.

Meine bisherige Beweisführung gründet sich auf die unmittelbaren Tatsachen des Seelenlebens und die aus ihnen abgeleiteten weiteren Tatsachen

des menſchlichen und tieriſchen Lebens überhaupt. Dieſe Tatſachen ſind unmittelbar und mittelbar einzuſehen und in ihrer logiſchen Ableitung und Reihenfolge an und für ſich nicht zu widerlegen. Es könnte nun aber eingewendet werden, daß meine ganze Beweisführung und die auf ihr aufgebaute Erklärung unſeres Problems eine bloß theoretiſche Konſtruktion iſt, die an und für ſich wohl logiſch richtig ſein könne, der aber der praktiſche Beweis fehle: da wir wohl den Willen zum Leben, Bewegen, Ernähren und Fortpflanzen und die gleiche Außenwelt, ebenſo wie auch den ähnlichen Bau der Körper vorfänden, uns aber das Bewußtſein — alſo Wiſſen — darüber völlig fehle, daß tatſächlich dieſer Wille es ſei, der die organiſche zweckmäßige Geſtaltung der Tierformen bewirke. Denn wir haben von dem vor unſeren Augen vor ſich gehenden Formungsprozeß unſeres Körpers ſowie auch der übrigen Tierformen kein direktes Bewußtſein.

Wenn alſo meine ganze Argumentation richtig iſt, d. h. wenn es der primäre Wille zum Leben, Sein, Bewegen, Ernähren und Fortpflanzen in uns iſt, der in einer gleichen äußeren Welt notwendig gleiche oder ähnliche Formen hervorbringt, ſo muß ſich auch dieſe Tatſache an ganz beſtimmten Einzelfällen direkt nachweiſen laſſen. Vor allem die Tatſache, daß es dem Willen möglich iſt organiſierend zu wirken, d. h. gewollte Bildungen und Formenveränderungen in dem gegebenen oder zu bildenden Stoffe hervorzurufen. Es muß ſich alſo der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, dem Willen und der durch ihn bewirkten Formenbildung deutlich und einwandfrei nachweiſen laſſen.

Wenn ſich ſolche Tatſachen auffinden und zeigen laſſen, ſo iſt damit ein realer Beweis nicht nur für die Möglichkeit, ſondern auch für die Richtigkeit unſerer Erklärung der Ähnlichkeit des morphologiſchen Baues der tieriſchen Formen gegeben. Denn wenn der Wille imſtande iſt formenbildend und organiſierend den Stoff zu geſtalten, ſo iſt es offenbar ebenderſelbe auf die Zwecke des irdiſchen Daſeins gerichtete Wille, der auch unſeren Körper und die Formen der Tiere und Pflanzen gebildet hat.

Solche Tatſachen ſind nun vorhanden: das ſogenannte Stigma, welches ſpontan auftritt oder experimentell durch Suggeſtion auf der Haut hervorgerufen werden kann, und die ideoplaſtiſchen und Materialiſationserſcheinungen.

Bei dem Stigma handelt es ſich um organiſche Veränderungen der Hautoberfläche, die entweder durch Willenskonzentration oder ſtarke Vorſtellung der Wundmale Chriſti bei manchen Heiligen der Kirche beobachtet wurden, oder um Veränderungen der Haut infolge von Fremdſuggeſtion. Bei den Heiligen oder den in religiöſer Ekſtaſe befindlichen Perſonen erſchien das Stigma ſpontan, und in einzelnen Fällen nahmen die organiſchen Gewebebildungen auf der Handfläche die Form von fleiſchigen Nägeln an — entſprechend den Kreuzigungsnägeln; oder es erſchien in der einfachen Form der Wundmale Chriſti. Bei dem künſtlichen Stigma wurde der Verſuchsperſon die Suggeſtion gegeben, daß im Laufe einer gewiſſen Zeit auf ihrer Haut eine kreuzförmige oder

ſonſtige Rötung oder Schwellung auftreten ſolle. Das Experiment wurde unter ſorgfältiger Kontrolle ausgeführt und die gewollte organiſche Veränderung erſchien deutlich wahrnehmbar. In dieſem letzten Falle iſt es alſo der Wille des Hypnotiſeurs, der offenbar durch Einwirkung auf den Selbſtwillen der Verſuchsperſon indirekt die organiſche Veränderung veranlaßt.

Im Falle der ideoplaſtiſchen und ſogenannten Materialiſationserſcheinungen handelt es ſich um organiſch-ſtoffliche Bildungen, die ihre Urſache entweder im Vorſtellungsgebiete des Mediums ſelbſt haben und die als organiſierte Gedächtnisbilder auftreten in Form von ſtofflich gebildeten Formen von Händen, Köpfen oder ganzen Geſtalten oder dem ähnl., oder um Einwirkung einer außermedialen Intelligenz, deren Urſprung oder Herkunft nur gemutmaßt werden kann. In beiden Fällen jedoch iſt es unzweifelhaft der bewußte oder momentan nicht bewußt gewordene Wille des Mediums oder der wirkenden Intelligenz, die dieſe Formen hervorruft. In vielen der beobachten Fälle lag die Abſicht, der ausgeſprochene Wille des Mediums oder der wirkenden Intelligenz vor, dieſe Phänomene zu erzeugen und ihr tatſächlich darauf erfolgendes Auftreten iſt nach dem allgemeinen Geſetz von Urſache und Wirkung nicht anders zu deuten, als daß ſie das Reſultat der organiſierenden Willenstätigkeit des Mediums oder anderer Intelligenzen darſtellen. Dieſe in der Regel menſchenähnlich geformten, mehr oder weniger feinſtofflichen Gebilde, die nicht nur dem Auge ſichtbar ſind, ſondern ſich oft auch anfühlen und photographieren laſſen, haben in der Regel zweckmäßig organiſche Formen von menſchlichen Gliedmaßen, Figuren oder ganzen Geſtalten.

Die ganze Philoſophie du Prel's beſteht in dem Nachweiſe des ſogenannten transſcendentalen Subjektes als unſeres eigentlichen Weſenskernes, welches ſowohl das denkende als auch organiſierende Prinzip in uns bildet. Und eine ſeiner wichtigſten Schlußfolgerungen lautet: wenn die Pſyche des lebenden Menſchen — hier alſo die des Mediums — ſichtbare organiſierte menſchliche Phantome oder Teile hervorzubringen imſtande iſt, ſo iſt dieſe dem Medium innewohnende Kraft offenbar dieſelbe, die auch den Körper des Mediums ſelbſt gebildet hat. Denn beide, ſowohl Phantomkörper als auch der Körper des Mediums, ſind im weſentlichen nach demſelben Prinzip der organiſchen Zweckmäßigkeit, demſelben Schema gebaut.

Die Phänomene der durch Fremd- und Autoſuggeſtion hervorgerufenen organiſchen Veränderungen ſowie die ideoplaſtiſchen und Materialiſationserſcheinungen erfordern ein genaues Studium. Hier ſollte nur auf die Tatſache ihres Vorhandenſeins hingewieſen werden. Sind dieſe Tatſachen vorhanden — und ſie ſind es — ſo iſt damit bewieſen, daß der bewußte oder unbewußt vorſtellende Wille in uns imſtande iſt, zweckmäßige ſtoffliche Gebilde zu organiſieren; und daß daher unſere Erklärung der Ähnlichkeit des morphologiſchen Baues der Tierkörper und der Pflanzen durch den auf das gleiche Ziel des

Lebens, Bewegens, Ernährens und Fortpflanzens gerichteten primären Willen nichts anders als das Aufdecken einer vorhandenen Tatsache ist.

Die Frage, warum dieser primäre Wille den menschlichen Körper durch das embryonale Stadium im Mutterleibe hindurch bis zur endgültigen Reife erst in c. 20 Jahren formt, während bei den ideoplastischen und Materialisationserscheinungen die Bildung des Phantoms bloß Minuten, ja Sekunden bedarf, ist einfach zu beantworten. Während der menschliche Körper ein ganzes Menschenalter hindurch in der stofflichen Welt wirksam und tätig sein soll, dient der Phantom- oder Materialisationskörper bloß als kurzes Augenblicksbild oder Form, um eine geistig-seelische Existenz dem Forscher sinnlich, deutlich und wahrnehmbar zu machen. Manche Phantome dauern länger, aber in der Regel ist ihr Ziel und Zweck nur auf eine kurze Augenblickswirkung gerichtet. Es ist nun ganz einlenchtend, daß wenn der primäre Wille dauernd, d. h. also für ein ganzes Menschenalter in der materiellen Welt wirksam und tätig sein will, er sich zu diesem Zweck ein viel widerstandsfähigeres Organ oder Instrument — den Körper — schaffen muß, als ein bloß für Sekunden oder Minuten sichtbar sein sollendes Phantom. Aus diesem Grunde geht er nun offenbar beim Aufbau viel sorgfältiger und langsamer zu Werk. Die Bedingungen des Zustandekommens eines solchen Dauerkörpers sind offenbar graduell ganz verschieden von den Gestaltungsbedingungen eines feinstofflichen kurzlebigen Phantomkörpers: daher zu dem Zustandekommen des einen Jahrzehnte nötig sind, während der andere bloß Minuten oder Sekunden braucht. Prinzipiell sind beide Erscheinungen, der Mensch und das ideoplastische Materialisationsphantom, nicht verschieden: beide haben ähnliche Form, Natur, Gestalt, — bewegen, benehmen sich und handeln ähnlich und zeigen in allen wesentlichen Stücken ihre gleiche Herkunft und ein gleiches oder ähnliches Ziel.

Wir können also nicht umhin, die gestellte Frage nach der Ursache der Ähnlichkeit des morphologischen Baues der Tierkörper einschließlich des Menschen als befriedigend gelöst zu betrachten.

Freilich ordnen sich scheinbar nicht alle Tierformen in dieses Erklärungsprinzip ein, denn was für gemeinsames oder überhaupt ähnliches haben die Rundtiere oder die Quallen mit den Wirbeltieren? Betrachten wir aber die Tiere nach ihren örtlichen Bedingungen, ihrem Aufenthaltsorte und ihrer Aufenthaltsweise, so finden wir, daß auf jede Tierart im Rahmen ihrer Lebensweise auch dasselbe allgemeine Erklärungsprinzip anwendbar ist; denn alle diese Tiere verfolgen denselben großen Zweck des Lebens, Bewegens, Ernährens und Fortpflanzens. Entsprechend dem ihnen zusagenden Ort ist auch ihr Körper gebildet.

Die Frage nach der Herkunft der Säugetiere wird von den Abstammungstheoretikern entsprechend ihrer Theorie dahin beantwortet, daß sie sich aus den niederen Tierformen entwickelt haben. Jedoch geht das nicht aus den fossilen Befunden hervor, denn die Säugetiere treten plötzlich und ganz

unvermittelt nach den Sauriern auf. Von Zwiſchengliedern oder Übergangsformen iſt nichts bekannt. Das Auftreten des Menſchen wird ins Ende des Tertiär verlegt. Aber auch für ihn fehlen die anknüpfenden Zwiſchenglieder. Woher ſtammen nun dieſe neuen Formen?

Wir müſſen geſtehen, daß wir, wenn wir einen „Schöpfungsakt" Gottes und die Abſtammungstheorie als ſolche nicht gelten laſſen, hier vor einem ſcheinbar nicht zu löſenden Rätſel ſtehen. In ganz anderem Lichte jedoch erſcheint die Frage, wenn wir die Tatſache des Vorhandenſeins des primären, auf ein zweckgewolltes Ziel hin gerichteten Willens kennen, und ſeine Fähigkeit, den Stoff organiſierend und zweckmäßig zu geſtalten. Das plötzliche und unvermittelte Auftreten neuer Formen, wie es uns die geologiſchen Befunde zeigen, iſt nicht mehr ein unbegreifliches Phänomen, welches der plauſiblen Erklärung ſpottet.

Die monophyletiſche Entwicklungsreihe, d. h. das gemeinſame Abſtammen aller vorhandenen Formen aus einer Wurzel, wird von vielen neueren Forſchern abgelehnt; dagegen eine polyphyletiſche Abſtammung der Haupttypen angenommen. Jede Hauptgruppe ſoll nach dieſer Annahme ihre beſondere Stammform, ihren beſonderen von den anderen Gruppen unabhängigen Urſprung aus einem beſonderen Urkeim für ſich haben. Dieſe Annahme nähert ſich ſchon viel mehr dem Zweckgedanken, dem auf verſchiedene Lebensbedingungen hin angelegten Schema und Plan einer beſtimmten Form, während die Abſtammungstheoretiker alle vorhandenen Formen aus dem Chaos der Urſtoffe ziel- und zwecklos durch mechaniſch wirkende Anpaſſung an die zufällig vorhandenen und ſich ändernden äußeren Lebensbedingungen der Umwelt entſtehen laſſen. Da wir nun in vorliegender Abhandlung nachgewieſen haben, daß in allen Lebeweſen ein ganz beſtimmter und zwar primärer Wille auf ein ganz beſtimmtes Ziel hin gerichtet und vorhanden iſt, ſo kann beim in's Lebentreten dieſer Weſen nicht Ziel- und Zweckloſigkeit und zufällige Anpaſſung an zufällig vorhandene Bedingungen der Umwelt obgewaltet haben. Der primär vorhandene und gegebene Wille hat ſich eben *den* Körper gebaut, den er zur Ausführung ſeiner ihm vorſchwebenden oder ihm vorgezeichneten Ziele und Zwecke bedurfte.

Wer dieſen Willen in's Leben gerufen, warum ſeine ſichtbaren Anfänge ſich unſerer Wahrnehmung entziehen, worauf die Kräfte beruhen, deren er ſich bei ſeiner lang- oder kurzlebigen Materialiſation bedient, — das alles iſt einſtweilen unſerer Einſicht verſchloſſen. Das können wir nur ahnen und müſſen die Löſung dieſer Fragen einſtweilen dem religiöſen Gefühl überlaſſen. Es iſt aber ſchon viel erreicht, wenn wir *wiſſen*, was wir ſind und was wir nicht ſind.

❀ ❀ ❀

Humor aus vergilbten Blättern.

Von A. Haſſelblatt (Jurjew).

Vor mir liegt ein Päckchen vergilbter Papiere — verſchiedenſten Formats, verſchiedenſter Handſchriften und recht verſchiedenen Inhalts. Sie waren bereits zur Vernichtung in einer Papiermühle beſtimmt; der Papierhändler in unſerem Embach-Athen, dem die Papiere unter die Finger kamen, hat jedoch mit ſehr erfreulichem Verſtändnis mehr als bloßen Makulaturwert in ihnen vermutet und ſie freundlich dem Schreiber dieſer Zeilen zur näheren Prüfung überlaſſen.

Es ſind — mit alleiniger Ausnahme eines Rezepts zur Konſervierung von Stiefeln — Briefe und Briefchen, alle durchweg baltiſchen Urſprungs. Insgeſamt ſind's 24. Das älteſte der datierten Dokumente trägt das Datum des 15. April 1825, das jüngſte iſt vom 29. Januar 1861 datiert. Zwölf von ihnen, alſo genau die Hälfte, haben überhaupt kein Datum aufzuweiſen; dieſe Briefſchaften können aber, nach der Handſchrift und ſonſtigen Merkmalen, mit einiger Sicherheit etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts geſetzt werden, ſo daß die vorliegenden 24 Schriftſtücke im großen und ganzen als Dokumente baltiſchen Lebens aus den 30-er bis 50-er Jahren des vorigen Jahrhunderts angeſehen werden können.

Außer dem ſehr gewöhnlichen Schnürchen, das dieſes mir übergebene Konvolut zuſammenhielt, ſchien auf den erſten Blick kaum etwas Verbindendes für die einzelnen Papiere unter einander zu beſtehen — ſo ſehr verſchieden nach Inhalt und Herkunft nahmen ſie ſich aus. Eine genauere Bekanntſchaft mit den ſeltſamen Fremdlingen führte jedoch zu einem anderen Ergebnis.

Was zunächſt die Herkunft anlangt, ſo darf mit einiger Gewißheit angenommen werden, daß das in Rede ſtehende Konvolut einem livländiſchen Pfarrhauſe nicht fremd geweſen iſt und wohl längere Zeit unter deſſen Dache ſein Heim gehabt hat. Denn von den 24 Schriftſtücken ſind nicht weniger als 13 an Paſtoren oder Paſtoren-Frauen gerichtet, und von dieſen 13 Schriftſtücken wenden ſich mit Namensnennung 3 an „Paſtor Döbner", einer an (Paſtor) „Auguſt Döbner" von ſeiner Schweſter Louiſe und einer an die „Pröpſtin Döbner"; von den übrigen paſtörlichen Briefen trägt nur noch einer eine namentliche Adreſſe, nämlich der an Paſtor Kählbrandt zu Neu-Pebalg gerichtete, während die anderen ſchlechthin die Adreſſe: an den „Herrn Paſtor", an die „Frau Paſtor", „Madamm Paſter" u. ſ. w. führen. Höchſt wahrſcheinlich ſind dieſe pfarrhäuslichen Schreiben ohne Namensnennung gleichfalls zum weitaus größten Teile an Glieder der Familie Döbner gerichtet. Man darf daraufhin wohl annehmen, daß das ganze Konvolut aus dem Beſitze der Paſtoren-Familie Döbner ſtammt, und zwar aus dem Paſtorat Kalzenau. Dieſe Annahme erhält auch dadurch eine gewiſſe Beſtätigung,

daß die Kalzenauſchen Döbners durch engere Familienbeziehungen mit dem einſtigen Dorpat der 50=er und 60=er Jahre (und zwar ſpeziell mit der Familie des Muſikdirektors Friedrich Brenner) verknüpft waren, woraus ſich unſchwer erklären würde, wie dieſe Papiere aus dem fernen Paſtorat Kalzenau (ſo ziemlich im äußerſten Südoſten Livlands) von der Düna=Gegend in die Embach=Stadt gewandert ſind. — Die Pfarre Kalzenau iſt drei Generationen hindurch von Gliedern der Familie Döbner beſetzt geweſen; dem 1851 hochbetagt verſtorbenen Paſtor und Konſiſtorialrat Auguſt Friedr. Adolf Döbner folgte als Prediger zu Kalzenau ſein Sohn, der nachmalige Propſt Chriſtian Karl Auguſt und dieſem im Jahre 1870 ſein Sohn Karl Rud. Theodor.

So wäre das Paſtorat Kalzenau als der geographiſche Mittelpunkt dieſes Schriftenkonvoluts anzuſehen; aber es finden ſich darin nicht ganz wenige Schriftſtücke, welche zweifellos garnichts mit dem Paſtorat Kalzenau oder der Familie Döbner zu ſchaffen haben — Briefe an Ärzte und Apotheker, mehrere Briefe aus Kurland, ein Brief aus Ramkau nach Neu=Pebalg u. ſ. w. Wie und woraufhin haben ſich nun dieſe zwei Dutzend Briefe zu dem Konvolut in gemeinſamer Umſchnürung zuſammengefunden?

Mit voller Gewißheit läßt ſich dieſe Frage nicht beantworten. Ein gemeinſamer oder doch verwandter Zug tritt aber an all' den 24 Federerzeugniſſen, wie verſchieden ſie ihrem Inhalte nach auch ſind, doch ganz unverkennbar hervor: ein jedes von ihnen weiſt nämlich einen Stich ins Drollige auf — ſei es nach der Form, ſei es nach der Rechtſchreibung, ſei es endlich nach den originellen, mitunter überraſchend naiven Gedankengängen. Dieſer Stich ins Drollige iſt den einzelnen Beſtandteilen ſo ſtark aufgeprägt, daß in dem Ganzen geradezu eine Sammlung von ſchriftlichen Erzeugniſſen unfreiwilliger Komik, von literariſchen Kurioſitäten vermutet werden darf. Die einzelnen Briefe ſind — ſo will mir ſcheinen — ſeinerzeit von dem Sammler oder der Sammlerin als Curioſa aufgehoben und als ſolche der Aufbewahrung für wert gehalten worden. Dafür ſcheint mir auch der Umſtand zu ſprechen, daß viele dieſer Schriftſtücke nicht im Original, ſondern in Abſchrift vorliegen, darunter gerade die mit der draſtiſcheſten Komik. Es macht den Eindruck, als hätte der Inhaber der Briefe es direkt darauf abgeſehen, ſeine Sammlung kurioſer Schreibereien — etwa wie eine Raritäten= oder Autographen=Sammlung oder dgl. m. — gefliſſentlich zu vervollſtändigen, ſo daß er zwecks Bereicherung ſeiner Sammlung ſelbſt vor der Mühe des Abſchreibens ziemlich umfangreicher Briefe nicht zurückſchreckte oder ſolche Abſchriften durch die Liebenswürdigkeit ſeiner Bekannten ſich zu verſchaffen ſuchte.

Dieſe Herkunft der Briefſchaften iſt für ihre kulturhiſtoriſche Wertung nicht außer Acht zu laſſen: wir haben im Auge zu behalten, daß wir hier nicht etwa Normalerſcheinungen des baltiſchen Lebens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor uns haben, ſondern, daß dieſe Briefe ſchon zur Zeit ihrer

Entstehung als extraordinäres Gut, als sonderbare Abweichungen von der Norm angesehen wurden. Und wenn wir heute bei ihrem Lesen uns des Lachens oder Lächelns nicht erwehren können, so haben wir uns vorzuhalten, daß auch schon unsere Väter und Mütter, unsere Großväter und Großmütter sich an diesen Briefen amüsiert und herzlich über sie gelacht haben.

So viel gewissermaßen zur Quellenkritik dieser Schriftstücke; darüber wolle man aber nicht vergessen, daß sie trotz aller Lächerlichkeiten und gerade mit ihren Lächerlichkeiten doch eben echte Ausschnitte aus der heimatlichen Großvater-Zeit mit ihren Original-Typen bleiben.

*

Sehen wir uns nun in dem Inhalt dieser Zeitdokumente näher um. (Ich schicke voraus, daß ich, wo ich die Originale zitiere, deren Schreibweise genau beibehalte, im Interesse der leichteren Verständlichkeit des oft recht krausen Zeugs aber mehrenteils die Interpunktion nach heutigem Gebrauch in ihre Rechte treten lasse; ferner wird bei den Zitaten die Deutung stärker korrumpierter Worte und Wendungen nicht in Anmerkungen gegeben, sondern in runden Klammern gleich in den Text hineingefügt.)

Wir stoßen zunächst auf einige kurze Briefe und Zettelchen geschäftlichen Inhalts, die sich durch absonderliche und meist recht dunkle Fassung auszeichnen. Verhältnismäßig noch klar ist — auch wenn das Objekt, um das es sich handelt, völlig ungenannt bleibt — folgende, vom 15. April 1850 an Pastor Döbner zu Kalzenau gerichtete gärtnerische Mitteilung:

„Sr. Hochwolgeboren!

Daß thut mir leit, daß ich damit nicht dienen kan — und weis keinen in diesen Gegend Vorhand (gemeint ist wohl Vorrat) zu haben; in Stockmannshof felen auch. Zu nesten (nächsten) Jahr kennte ich wohl sticker 20 ablassen.

ergebenster Diener
Gärtner zu Kockenhusen
A. Schilling.

Eine andere gärtnerische Mitteilung, die ebenfalls aus dem, wie es scheint, mit seiner Gärtnerei sich eines guten Rufes erfreuenden Kokenhusen stammt und ebenfalls an Pastor Döbner in Kalzenau gerichtet ist, trägt das Datum des 22. Januar 1838; es hat dem Schreiber, der sich augenscheinlich um gewählte Wendungen abmüht, offenbar mehr Arbeit bereitet, als das soeben hier abgedruckte, 12 Jahre später von seinem Amtsnachfolger abgesandte Schreiben. Es lautet:

„Giettiester Herr Paster!

Sie werden mie vierzeigen, das ich die Freigeit genohmen abbe, An Sie zu Sreiben, und biette, das Gelt vier (für) die Samien, wu sie durch Herrn Rigsmann abben Eralten im Gar 1835, wu ich noch die

zettel abbe von Sie — das ieſt Summa 1½ Rubl. Sielber Mientz — biette ich durch dieſen Pohſten.

Errer Diener Kukenusſche (Kokenhuſenſche) Kunſt-Gärtner
Jacobſohn."

Typiſch für den Mann, welcher ſich durchaus als ſolcher legitimieren will, „der feine Bildung auch verſteht", iſt das Wörtchen „Errer". Für den Briefſchreiber iſt das Wörtchen „Ewer" eine unverſtandene und ungeſprochene Redewendung; aber es darf in einem zeitgemäßen Brief nun einmal nicht fehlen, und ſo wird es durch die ſinnloſe Verballhornung „Errer" vertreten. Übrigens macht das „Ewer" oder „Euer" noch heutzutage ebenſo wie ſo manche andere unnötige und nur halbverſtandene Briefflosfel — ich erinnere nur an das durchaus entbehrliche und nutzloſe, oft unverſtandene und korrumpiert hingeſetzte „S. T.", durch deſſen Fortlaſſung ein vernünftiger Menſch doch höchſtens erfreut, nie aber beleidigt werden kann — einem fein ſein wollenden Briefſchreiber zu ſchaffen.

Ein ohne Angabe des Orts vom 11. Juni 1850 datierter Zettel von L. Bittenbinder „auf Herrn Frantz" begleitet die Sendung von „½ Rind von 5 Lib Fleiſch zu 75 Kopeken bar (wohl für „per") Lib und ein Sack Mehl". Das Liespfund Rindfleiſch koſtete alſo damals nur 75 Kop. und das Pfund mithin nur 3¾ Kop.

Ein weiteres Geſchäftspapier — leider ohne Zeitangabe, aber vermutlich gleichfalls aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtammend — zeigt, daß im Vergleich zu heute die Kornpreiſe lange nicht ſo ſtark geſtiegen ſind, wie die Fleiſchpreiſe. Das Briefchen lautet:

„An den Herren Arendater Gelohin! Bitte ich, ub ſie kennen miehr zuſchicken pahr Furen Rugen Mehl zu R. 1—75 de Lohf I (livländiſch) — gu (ju, d. h. je) früher gu beſſer gu beſſer. Es grüße ihn

Hiirſch Minkus in Trenteberg (?).

Der Ortsname iſt nicht mit Sicherheit zu leſen. Vielleicht handelt es ſich um ein nachläſſig geſchriebenes „Kreutsburg"; das Städtchen Kreuzburg im Gouv. Witebsk war für die Laudohn-Kalzenau-Fehtelnſche Südoſt-Ecke Livlands der nächſte und wichtigſte Handelsplatz. Zu dem „gu früher, gu beſſer" iſt zu bemerken, daß wir in den uns beſchäftigenden Briefen wiederholt den Buchſtaben j durch g wiedergegeben finden. — Der Provinzialismus „ju" (für das Wort „je") iſt in dieſen Provinzen weit verbreitet und erſtreckt ſich keineswegs etwa bloß auf den lettiſchen Diſtrikt Livlands.

Ein von einem Kaufmann Latſchkowſky am 5. März 1850 (das Datum iſt in lettiſcher Sprache verzeichnet) ausgeſtelltes Dienſtzeugnis an ein „Mädchen, das wird abgelaſſen von uns, das ſie will nicht hiir bleiben" — iſt ſo unverſtändlich gehalten, daß damit kaum etwas anzufangen iſt.

Ein Muſter unbeholfenſter Ausdrucksweiſe iſt der folgende undatierte Brief (Copie):

„Lieber Herr Huhn!

Den ich habe an Herrn Kreisdeputierten es geſagt wegen die Pergeln, was Sie liſſen (? ſpliſſen), das ich ſolte an Ihm fragen und Bitten, das man wirt nicht auskommen mit zwei Fuder Pergel. Und, Lieber Herr Huhn, denn kammann (kann man) auch auskommen mit zwei Fuder, den das Paſtoratgemeinde mus fueren geſpliſſenen Pergeln zwei Fuder, nicht ungeſpliſſen oder imklotze (im Klotz), den es ſteht in Circulair zwei Fuder geſpliſſen Pergel, ſchon fertiger Pergeln. Den, Lieber Herr Huhn, ſo ſagen Sie, das die Paſtorats Gemeinde es zufueren die zwei Fudern fertige Pergeln; der Cirkulair folget mit.

Bin Ihr alter Freund

M. Selting."

Mutmaßlich iſt der Autor dieſes Briefes ein ehrſamer Küſter, der in dieſem recht unglücklich gebrechſelten Schreiben wohl lediglich möglichſt nachdrücklich betonen wollte, daß ihm nur ja zwei Fuder geſpliſſener Pergel und nicht etwa unbearbeitetes Pergelholz zugeſchickt werde.

Dunkel iſt der Sinn folgenden, ohne Adreſſe und ohne Unterſchrift mit dem betr. Ziegenbock im Paſtorat abgelieferten Zettels:

„Maddam Paſter! Dieſen ziegen Bock lies an euch Herr Paſter behalten waffen Zeitchen. Den 13. März 1852."

Dagegen iſt ſeinem Sinne nach vollkommen klar ein anderes an die „Brau Paſtorren" gerichtetes, aus Kreuzburg vom 23. November 1854 datiertes Schreiben, welches lautet:

„Beſte Brau Paſtorren!

Ich bitte Sie recht ſehr, das Sie von mir empfangen ein kleine Preſent — Pfefer Kuchen; und das wird mir eine Freide machen damit, wan Sie werden es empfangen. — In ibrigen verbleiben Sie geſund — von mir

Madam Fingerhut."

Hören wir ſchon aus dem bisherigen Briefen mehrfach paſtorale Anklänge heraus, ſo tönen aus einer Reihe anderer Schreiben die paſtoralen Beziehungen noch viel unmittelbarer uns entgegen.

Wie wenig federgewandt zu jener Zeit auch Vertreter der oberen Geſellſchaftsſchichten waren, beweiſt ein Zettelchen, das ein Herr A. Jaſinsky (der Name iſt übrigens nicht mit Sicherheit zu entziffern) am 12. März 1830 an ſeinen „guten Freund", den Paſtor, richtet.

„Lieber guter Freund, Herr Paſtor!

Erlauben Sie, ihre Kirchen ſehen einer Damme, welche iſt jetzt bey uns und wiel (will) ſehen — und ich weiß, daß Sie werden für daß tuhen.

Ihre gute Freund A. Jaſinsky."

Mit der formlosen Schlichtheit dieses Briefchens kontrastiert eine an die Frau Pastorin gerichtete, fleißig verschnörkelte und devote Einladung zur Taufe „eines Jungen Sohnes, den Gott uns hat beschereet". Das undatierte Schreiben führt sich mit der komplizierten Anrede ein: „Hoch Wohlgeborene Hoch zu Ehrende Gnädige Frau Pastorin, mit tieffen Reverenzen komme ich tief gebeut (gebeugt), Ihnen zu bitten, werden nicht verabsagen meinen Ehrgebendsten Bitte dero Hoch Wehrtesten Frauen." — Dann folgt die Bitte, die hochgeehrteste gnädige Frauen wolln „am 28-ten Februari" bei dem „Jungen Sohn, der zur heiligen Taufe befördert" werden soll, „das Amt einer Taufzeuen willig übernehmen", „nach beendetem Tauf Actu aber in Unser Behausung einsprechen und sich daselbst mit einer wohlgemeinten Glaß Wein bewirthen lassen." Das Schreiben schließt: „Wir werden die uns hier unter erzeigte Gefälligkeit mit schuldigstem Danck erkennen und ich werde bezeugen, daß ich beständig sey ihr fußfälligster Diener Carl Willhemm Ehrigsohn und seine Frau Catarin."

Ein weiterer, offenbar sehr eilig geschriebener Zettel mit der an einen Pastor gerichteten Bitte um Vollziehung einer Trauung, datiert vom 23. Juni 1840, lautet:

„Wr. Hochwolerwürden werden geben (soll wohl heißen „gebeten"), die Eheliche Verbindung mit meiner Braut um 5 Uhr heutigen Tages zu vollziehen. Solches bittet inständigst Ihr ergebener Diener

Gotthard Stesloff."

(Nachschrift:) „Die Eheliche Verbindung findet in Bonufonture statt."

Spaßig ist das „Wr. Hochwolerwürden" zu Eingang des Briefes. Es zeigt noch deutlicher, wie das bereits erwähnte „Errer", welche Schwierigkeiten des Wörtchen „Ewer" dem Begriffsvermögen vieler Briefsteller bereitete; das „Wr." bildete für den glücklichen zukünftigen Ehemann offenbar eine gänzlich unverstandene mystische Formel. — Die Ortsbezeichnung „Bonufonture" ist zweifellos ein korrumpiertes Bonaventura. Ob damit das kleine Gut Bonaventura am Jägel-See bei Riga gemeint ist, muß dahingestellt bleiben; in diesem Falle ist schwerlich der Prediger von Kalzenau zu der „heute" vorzunehmenden Amtshandlung in „Bonufonture" aufgefordert worden, da eine allzu weite Entfernung die beiden Ortschaften trennt. Vielleicht hat auch ein kleinerer Forst- oder Wirtschaftsbeamter oder Händler im Kalzenauschen Pfarrkreise sein bescheidenes Heim mit dem stolzen Fremdnamen geschmückt, wobei er sich natürlich wenig daraus machte, sich wegen der verkehrten Aussprache und Schreibweise seines eigenen Heims eine lächerliche Blöße zu geben.

Das köstliche Ergebnis eines heißen Seelenkampfes zwischen der Wahrheitsliebe und den Vertuschungsgelüsten eines reuigen Ehemannes, der vermutlich einer Lieblingsschwäche seiner geliebten Gattin zuerst willig Folge ge-

leiſtet hatte, ſtellt nachſtehendes an „Hochwohlgeboren Herrn Herrn Paſtohr Döbner in Alt-Calzenau Paſtoraht“ gerichtetes Schreiben dar:

„Gütigſter Herr Paſter! Verzeugen Si mich, das ich ihn ſo viehle mahl beſchwere wegen der aufgabe meiner Frau, da ſi Spähter ihre Altertuhm genauer berechnet hatt, das ſie 36 Jahren alt iſt, da ich aber 30 Jahren aufgeben habe.

Ihr gehorſamſter Diner

Fehteln, 8-ten May 1850. R. Baer.“

Ob dieſer Kalzenauſche Eingepfarrte in Fehteln ſich aus eigenem Antrieb zu der reuigen Alterskorrektur ſeiner beſſeren Ehehälfte ermannt oder durch deren Gewiſſensbiſſe dazu getrieben worden iſt, wird ſich nachträglich ſchwerlich ermitteln laſſen. Daß aber bei einer „Frau in den beſten Jahren“ eine Verrechnung um ganze 6 Jahre zu Gunſten ihrer Jugendlichkeit auch anno 1850 nicht ohne jegliche Mitſchuld des liebenden Gatten zuſtande kommen konnte, wird wohl für ziemlich ausgemacht gelten dürfen.

Von einem nicht ſehr hohen Grade von Stilgewandtheit und Klarheit des Ausdrucks zeugt folgender, dem Paſtor Kaehlbrandt in Neu-Pebalg erſtattete Bericht über einen Unglücksfall:

„Sr. Hochwohlehrwürden Herrn Paſtor.

Daß der Magd von Bittes Wirthen Peterſohn am 27. Okbr. in der Hafer Riege als Dreſcherin war, an demſelben Tage iſt ſie beim Cornwündigen geweſen, ohne erlaubniß und wüſſen iſt ſie in der Riege eingegangen, wo der Ofen angeheitz geweſen. Sie iſt gegen der Ofen wahrſcheinlich wollen zu erwermen nur, aber ſie muß in der zeit eingeſchlaffen, und wegen der Hütze vom Ofen und von die Heißen Ziegel hat ſich ausgebraten. Nach einer zeit lange haben die übrige Dreſcher gehört, daß in der Riege wird geheutz — ſo ſehen es nach und finden des Mädchin beim Ofen liegen; von Ihre Kleider iſt nicht das geringſten vom Feuer angebrandt geweſen. Sie wahr ein Fleißiges Mädchen.

Hochachtungsvoll habe die Ehre, mich unterzuzeichnen

Ihr gehorſamſter Diener

Ramkau, d. 21. Novbr. 1860. C. Peterſon.

In taktvoller Weiſe hat der Verfaſſer ſeinen Bericht über dieſen Unglücksfall mit ſchwarzem Lack geſiegelt; das Siegel führt die Buchſtaben „C. P.“; die Adreſſe lautet: „Sr. Hochwohlehrwürden dem Herrn Paſtor Kaehlbrandt in Neu Pebalg.“ — Beiläufig bemerkt, widerſpricht auch dieſes Dokument keineswegs der vermuteten Kalzenauer Herkunft des ganzen Konvoluts der uns beſchäftigenden Briefſchaften; denn Propſt Chriſtian Auguſt Döbner zu Kalzenau war mit dem Adreſſaten, Propſt K. L. Kaehlbrandt zu Pebalg ſehr befreundet*), ſo daß die Ueberführung des vorſtehenden Schreibens aus Pebalg nach Kalzenau ſich unſchwer erklärt.

*) K. L. Kaehlbrandt widmete u. a. in den „Mitteilungen“, Bd. XXIX. dem verſtorbenen Propſt Döbner einen warmen Nachruf unter dem Titel „An Vater Döbner's Grabe.“

Nächſt dem Paſtor ſind auf dem Lande die von den Kirchſpielsinſaſſen brieflich am meiſten in Anſpruch genommenen Perſonen in der Regel wohl der Arzt und der Apotheker; und ſeit alters pflegt in den ſubjektiven Laienſchilderungen und beweglichen Klagen von des Leibes Schäden und Nöten der unfreiwillige Humor eine ganz beträchtliche Rolle zu ſpielen. In der vorliegenden Sammlung kurioſer Briefſchaften finden ſich aus dieſer Kategorie leider nur drei. Keiner der drei angerufenen heilkundigen Briefempfänger dürfte um das in den Klagen der Patienten aufgewendete Maß von Klarheit der Krankengeſchichte zu beneiden geweſen ſein.

Da wendet ſich zunächſt der Alt-Kalzenauſche Kirchenkrüger Kerſten an den Doktor. Das verſiegelte, aber ohne Adreſſe gebliebene Schreiben lautet:

„Hochgebohrener Herr Doctor!

Ew. Hochgebohren muß ich meine Lage ſchildern und wegen meine Krankheit, die mich äußerſt darnieder zu Bette verſetzt hat, berichten: ich muß deßwegen aufbrechen, um eine Hülfe durch Ew. Hochgebohren Mittel zu verſchaffen ſuchen, und weil ich zu ſchwach bin und die Kräfte fehlen, einen Gang zu Ew. Hochgebohren zu machen, um mir perſönlich vor Sie zu zeigen, weder noch jemanden anderen vernünftigen Menſchen zu ſenden haben vermag, der die Krankheit beſchreiben könnte — habe ich aus Noth mich nicht geweigert, dieſelbe aufs Papier zu zeichnen und Ew. Hochgebohren zuzuſenden, meine Armuth iſt es, daß ich nicht dürfe derowegen den Herrn Doctor laſſen bitten, mir beſuchen. — Des Morgens bekomme ich den Froſt; anfänglich hatte ich alle andere Tag die Fröſt, nun habe ich faßt am jeden Tage; aber die Zeit meiner Bettläge habe ich über fünf Wochen gehabt (d. h. er hat ſchon 5 Wochen zu Bette gelegen); darnach erfolgt übermäßige Hitze und Schwitzen und dieſes hat bey mir den Dauer am längern, als die Kälte bis dato gehabt.

Alt-Calzenau, am 23. May 1830.

C. F. Kerſten, der Kirchenkrüger."

(Nachſchrift:) „Was die Medizinen betreffen, werde ich Ew. Hochgebohren mit den baaren Geld und nach das Geſundwerden noch mit den Dank bezahlen."

Dieſes Schreiben vom Jahre 1830 iſt in ſo ſchönen, feſten Zügen zu Papier gebracht, daß man ſeine Niederſchrift ſchwerlich einem Krüger, und noch dazu einem von Schüttelfröſten und hohem Fieber heimgeſuchten, zutrauen kann. Ich möchte nach Stil und Handſchrift vermuten, daß es der Küſter loci geweſen iſt, der als gebildeter Vertrauensmann des kranken Krügers dieſe ſeine Krankengeſchichte verbrochen hat.

Um ſo zweifelloſer iſt eigenſtes Produkt des Briefſtellers der folgende undatierte Brief an einen Apotheker.

„Lieber Herr Apotheker!

Die Mädchen, (wegen) die ich bei Ihnen geweſen bin und wie auch folget hierbei der Rezept; es hätte ihr ſchon 14 tage nachgelaſſen, aber ſie hat Sauer Miilch gegeſſen, bekam ſie wieder.

Meine Frau iſt getreten worden vonn ein Pferd und hat ihr auf ein Bünger eingebüſſen; und jetzt, als benahe 6 Wochen, hat ſie kein apotit zum eſſen und auch zu zeiten wil Sie in Ummacht (Ohnmacht) bleiben, und auch im Herzen leidet Sie ungefer, und wan auf Ihre meinung, daß auß ſchrecke gekommen iſt, ſo bitte um ein Adestat.

Aron Lorie."

Es iſt recht erſtaunlich, mit welcher Kaltblütigkeit Herr Aron Lorie 6 Wochen dahinſtreichen läßt, ehe er ſich wegen ſeiner vom Pferde getretenen Gattin an die ärztliche Kunſt des Apothekers wendet und mit welcher verbrecheriſchen Genügſamkeit er ſich auf die Bitte um ein „Adeſtat" dafür, daß die gebiſſene und getretene Frau „apotit" und Geſundheit bloß aus Schreck verloren habe, ſchließlich beſchränkt.

Eine wahre Perle redſeliger Schreiberei iſt der Doktor-Brief einer kurländiſchen Vertreterin des ſchönen Geſchlechts, deren Stolz auf vergangene Jugendſchönheit nicht minder hell wie ihr Bewußtſein von dem Schatze feiner Manieren und hochgebildeter Redewendungen, den ſie ihr eigen zu wiſſen glaubt, aus ihren Zeilen hervorleuchtet. Leider liegt dieſer Brief nur in einer Kopie, und dazu ohne Angabe des Datums vor. Madame Lavendel klagt dem Doktor „Wormer" in Talſen folgendermaßen ihr Leid:

„Hochveredelter, erhabener Herr Doktor!

Schon verwichenes Jahr hörte ich von Ihrem werthen Namen wie eine Poſaune aus die 4 Winde und von ihre grosmitige Perſon bei arme Leite. Da ſagt mein ſeliger Lawendel: Kind, geh zu ihm; er, er wird dir etabliren. Ja, ſo ſagt er; denn mein Kerper leidet ſehr, mein Kopp iſt ſo duddlich, das mir alles ausſieht grün. Aber ſo recht kann ich's nicht ausſagen, was mir ſchadlich.

Sie wiſſen denn doch das alles — vor was ſind ſie denn Doktor mit ſo viel Aufföhn! Sie werden mir meine Perſon aus ihr Angeſicht nicht laſſen und mir von meine Zuſtande befreien. — Sie kennen mir doch, die Lavendel beim Spahnſchen Kruge; alle Menſchen kennen mir vor meine redliche Sehle und mein ſehliger Lavendel freite 3 mal nach mir — ich war in meine junge Jahre ſehr im Anföhn, alle Woche 5 Freier.

Es würde mir ſehr freuen, wenn ich dürfte betreten ihre hochgeadelte Schwelle, das ſie mir kennten kriegen zu ſeen; denn mein Kerper iſt aufgeprägt auf meine ziege. — Ich bitte ihnen nochenmal um ihre gnädige erniedrigung an meine arme Perſon.

Ihre erniedrigſte Dienerin

Madame Lavendel."

Adreſſe: „An den neien HE. Doktor Wormer, an die rechte Seite Bei Aſſeſſor Bolſching in Pflecken Talzen."

Die Madame Lavendel mit ihrer redlichen und redſeligen Seele adreſſiert ihr Schreiben an Dr. Wormer in Talſen. Einen Doktor dieſes Namens hat es aber, wie aus Dr. J. Brennſohn's Buch „Die Ärzte Kurlands 1825 bis 1900" zu erſehen iſt, in Kurland um dieſe Zeit nicht gegeben. Wahr-

scheinlich ist Madame Lavendel mit dem Namen des „neuen" Arztes, obgleich sie diesen Namen „wie eine Posaune aus die 4 Winde" gehört haben will, ein kleines Versehen passiert und hat unter dem „Doktor Wormer" den Doktor Friedrich Worms gemeint, der (geb. 1824, † zu Riga 1878) nach beendigtem Studium auf der Landesuniversität 1850—65 in Talsen als Arzt tätig war und sich dann als Homöopath in Riga niederließ. Diese Namensverstümmelung ist um so wahrscheinlicher, als die Briefschreiberin es mit der Namensschreibung überhaupt nicht allzu genau zu nehmen scheint - macht sie doch in derselben Adresse aus einem Angehörigen der bekannten kurländischen Baronsfamilie Bolschwing einen Assessor „Bolsching". Falls Dr. Friedrich Worms der Adressat ist, können wir diesen Brief auch mit einiger Sicherheit datieren, nämlich ihn in den Anfang der 50-er Jahre des vorigen Jahrhunderts setzen, da Dr. Worms sich 1850 in Talsen niederließ und von der Briefschreiberin als „neuer" Doktor charakterisiert wird.

Die sonstigen Briefschaften sind kaum unter einen gemeinsamen Generalnenner zu bringen. Sie handeln von allerlei persönlichen Dingen, wobei wiederum mehrfach pfarrhäusliche Beziehungen gestreift werden.

Da findet sich u. a. folgender Ausdruck treu sorgender Schwesterliebe:

„Ein Recept, die Stiefeln gut zu erhalten.

Nimm halb Wachs, halb Russische Seife, koche das in heißes Wasser auf und lege gebrannte Knochen dazu, so werden die Stiefel nicht so rauh. Lieber August, verzeihe, daß es so schlecht geschrieben ist, allein es ist schon spät am Abend. Ich bin

Deine Dich liebende und sorgende Schwester

Louise Doebner."

Beiläufig bemerkt, muß die Briefstellerin gegen die Selbstanklage, „so schlecht geschrieben zu haben", energisch in Schutz genommen werden: dieses Zettelchen weist die schönste, sauberste und markigste Handschrift in der ganzen vorliegenden Sammlung auf.

Ein recht trübes Licht auf die Erfahrungen in einer ersten Ehe wirft der Brief eines zum zweiten Male unter das Ehejoch gegangenen Mannes an „Ihre Wohlgeboren die Frau Probstin Döbner in Pastorath":

„Hochgeschatzte Frau Probstin!

Mit Freuden bestimmte ich eine Jagd für Sie auf Reh, und habe auch einen Jungen Bock bekommen. Da es für Sie bestimmt ist, so bitte ich es gefälligst anzunehmen. Mit Freuden benachrüchtie ich Ihnen, das meine zweite Liebe und Freude sich gesund befinden; der Liebe Gott gebe es mir zu erleben, bessere Freuden als von der ersten. - Verbleibe Ihr Sie stehts gehorsamer

Mongbiyu, d. 29. Ja. 61. Gustav Krömer (oder Krämer)."

Unter dem vom Briefsteller verzweifelt ausländisch, aber auch verzweifelt unrichtig geschriebenen Ortsnamen „Mongbiyu" ist das Alt-Kalzenausche Bei-

gut Monbijou zu verstehen. Von köstlicher Zutraulichkeit ist der Ausdruck der Hoffnungen, welche der brave Monbijousche Verwalter oder Arrendator inbezug auf „bessere Freuden" von seiner „zweiten Liebe als von der ersten" vor der Frau Propst ausschüttet.

Ein Pröbchen anzüglichen Necktones gibt ein Zettel, der leider undatiert und dessen Namensunterschrift zweifelhaft ist.

„Liebster Pastor!

Vorigen mahl ich habe Guten Freund abends gewartet; aber mann sehet, daß das auf ein mahl zu viel ist: versprechen und das Wort erfüllen! Meine Frau mit größtem Dank schickt geliehenen Honig ab und verbittet, daß so lange gehalten hat. — Ich bin schon gesund — es sey Dank dem Hrn. Dtr. Schilling, nur mus in quarantine sitzen!

Dein Aufrichtiger Freund und Diener

J. Labinski." *)

Vermutlich gehört auch dieser Brief in die Kalzenausche oder Kreutzburgsche Ecke und ist an einen Kalzenauschen Pastor Döbner gerichtet gewesen — vielleicht von einem Witebskschen Gutsbesitzer. Die Beziehungen der livländischen Südost-Ecke nach dem Gouv. Witebsk hin und besonders nach dem Witebskischen Städtchen Kreutzburg waren, wie schon erwähnt, sehr rege. Der in dem Schreiben rühmend hervorgehobene Doktor Schilling ist vielleicht der aus Schlesien eingewanderte Schlesier Carl Benjamin Schilling, der in den Jahren 1810—30 als Ökonomie-Arzt in Kreutzburg ärztliche Praxis betrieb, vielleicht auch dessen Sohn Carl Wilhelm Andreas, der in den Jahren 1828—34 das ärztliche Studium an der Embach-Universität absolvierte, und dann in der ersten Hälfte des Jahres 1836 in Kreutzburg Kreisarzt war. **) Darnach wäre des vorliegende Schreiben mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Zeit um die Jahre 1826—36 zu setzen.

Unbeschwert von grammatikalischen und syntaktischen Regeln und in der Rechtschreibung ausschließlich von phonetischen Grundsätzen geleitet, ist der nachfolgende schwesterliche Brief. Ein Interpunktionszeichen findet sich im Original überhaupt nicht vor; alles geht Zeile für Zeile ohne Einschnitt herunter — mit alleiniger Ausnahme der in Frauenbriefen so beliebten Nachschrift, die mit einem Absatz einsetzt. Der von sehr schreibungeübter Hand niedergeschriebene Brief ist undatiert; er lautet:

„Mein Liebi Schwester! Nach langer zeit willy eich (will ich Euch) bisuchen mit Klein Konny schreiben (das Wort „schreiben" ist über die Worte „Klein Konny" hineingefügt) sei, mein libi schwester, herchlig gi grist von uns. Es tut uns ser leit, das wir nicht wusten su langi, wu du bist un wi es eich (Euch) get. Gott lob, wir sind gisund un leben immer nach alten. Du kanst nicht glauben, wie ich dir nicht fergessen

*) Der Name könnte auch „Sabinski" oder „Sakunski" oder ähnlich gelesen werden.

**) Dr. J. Brennsohn „Die Aerzte Kurlands 1825—1900" S. 174.

kan. Geţ tuſtumir (tuſt du mir) ſer leit. Kommi, libi ſchweſter, wen (wenn) es meglich iſt; wen du nicht kanſt, den ſchreibi, wi es eich get. Sei nicht ſer traurig — der libi gotchen (vor dieſem Worte ein ausgeſtrichenes „gotte") wird helfen dir. Abber es wirdi uns ſer Freigen, mit dir zu ſam kommen un wider ſen leſi wi du kanſt. Lebt Reicht Wohl ſchreibi dein dich lebendi ſchweſter C. Mond in N.-Lubahn."

Nachſchrift: „biſuchi uns mit Klein Konne."

Im erſten Satze dieſes Briefes kommen die Gedanken der Briefſchreiberin nur lückenhaft zum Ausdruck. Ein wirkliches Beſuchen kann unter dem „biſuchen" nicht gemeint ſein und noch viel weniger ein Beſuch mit „Klein Konny"; denn dieſer kleine Konrad iſt ja nicht etwa ein junger Mond in Neu-Lubahn, ſondern der vermutlich verwaiſte Knabe gehört, wie die Nachſchrift zeigt, ins Lager der ſchweſterlichen Briefempfängerin. Der Briefanfang iſt im Sinne von Frau Mond vielleicht folgendermaßen zu ergänzen: „Meine liebe Schweſter! Nach langer Zeit will ich euch beſuchen — wenn auch nur mit einem Schreiben. Mit Klein-Konny ſei du, meine liebe Schweſter, herzlich gegrüßt" u. ſ. w. — Für die Wendung „leſi wi du kanſt" gegen Schluß des Briefes finde ich keine Erklärung.

Amüſant ſind zwei Briefe aus der Dienſtbotenſphäre. Im erſten ſchüttet ein weiblicher Hausgeiſt namens Carolina einer gleichfalls Carolina benamſten Kollegin ihr Herz aus über „ſie", nämlich die Hausfrau. Der Brief iſt ein abendliches Sonntagskind, im übrigen aber leider undatiert; er iſt adreſſiert: „An Demoiſele Demoiſele C. Wanſteg" und lautet:

Am Sonntag abend um 7 Uhr.

Liebes Carolinchen!

Da ich Jetzt allein bin und die Frau iſt ausgegangen und daß andere Mätchen Schleft, ſo habe ich jetzt Zeit, ihn zu Sagen, wie ſchlet (ſchlecht) Es mir get. Ach Gott, ſie iſt noch doller wie unſere Frau. Ach, ihr geiţ daß könt keine Grentzen, wie ſie iſt furchtbar. Ich glaubte, daß ich hier beſſern Caffee bekommen werde. Das iſt garnicht war, den ihr caffee iſt So ſchwach wie unſer Apkochliß und da wirt noch waſer zugegoſen und denn trin(k)t man lieber warm waſer. Ich konte heite garnicht Trinken. Ich habe mein Krus (urſprünglich war geſchrieben „Kruschen") wechgeben; mir wurde ſo übel, daß ich garnicht wuſte, waß ich machen ſolte. Mit den Arbeiten könte ich wohl fertig werden, aber nach Ihren Sinn iſt ſchwer zu machen und könen ſie ſich dönken daß alte Lied vom ſer..... Waß zerſchlagen wird, muß ander ſtele gekauft werden und gar keine ſeife giebt ſie, die hende zu waſſen. Ach Gott, wie meine hende ſehen ausſehn — des können Sie ſich wohl denken. Sagen Sie mir doch, wie Es ihn get. Ich habe noch mehr zu ſagen, Aber habe nicht Zeit. — Raten Sie mir doch, waß ſoll ich machen. — Hertzliche Griſe allen, allen. Vergeſen Sie mir doch nicht

Carolina S."

Nachſchrift: „Ferbrennen Sie doch Ja mein Brief, Liebe, Liebe!"

Wir ſind Carlinchen Wanſteg aufrichtig dafür dankbar, daß ſie die Schlußbitte um des „Ferbrennen“ des an ſie gerichteten Briefes nicht erfüllt hat. Oder ſollte dieſes Zeugnis dienſtbotlicher Seelenfreundſchaft überhaupt nicht die „Demoiſele Demoiſele Wanſteg“ erreicht, ſollte er vielleicht gar in die Hände „unſerer Frau“ gefallen ſein? In dem letztvermuteten Falle brauchten wir die beiden Carlinchen um ihre dem Briefe gefolgten Erlebniſſe wohl nicht zu beneiden, freilich auch nicht der Jungfer Wanſteg einen Dank zu votieren. — Der Herzenserguß von Caroline zu Caroline zeigt jedenfalls, eine wie große Rolle ſchon vor etwa zwei Menſchenaltern der Kaffee für das Gemütsleben der Zimmer- und Küchenfeen hierzulande ſpielte. „Abkochlis“ („Apkochliß“) iſt im lettiſchen Teile Livlands der allgemein bekannte terminus technicus für den Aufguß auf den einmal bereits ausgekochten Kaffee.

Sehen wir in dieſem Briefe Dienſtboten unter ſich, ſo handelt es ſich in einem zweiten Briefe aus dieſer Sphäre um eine von auswärts kommende Beſchwerde wider eine Dienerin des Hauſes, wider die in allen Leib- und Magenfragen auf dem Lande ſo wichtige „Wirtin“ oder „Mamſell“ der alten Zeit. Diesmal iſt's die Mamſell der Frau Paſtorin; und gründlich werden ihr ihre Sünden angeſtrichen:

„Ihrer Wohlgeborren Vrau Paſtorin!

Gütigſte Vrau Paſtorin, ich bitte Sie recht ſehr, um das Sie nur kein iebel nehmen, was ich ſchreiben werde. — Der Herr Paſtor gab mir Arbeit und ich bedancke ihm auch ſehr dafür. Gott gebe den Herrn Paſtor mit die Vrau Paſtorin die Jahren auszuleben und ihr einzigen Sohn auch dazu und mit vil glick das Sie glicklich immer vortzuleben. Und bedancke ihm für ihr zalz und Broht; nur das einzige: wen dieſe mamſel nicht were bey ihr alles Wirthin, den Sie verſteht in die wirtſchaft umzugehn, ſo wie ich verſteh danzen zu gehn.

Den bis dato habe ich, Beſte vrau Paſtorin, nicht ſich beklagt um daß koſt, dadurch ich wolte Sie kein verdruß machen. Aber auf das gutes lezt muß ich ihn (Ihnen) doch erzehlen. Wen Sie ſolte mir Caffe geben, ſo hat Sie gegeben, das man könte auf Broht ſchmieren — ſo dick war es; und wan Sie ſolte mir Bir geben, ſo lis Sie waſſer beygiſſen. Und den Dauert es noch zwey Stunden, bis man das beckam, nachzugehn imer nach ihr hinterſten zu bitten und zu betlen. Aber das iſt nicht der art bey die vrau Paſtorin. Wen die vrau Paſtorin ſelbſt in wirtſchaft ging, den wer es ganz anders. Den was die vrau Paſtorin hat verſtand in ihren kleinen finger, hat die Mamſel nicht in ihr ganzen leib und leben; den Sie iſt imer eingeſchlaffen. Mächte doch die vrau Paſtorin ihr laſſen ein mahl gut ausſchlaffen, vileicht mä(ch)the ſie beſſer ſein, und in deſſen wünſche ich den Herrn Paſtor mit die vrau Paſtorin vil Glick, das mein Wunſch von dem Herrn Gott erfüllt werde — von mir ihr untertähnigſter Maller

Israel Fingerhut.“

Dieſer bitteren Klage eines Vertreters des ſtarken Geſchlechts über eine pfarrhäusliche Wirtin ſei ein von einer Vertreterin des ſchönen Geſchlechts

ausgeschütteter Klageerguß an einen kurländischen „Oberdesponenten“ an die Seite gestellt. Der Brief ist undatiert und nur abschriftlich (auf einem Blatte mit dem köstlichen Arzt-Briefe der Madame Lavendel beim Spahnschen Kruge) in der Sammlung enthalten.

„Sr. Hochedelgeboren dem Herrn Ober-Desponent Eckert
im Privat Gut Mesoten.

Herr Desponent Ekert!

Ich bin verflichtet, unbekannter weise an sie zu schreiben. Da ich 13 Jahre unter Fürst Liven sein Leite bin gewesen, da ich das ganze Gebiet wie ein altes Buch kenne, dadurch erdreiste ich mir, sie alles gründlich herzuhalten. Wie Glenbau (?) wurde gekauft, war nicht so eine Verwaltung in Mesoten, wie jetzt ist. Kurz, ich bin über die Bauerschaft sehr ungehalten, daß sie so böse Hunde halten. Doch wenn Menschen auf die große Landstraße gehn, da darf so etwas nicht erlaubt werden; es wäre doch auch genug, wenn ein Hund bellt, der nicht beißt, und die Beißhunde an die Kette gehalten werden in jedes Gesinde. Ich werde mir in Mitau beschweren und die Behörden es bekannt machen, das Leite, wo man so lange gewesen, so angefallen sind.

Auch sie, Herr Desponent, halten in Kronsgut solche Doggen Hunde los (nicht an der Kette). Unter Leite machen viele mich herunter. O! wie Gottlos ohne Erziehung doch Gebietsleute! Wenn einige Deutsche Hetzereien machen — wie ist das häßlich anzuhören; wenn unschuldige Menschen herunter gerissen werden. Diese Behandlung habe ich nicht verdient. Ich würde weinen, wenn ich mein Brod nicht so schwer verdienen müßte; wenn ich eine Bäuerin wäre, so würde ich Brandteweinstränen weinen, jetzt kann ich es nicht. Hätte ich Kinder, so würde ich sie recht vernünftig erziehen — schade, ich habe keine. Bin auch in Mesoten alt geworden unter Gebietsbauern. Hofes Leite sind in Mesoten recht gut, nicht aber alle Mesotensche deutsche Leute, — haben alle beinahe Verwandte im Gebiet; schweres Fortkommen ist in Mesoten bei'n Fremdling, er wird gemißhandelt.

Ich habe keine Worte weiter mehr zu schreiben. Ich schließe mit Schmerzen mein Brief.

Katharina Hoffmann,
Kreislehrers Tochter in Windau und Tuckum.“

Nachschrift: „Verzeihen Sie mein undeitliches Schreiben.“

Unter den „Hetzereien“ von „einigen Deutschen“ hat die arme Briefschreiberin, die eine recht originelle Figur gewesen sein muß und einem recht ambulanten Beruf nachgegangen zu sein scheint, vielleicht direkt das Hetzen von Hunden auf sie und nicht etwa Hetzereien nach dem heutigen Sprachgebrauch gemeint. Der Sinn dieses dunklen Teiles des Schreibens der Katharina Hoffmann, vermutlich doch einer Deutschen, ist möglicherweise etwa: Wenn gottlose Gebietsleute ohne Erziehung mich herunterreißen und die Hunde auf mich hetzen, so ist es schlimm genug; vollends schändlich aber ist es, wenn Deutsche so etwas tun! — Dunkel ist übrigens auch der Gedanken-

gang, in welchen sie sich in die Lage einer Bäuerin mit nachfolgenden „Brandteweinstränen“ (?) oder in die einer Kinder erziehenden Mutter versetzt. — Beiläufig bemerkt, ist es ein Zeichen jener fernen Zeit, daß aus keinem aller 24 Briefe der uns beschäftigenden Sammlung so etwas, wie ausgesprochener nationaler Haß oder politischer Hader zu uns sprechen, wenn man nicht etwa aus dem vorstehenden Schreiben eine nationale Note heraushören will.

Eine sehr viel weniger autoritative Stellung, als der „Herr Ober-Disponent Eckert“, der Empfänger des Schreibens der „Kreislehrers-Tochter in Windau und Tuckum“, muß ein „curischer Amtmann“ innegehabt haben, von dem mir in unserer Briefsammlung folgendes abschriftlich zu lesen bekommen:

„Brief eines curischen Amtmanns an einen Gutsbesitzer.

Bester Freind! Schönster Genner!

In Eröfnung Dero Güte, wovor Ihnen der allwaltende Jehova lohnen wird, bitte in mein Haus Ruhe zu schaffen.

Der Tischler Martin aus Rudeln Gesinde kommt zu meiner Frau in das Kammer, wo sie eben das schönste frische Butter von dem schönsten süßen Schmand von dem besten lieben Vieh mit Sorg und Mühe hegt — und wenn ich ihm verkaufen thun wollte, wie mir viele Brave Männer sagen, so würde es mir leichtlich zu 11, 12, 13, 14 auch 15, selten zu 16, schwerlich zu 17 und garnicht zu 18 Rbl. abgehn. Sagt zu meiner Frau, sie soll ihm ein Glas Brandtwein fürstrecken. Mein Frau bitt genug artiglich, er mögte seiner Stege gehn. Allein dieser Boß (?), den algewaltigen nicht könnend, greift meine Frau № 1 und drückt ihm an das Wand, daß es ordentlicher Weise krachen thät — verfährt № 2 mit schnöden, kitzlichen Redensarten und will ihr № 3 Schnippschens geben und zeigt mir № 4, der ich, an Jehovah denkend, hinzugelaufen komme, zwey große, dicke Ohrfeigen, so daß ich № 5 das Fuß in das Trepp verwickle und allenfalls fallen müssen, einen großen Schaden an Lunge und Leber, vielerlei alt Loröl (Lorbeeröl) gebrauchend, keine Kleinigkeit hätte thun können. Schicke zur Probe meiner Wenigkeit ein Ferkell, der gesogen hat bei vielerlei Müttern seit dem 1. März Tag und Nacht und voll und rund zu sehen (? sehr unleserlich) ist, wie auch Dero ergebenster

Diener.“

Dieser „curische Amtmann“ scheint ein recht seltsames Gewächs gewesen zu sein. Unter dem „Amtmann“ ist natürlich kein richterlicher Beamter, sondern ein landwirtschaftlicher Berufsträger — ein Unter-Disponent oder Wirtschaftsaufseher zu verstehen. Es ist ein Mann, der in diesem Bestandteil der Sammlung kurioser Briefe in einer fast verdächtig tragikomischen Hilflosigkeit in die Erscheinung tritt — so garnicht von „curischer“ Art.

Ich schließe mit einem Liebesbriefe vom Jahre 1825, dem schnodrigsten Stück der ganzen Sammlung. Leider ist auch dieser Brief an Jungfer Zaping uns nicht im Original, sondern nur abschriftlich überkommen.

Der verzweifelt liebende Webergeselle Mattis Bulling schreibt an seine Angebetete:

Adreſſe: „An mein Zuker ſüßes Seelen Erz Mamſell Junfer Zaping in die Krons gut Dobne (gemeint iſt wohl das Kronsgut Doben im Kirchſpiel Doblen) zu krigen (? bringen) in das Panze-Sinde bey Wald-David in Dobne. Auf ein gut legenheit (Gelegenheit) ich dir ſchick 3 Ell Band, was koßt Pimber („Fünwer" = Fünfer, d. h. 5 Kop.) Ell."

Brief:

„Liebe Zuckerſüße Seelen Erz!

Dein Brief du mir ſchreibt, Du mir nicht mehr aben will. Warum das, lieb Erz? Du ſchreib du, mein Sicht gefellt dir nich mehr. Du will die Juge ſchreiber Schmied; du ſag du mir, ich ahb pockerlich Sicht. Lieb Erz, wie die Liebe Gott at bohrt (ſoll wohl heißen: Wie der liebe Gott uns hat geboren werden laſſen), ſo muß doch bleibt!

Ai, ai, zuckererzen Seelchen, wie du biſt du wedelmütig! Erinner dok, lieb Zaping, was uns beid at oft in das Lieb geſpielt, of unſer Eiboden (Heuboden) oft at gemacht Kopüber in das Ei (Heu), das dein Blondes Behn oft krig ſehn mir at Erz klopfen macht.

Wie oft ahb du ſagt: Mattis fühl an die Erz, wie klop vor Lieb! Ach — dacht ich — wird ſchon Zeit kommt. Nun, lieb Erz, du mir verſchmet. Dein Vater at immer ſagt: Kind, du liebſt ſehr das Mattis; ſchad', wenn es nicht iſt ganz deutſch Menſch, (aber) übſch Jung. Und du mir ſo blamier, ich nicht ahb ſchön ſicht!

Ich noch immer Küß die taping (Fußtapfen), wo du biſt gangen. Seelen Erz, ich dir ahb bringt Pflaumen und Kirſchen, ahb Kopeit*) und du das vergeſt aſt und Du jetzt mir willſt nicht mehr zum Mann. Zaping, laß mir noch Küßen dein Affing- (Koſewort Aeffchen) Mund, biß in daß Tod ich Dir lieb doller, wie mein Erz. Stoß das Schreiber Schmied aus deine danken (Gedanken) und bleib bei dein Mattis!

Erinner dich dok, wie ich ahb rett dein leben, wie Du biſt mit Schlitten einbrecht in das bäch**), ſo das mir all Glaeder bleibt ſteiff und wo du aſt Dir bei mein Mutter ander Kleid anzogen — — un Du des alles vergeſt aſt.

Wenn wegen mein ſicht zu dein Lieb ich mir mein Sicht mecht abubeln (abhobeln) laßen, wenn nicht Schmerz zu groß ſein möchte.

Ich liebt noch dir, mein Zucker Erz. Verlaß das Schreiber Schmied und bleibt treu bis in das Graben

Dein unvergeßlich Mattis Bulling,
Wewergeſellen, Sohn des offmuttersman Groß-Ekau in Bulling Sinde, in der Nacht ſchreibt auf das 15te Aprill Monats 1825."

*) Kopeien bedeutet ſtreicheln, liebkoſen; im eſtniſchen Teile unſerer Provinzen würde ſtatt „kopeit" wohl „gepait" geſagt worden ſein.

**) Gemeint iſt vermutlich die Eckau, an der das Gut Groß-Eckau, in dem ſich die Jugend des Briefſchreibers abgeſpielt hat, belegen iſt.

Schade, daß wir über die Wirkung dieſes urkomiſchen Liebesbriefes, an deſſen überzeugende Kraft wir trotz der Beteuerung der Bullingſchen Liebestreue „bis in das Graben“ nicht recht glauben können, garnichts erfahren; ſollte aber jemand ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen und in den Kirchenbüchern Nachforſchungen nach dem Trau- oder Totenſchein des Webergeſellen Mattis Bulling aus Groß-Eckau in Kurland anſtellen, ſo würde das Reſultat gewiß manchen Leſer der „Deutſchen Monatsſchrift“ intereſſieren. — Im übrigen wird man, wie ſehr auch die Einwirkung des Spaßigen alle anderen von dieſem Liebesbriefe ausgehenden Eindrücke zurückdrängen mag, bei näherem Erwägen ſich doch ſagen müſſen, daß dieſer die deutſche Sprache nur ganz mangelhaft beherrſchende lettiſche Webergeſelle ſchließlich doch über ein ganz reſpektables Maß von Elementarſchulung verfügte — natürlich in Anbetracht der Zeit, in welcher er lebte, nämlich um die Zeit der Aufhebung der Leibeigenſchaft in Kurland (1817).

Ganz intereſſant vom kulturhiſtoriſchen Geſichtswinkel aus ſind die leichten Streiflichter, welche aus dem Briefe auf die kleinen Freuden der Hofesleute-Kinder im Gottesländchen vor etwa 100 Jahren fallen, wie der Knabe mit ſeiner Jugendliebe auf dem Heuboden getollt und wie er Pflaumen und Kirſchen mit ihr geſchmauſt hat.

Das Vergnügen des Kirſchen- und Pflaumenſchmauſens haben die Beiden vermutlich dem elterlichen oder dem mütterlichen Einfluß bei Hofe, nämlich beim Hofe Groß-Eckau, zu verdanken. Unſer Webergeſelle Mattis Bulling war nämlich Sohn des „offmuttersman“, alſo Sohn des Mannes der Hofmutter zu Groß-Eckau. „Hofmutter“ (geſprochen, worauf auch die Schreibung in unſerem Briefe hinweiſt, „Hoffmutter“) wurde und wird in Süd-Livland und Kurland der weibliche Wirtſchaftsbeamte genannt, welcher auf dem Gute an erſter Stelle die Sorge für den Vieh- und wohl auch Faſelhof obliegt, die Viehwirtin. Ihre Stellung im Leben der Gutswirtſchaft iſt eine ſo prominente, daß von ihr und ihrem Amte ſich auch des Mannes Würde und Berufsbezeichnung herleitete — er iſt eben der „Hofmuttersmann“. In der ehelichen Verbindung mit der Hofmutter fiel dem Manne nun gewöhnlich das Amt des Milchführers zu, und zwar bildete dies ſo ſehr die Regel, daß der „Hofmuttersmann“ ein *Amt für ſich ganz unabhängig von der Hofmutter*, nämlich das des *Milchführers*, bezeichnete. Der Milchführer des Gutes wird alſo ſchlechthin Hofmuttersmann genannt — mag der Ehemann der Hofmutter auch ein ganz anderer ſein, mag der Hofmuttersmann unverheiratet oder mit einer ganz anderen ländlichen Schönheit als juſt mit der „Hofmutter“ den Ehebund eingegangen ſein. — Unſer Mattis Bulling iſt alſo nach ſeiner eigenen Bekundung Sohn des Groß-Eckauſchen Milchführers; ob er zugleich auch Sohn der Hofmutter iſt, muß dahingeſtellt bleiben — auch wenn die Tatſache, daß eine Hofmutter leichter, als manche andere bei Hofe, zu Pflaumen und Kirſchen für ihr Söhnchen kommen dürfte, zu Gunſten einer ſolchen Annahme ſpricht.

— — — Wie wir gesehen haben, handelt es sich bei den vorstehenden Briefen um eine Sammlung von absonderlichen Drolligkeiten und schnurrigen Ausgeburten unfreiwilligen Humors, welche uns normale Spiegelbilder ihrer Zeit nicht überliefern. Jene Zeit erscheint uns hier in durchaus einseitiger Beleuchtung, nämlich aus dem Material heraus, das sie für die Lachlust der Mitlebenden zutage gefördert hat. Aber es ist wenngleich einseitige, so in ihrer Einseitigkeit doch völlig echte Beleuchtung, in der hier einige Besonderheiten aus der Zeit unserer Väter und Großväter vor uns auftauchen. Es sind eben wirkliche Zeitausschnitte, welche etwa in derselben Tonart wie Dr. Bertrams Schnurren eine baltische kulturhistorische Sprache zu uns reden; und neben manchem Abgeschmackten bietet sich in diesen Briefen so manches Ungekünstelte, unmittelbar Frische und urwüchsig Echte, daß ein Dr. Bertram oder gar ein Fritz Reuter seine Freude an den hier auftauchenden baltischen Silhouetten aus der Zeit vor 50—80 Jahren haben würde.

Und damit wolle sich der Leser von den hier vorgeführten briefschreibenden Personen, deren Gedächtnis ein gütiges Geschick und ein verständnisvoller Papierhändler noch rechtzeitig von der Vernichtung in der Papiermühle für die Nachwelt gerettet hat, nunmehr verabschieden. Vielleicht wird er diese oder jene hier an ihm vorübergeeilte possierliche oder tragikomische alt-baltische Figur in freundlicher Erinnerung behalten — etwa den Monsieur R. Baer, der sich so mutig für die Jugend seiner Frau in die Schanze geschlagen hatte und dann so reuig sich auf deren wahres „Altertuhm" zurückziehen mußte; oder den braven Gustav Krömer in „Mongbiyu" mit seiner Freudehoffnung auf seine „zweite Liebe"; oder Aron Lorie, den kaltblütigen Inhaber der pferdegebissenen und pferdegeschlagenen Gattin „ohne Apotit" und den kranken Kirchenkrüger, der dem Doktor „die Medizinen mit der baren Geld" und, jedoch erst „nach das Gesundwerden", „noch mit den Danck zu bezahlen" verheißt; oder den „curischen Amtmann" in seinen ungewöhnlichen Hausfriedensnöten und den „pockerlich" verunschönten Mattis Bulling vom Bulling-Gesinde mit den blonden Jugenderinnerungen und dem heißen Webergesellenherzen; oder den Maler Israel Fingerhut mit seiner sarkastischen Anklage wider die „Mamsell" der Frau Pastern, die beiden Carlinchen in ihrer dienstbotlichen Kaffee-Entrüstung, die „Kreislehrerstochter in Windau und Tuckum", welche so gern eigene Kinder (schade, sie hatte aber keine!) vernünftig erziehen würde, nun aber den „Desponenten" wegen der Mesothenschen bösen Hunde und Menschen ausschelten muß, oder endlich die unübertreffliche Madame Lavendel beim Spahnschen Kruge mit ihrer redlichen Seele und ihren 5 Freiern in der Woche.



Zur Geſchichte der Familie Struve.

Von Nikolai Struve (Riga).

Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und ſtill ſich freuend
Ans Ende dieſer ſchönen Reihe ſich geſchloſſen ſieht.

Goethe „Iphigenie."

Der Stammbaum unſrer Familie läßt ſich nur bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts verfolgen, da der Tradition zufolge unſre Vorfahren von Alters her in der Horſt gelebt haben, einem aus mehreren Dörfern zuſammengeſetzten Kirchſpiel, das im ſüdlichen Teil Holſteins lag, welches vom Kloſter, ſpäter adeligen Stift Uetersen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts abhängig und ihm tributpflichtig war. Die Familie Struve kommt in den älteren Kirchenbüchern der Gegend vielfach vor, jedoch bei der in jener Zeit unſicheren Schreibweiſe bald als Struve, Strube, Strüven und in noch mehreren anderen Varianten. Das erſte ſicher auf unſere Abſtammung ſich beziehende Datum in den Kirchenbüchern iſt die am 12. Januar 1742 erfolgte Verheiratung meines Urgroßvaters Johann Struve (1710—1777), der als Beſitzer eines Bauerngutes bezeichnet wird, mit Abel Strüven († 1762). Aus dieſer Ehe ſtammten vier Kinder: 1) Hinrich, geb. 1743. 2) Johann, geb. 1745. 3) Trina, geb. 1748 und 4) als ſpätgeborenes jüngſtes Kind Jakob, mein Großvater (1755—1841). Der älteſte Sohn Hinrich wurde frühzeitig Matroſe und ſoll ſpäter auf einer Reiſe nach Oſt-Indien verſchollen ſein. Zwei Kinder von ihm, Hinrich und Katharina, lebten im Anfang des 19. Jahrhunderts im Hauſe des Großvaters. Von dem erſteren iſt bekannt, daß er ſich als Soldat in Oldenburgiſche Dienſte anwerben ließ. Der zweite Bruder des Großvaters, Johann, trat, obgleich als Landmann erzogen, in däniſche Kriegsdienſte, die er jedoch bald wieder verließ. Bereits 1777, beim Tode des Urgroßvaters, lebte er als Landmann in Seeland, wo er im Anfang des 19. Jahrhunderts geſtorben iſt.

1. Jakob Struve, (1755—1841), (erſte Generation.)

Jakob Struve wurde gleichfalls bis zum 14. Lebensjahr zum Landmann erzogen. Er beſuchte die Dorfſchule in der Horſt und zeichnete ſich dort durch ſeinen Fleiß und große Fortſchritte im Rechnen und in der Mathematik aus. Seiner Mutter früh beraubt, wurde er den Sommer über bei einem Bauer mit einfacher landwirtſchaftlicher Arbeit beſchäftigt und beſuchte nur im Winter die Schule. In den Mußeſtunden beſchäftigte er ſich mit dem Orgelſpiel unter Leitung des Schulmeiſters, der zugleich Organiſt war, und in kurzem brachte er es ſo weit, daß er gelegentlich beim Gottesdienſt den Organiſten erſetzen konnte. Dieſer Umſtand ſcheint ſeinen Vater auf den Ge-

danken gebracht zu haben, ihn zum Organisten und Schulmeister ausbilden zu lassen, zumal da der Knabe von Hause aus von schwächlichem Körperbau und noch dazu etwas verwachsen war, mithin also nicht hätte hinterm Pfluge hergehen können. Der Vater beschloß daher, ihn auf ein Jahr nach Elmshorn zu dem dortigen Küster in die Lehre zu geben, der zugleich Rektor der Gemeindeschule war, in der auch die Anfangsgründe des Lateinischen gelehrt wurden. Ostern 1770 trat der 15-jährige Knabe in diese Schule ein; er nahm am lateinischen Unterricht teil und lenkte alsbald durch seine Fähigkeiten die Aufmerksamkeit des Lehrers auf sich, der den fleißigen und strebsamen Schüler lieb gewann. Anfangs erhob freilich der Vater lebhafte Einwendungen gegen den Unterricht im Lateinischen, den er als eine Überbürdung und einen für den Bauerjungen unnützen Wissenskram ansah; er beruhigte sich aber bald und gab nach, als er von den Fortschritten des Sohnes hörte, und erlaubte ihm die Studien weiter fortzusetzen. In 1½ Jahren absolviert er den ganzen Kursus, der außer Mathematik Latein und andere Wissenschaften umfaßte, und war dadurch in den Stand gesetzt, in der hohen Schule in Altona, dem Christianeum, ein Examen abzulegen, welches ihn befähigte, in die Selecta, die akademische Klasse, einzutreten. Er siedelte jetzt im Jahre 1771 um Michaelis nach Altona über, wo er, ganz auf sich selbst angewiesen, durch Privatstunden sein Brot verdienen und die Existenzmittel zur weiteren Fortsetzung seiner Studien sich verschaffen mußte. Ein Beweis von großer Begabung und Energie ist es, daß der arme Bauerknabe im Stande war, zu Ostern 1775 die Universität Göttingen zu beziehen, wo er sich der Theologie widmen, zugleich aber auch Philologie treiben wollte, um sich zum Schulmann auszubilden. In Göttingen fand er dank seinen Fähigkeiten und seinem Eifer einen Gönner in dem berühmten Philologen C. G. Heyne, der ihn in sein Haus nahm und ihm Arbeit im philologischen Seminar verschaffte. Ihm verdankte der Großvater zunächst, daß er 1780 zum Konrektor an der latein. Schule in Harburg, dann 1783 zum Professor und Rektor am Gymnasium zu Bückeburg und 1784 zum Rektor des Lyzeums in Hannover ernannt wurde. In letzter Stellung blieb er bis zum Jahr 1791 und folgte dann einem Rufe in die Heimat als Professor am Christianeum in Altona, zu dessen Direktor er 1794 ernannt wurde. In der akademischen Klasse des Christianeums las er hauptsächlich Dogmatik und Exegese und in den Gymnasialklassen verschiedene griechische und lateinische Schriftsteller. Seine freie Zeit widmete er fast ausschließlich mathematischen Studien, welche zu manchen wertvollen Resultaten geführt haben, wie er sie in verschiedenen Schulprogrammen, sowie in einem durch Klarheit der Darstellung ausgezeichneten „Handbuch der Mathematik“ dargetan hat. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen wurde er 1813 von der Kieler Universität zum Dr. phil. honoris causa kreirt, wunderbarer Weise im selben Jahr, da sein Sohn Wilhelm Struve in Dorpat sich den Doktorgrad

grade am Tage der Schlacht bei Leipzig erwarb. Nach 37-jähriger ſegensreicher Tätigkeit wird Jakob Struve ſeiner Stellung enthoben und ihm ein ehrenvoller Abſchied bewilligt. Bis zu ſeinem im Jahre 1841 erfolgten Tode lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit in Altona, ſich an dem Gedeihen der Kinder und Großkinder erfreuend. Verheiratet war er mit Maria Emerentia Wieſe (1764—1847), Tochter des Predigers Wieſe in Steinbeck bei Hamburg, der einige Jahre Hofprediger bei Kaiſer Peter III. in Oranienbaum war. In Liebe und Treue verbunden, haben dieſe beiden hochbegabten und gemütvollen Menſchen 58 Jahre in glücklicher Ehe gelebt, umgeben von einer zahlreichen Kinderſchar. Mehrere Kinder ſtarben im zarten Alter, ſieben haben ein reifes Alter erreicht: 1. Karl Struve (1785—1838), Gymnaſialdirektor zu Königsberg. 2. Ernſt Struve (1786—1822), Arzt in Flensburg. 3. Guſtav Struve (1788—1829), Finanzbeamter in Norwegiſchen Dienſten. 4. Chriſtiane Struve (1791—1853), vermählt mit Dr. Henop in Altona. 5. Wilhelm Struve (1793—1864), Profeſſor der Aſtronomie in Dorpat. 6. Ludwig Struve (1795—1828), Profeſſor der Medizin in Dorpat. 7. Johanna Struve geb. 1797, vermählt mit dem Fabrikbeſitzer Buckup in Altona.

Wie ſehr der alte Großvater im zahlreichen Familienkreiſe von Kindern und Kindeskindern ſich allgemeiner Liebe und Verehrung erfreute, ſieht man aus einem Briefe, den ſein Sohn Wilhelm aus Pulkowa an den Pflegeſohn Theodor Struve in Dorpat am 7. April 1841 ſchreibt: „Der Brief der Tante Henop meldet den Tod des Großvaters Struve, den ſein Schöpfer freundlich und milde zu ſich gerufen hat. Lang war ich auf dieſe Nachricht gefaßt, dennoch hat ſie mich ſehr wehmütig ergriffen. So iſt er alſo dahin gegangen, der teure Vater, das ſo vieljährige hochverehrte und geliebte Haupt unſrer Familie. Sein Andenken iſt uns ein heiliges. Wir, ſeine Kinder und Großkinder, können und müſſen es ſegnen. Ihm verdanken wir alle nächſt Gott am meiſten, was wir ſind, wenn wir uns gewiß rühmen können, einem Familienkreiſe anzugehören, in dem Religioſität und Tugend, ſowie geregelte Tätigkeit zu Hauſe ſind. Gott gebe, daß des edeln Vaters, Eures Großvaters Beiſpiel noch lange auf uns alle nachwirke! Ich hoffe es zu Gott, und Ihr meine Söhne werdet gewiß dahin ſtreben, daß dieſer mein Wunſch in Erfüllung gehe!“

2. Karl Struve, (1785—1838), (zweite Generation).

Geboren 1785 zu Hannover als Sohn des Direktors des Lyzeums, zeichnete ſich Karl Struve ſchon als Kind durch ſeltene Begabung und glänzende Fähigkeiten aus; ſpielend lernte er das Leſen, indem er dem Buchſtabieren der Kinder im Nachbarhauſe mit Aufmerkſamkeit zuhörte. Als ſein Vater nach Altona zog, trat er als Schüler ins Chriſtianeum ein. Für ſeine weitere Ausbildung war der Privatunterricht des Vaters, der ein Meiſter im

Lehren war, besonders förderlich. Kaum sieben Jahre alt, nahm er an dem lateinischen Unterricht teil, den der Vater einem viel älteren Schüler erteilte, und übersetzte den Livius oft besser als sein Mitschüler. In Prima mußte der Sohn oft zur Ruhe verwiesen werden, weil er manche Stelle der Klassiker besser als der Lehrer erklären zu können meinte. Im Alter von 13 Jahren trat er in die Selekta ein und war unermüdlich bestrebt, durch Privatstudium sein Kenntnisse zu bereichern. Aber nicht bloß in geistiger Bildung reifte er rasch heran, auch im gesellschaftlichen Leben war er ein gern gesehener Gast, denn Frohsinn und Ernst der Gesinnung vereinigten sich in ihm zu einem harmonischen Ganzen. Zu Ostern 1801 bezieht er die Universität Göttingen, wo er durch Empfehlung seines Vaters in der Person des berühmten Philologen Heyne einen warmen Fürsprecher findet, der ihm mit Rat und Tat förderlich zur Seite steht. Diese Empfehlung sowie sein feines Benehmen, seine gediegenen philologischen Kenntnisse, sein großer Fleiß erwarben ihm allgemeine Achtung in den verschiedenen Kreisen. Nach einjährigem Studium in Göttingen begibt er sich nach Kiel, um hier den Kursus zum Abschluß zu bringen und sein Biennium zu absolvieren. Beim Studium der Philologie und Theologie war er, da die Vorlesungen der Professoren ihm zu wenig boten, viel auf sich selbst angewiesen und besuchte daher mit großem Eifer die Vorlesungen über Mathematik und Astronomie, für die er eine große Vorliebe besaß. Nachdem er sich den Doktorgrad erworben, nahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn v. Meiners in Livland an. Diese Stellung war indes nicht von langer Dauer, und schon wenige Monate später erhielt er durch Vermittlung seines Freundes Rambach die Oberlehrerstelle an dem neugegründeten Dorpater Gymnasium. Auf diesem neuen Felde der Tätigkeit entwickelte Struve eine erfolgreiche und ersprießliche Wirksamkeit und erwarb sich in kurzem in gleichem Maße die volle Sympathie und Liebe seiner Kollegen und Schüler wie seiner Mitbürger und Vorgesetzten. Er habilitierte sich im darauffolgenden Jahre 1805 als Privatdozent an der Universität, las Kollegia über Homer, Sophocles und Herodot und stellte Übungen im Lateinschreiben mit seinen Schülern an. Gleichzeitig gründete er seinen häuslichen Herd, indem er Wilhelmine Sparwart, die Nichte und Pflegetochter eines livländischen Gutsbesitzers, heiratete. Mächtig wirkten auf ihn die bedeutenden Zeitereignisse, und mit warmer Teilnahme verfolgte er die Schicksale seines deutschen Vaterlandes, das unter dem Joch des französischen Usurpators seufzte. Als im Jahre 1812 Napoleon Rußland den Krieg erklärte und alles sich zur Verteidigung des Vaterlandes rüstete, beschloß auch Struve diesen Kampf mitzumachen und zwar als Feldprediger. Zu dem Zweck erlernte er unter Anleitung seiner Frau die estnische Sprache und hielt dann seine Probepredigt in der Kirche zu Rüggen bei Dorpat, nachdem er sich einer theologischen Prüfung unterzogen; aus unbekannten Gründen konnte er seinen Plan aber doch nicht zur Aufführung bringen. Am 15. September,

dem Krönungstage des Kaiſers Alexander, als ſchon der wilde Kampf entbrannt war, hielt er im Gymnaſium eine Feſtrede, in welcher er, die Zuhörer zum Vertrauen auf Gott und ſeine Gerechtigkeit hinweiſend, die Gemüter erhob durch den Vergleich mit jenem geſchichtlichen Beiſpiel des Perſerkönigs Darius, deſſen ſtolzer Übermut ſich an der Kraft und Beharrlichkeit der Skythen brach. — Bald darauf erhielt er einen Ruf nach Königsberg, als Direktor des Altſtädtiſchen Gymnaſiums, und verließ im Sommer 1814 das ihm heimiſch gewordene Dorpat, wo der Wirkungskreis ihm ſo lieb und wert und ans Herz gewachſen war.

Nach einer mühevollen Reiſe zu Lande mit Frau und fünf Kindern an ſeinem Reiſeziel angelangt, griff Struve mit aller Kraft und Umſicht die Amtsgeſchäfte an. Es war das keine kleine Aufgabe, da es ſich alsbald erwies, daß es mancherlei Mängel in der Schule gab, die teils an der Unfähigkeit der Lehrer, teils an den beſchränkten Mitteln lagen. Dabei war der 29-jährige neue Direktor meiſt jünger als die unter ihm ſtehenden Kollegen, oft nicht viel älter als einzelne Primaner! Seiner Geiſtesklarheit und ſeinem zielbewußten Ernſt gelang es bald Wandel zu ſchaffen und die allgemeine Achtung zu erringen. Dennoch war anfangs die Sehnſucht nach Dorpats Freunden ſehr groß; ſo ſchreibt er ſeinem Bruder Wilhelm in Dorpat am 5. November 1814, wie ihn die Trennung von den Lieben ſo traurig ſtimme, und fordert zum Schreiben auf; das würde ihn erquicken. „Sonſt," heißt es weiter „lebe ich den Meiningen, meinen Geſchäften, meinen Lieblingsſtudien und den ergreifenden Zeitereigniſſen". — Einen großen Genuß bot ihm im folgenden Jahre 1815 eine Reiſe mit der Familie zu den alten Eltern nach Holſtein, die er ſeit 10 Jahren nicht geſehen. Zugleich wollte er auch an dem Hochzeitsfeſt des Bruders Wilhelm teilnehmen, das im Juni in Altona ſtattfinden ſollte. Die Reiſe ging zu Waſſer nach Travemünde, wo ſie am 5. Juni glücklich eintrafen. Herb und traurig war der Eindruck, den die Schutthaufen in Hamburg auf ihn machten, dafür aber folgte jetzt ein ſchönes, freudenvolles Leben bei den Eltern, Verwandten und Freunden in der ſchönen Umgebung. Das Hochzeitsfeſt verherrlichte die grade während der Trauung eingetroffene Nachricht von dem Siege der Verbündeten bei Waterloo. „Die Traurede ſoll ſehr ſchön geweſen ſein", ſchreibt er in einem Brief, „aber ich dachte nur an Blücher, Wellington und Braunſchweig-Oels." Mit Begeiſterung begrüßt er das Heimatland. „Es iſt doch ein ganz anderes ſchöneres Land bei Altona, und ich ſage mit Horaz: „Sit mea sedes utinam . . . . . ." Wie war mir ſchon, als ich von Travemünde und Lübeck fuhr und all die Felder mit den ſchönen lebendigen Hecken, wo der Kreuzdorn eben blühte, eingefriedigt waren. Und nun in die einzig ſchönen Fluren die Elbe hinab! Ich war wie bezaubert; ein ſchönes Bild aus der Jugendzeit war mir geblieben, doch fand ich die Wirklichkeit ſchöner!" Am 29. Juli verließ er die Heimat und hat Altona nicht wieder geſehen.

Konnte Struve mit seiner Stellung als Direktor auch zufrieden sein, so fühlte er doch im stillen den Wunsch, seine Tätigkeit von der Schule auf die Universität übertragen zu können. Den nach geistiger Freiheit strebenden Geist drückte die Last der einförmigen Schularbeiten. Er fühlte, daß er Tüchtiges leisten könne und werde, wenn ihm mehr Muße und weniger Ärgernis und Geschäfte beschieden wären. Wiederholt spricht er das in seinen Briefen an den Bruder Wilhelm in Dorpat aus. Aber nicht allein auf dem Gebiet der klass. Philologie bewegt er sich, wir lernen ihn auch als feinen Beurteiler von Dichterwerken kennen, wie seine Schrift über zwei Balladen von Goethe, „Der Zauberlehrling" und „die Braut von Korinth", deutlich beweist. Sehr erfreut war Struve durch die Anerkennung, die der große Dichter ihm in einem Briefe an Zelter zollte. Unter seiner Redaktion erschien ferner die Beschreibung der dritten Jubelfeier des Reformationsfestes am 31. Oktober 1817, die in Königsberg begangen wurde, und von ihm selbst verfaßt war die in der höheren Stadtschule vorgetragene Festhymne. — Die Muse war seine stete Begleiterin, die Poesie diente ihm zur Verschönerung des Lebens, zur Verherrlichung weihevoller Stunden. Zu wiederholten Malen hat er bestimmte Tage, die Erinnerungen in ihm erweckten, wie „Neujahr", „Geburtstag des Königs", „Schlacht bei Leipzig" durch Verse verschönt. Eine Menge Gelegenheitsgedichte bei Familienfestlichkeiten von Verwandten und Freunden, namentlich seinen Eltern, hat er verfaßt, Gedichte voll tiefsten Gefühls und kindlicher Liebe finden sich darunter. Wenn man bedenkt, daß er diese Liebhaberei nur in den Mußestunden betreiben konnte, und außer regelmäßigen Stunden und Direktorgeschäften noch Privatunterricht erteilte, oft auch in heiterer Gesellschaft die Abende verbrachte, so kann man sich erklären, wie dieser steten geistigen Anstrengung starke Abspannung folgen mußte. Übertriebene geistige Tätigkeit und Aufregung führten ihn zu weit. Sein Arbeiten war kein geregeltes, sondern geschah meist stoßweise. Ende der 20-er Jahre hatten sich infolge dieser unregelmäßigen Lebensweise Leiden verschiedener Art bei ihm eingestellt und seinen robusten Körper stark mitgenommen. Dazu kam der Verlust seiner Frau im Dezember 1834, mit der er 21 Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte. „Öde und leer erscheint mir jetzt das Leben", schreibt er dem Bruder Wilhelm in Dorpat, „ich lebe einsam und abgeschlossen in meinem Zimmer und komme nur zu den Mahlzeiten heraus." Als im Jahre 1837 der Neffe Theodor Struve nach Königsberg kam, freute sich der Onkel sehr und nahm ihn ganz zu sich ins Haus. Körperlich war er sehr angegriffen; er, der früher so viel und leicht arbeitete, scheute jetzt die Arbeit, las nur gelegentlich eine Zeitschrift und die ihm zusagenden Klassiker. Im April 1838 erkrankte er an einem bösartigen Leiden und starb im Juni darauf. Wie groß die Liebe und Verehrung war, die er genossen hatte, zeigte sich bei Gelegenheit seiner Beerdigung, die am 9. Juni von der Aula des Gymnasiums aus stattfand, wo sämtliche Lehrer und Schüler versammelt waren.

Ein zahlreiches Gefolge begleitete den Sarg bis auf den Kirchhof, wo er neben seiner ihm vorangegangenen Frau, Kindern und Kindeskindern bestattet wurde.

3. Adolf Struve, (geb. 1809), (dritte Generation).

Geboren im Jahre 1809 zu Dorpat als Sohn des dortigen Oberlehrers am Gymnasium, Karl Struve, besuchte er die Schule in Königsberg und studierte darauf in Dorpat von 1828—36 Medizin; er war eine Zeitlang Assistent an der Universitätsklinik und erhielt darauf einen Ruf als Professor der Chirurgie nach Charkow (1837—1862). Aus seiner Ehe mit einer Russin aus reicher Familie, Kleopatra Schidlowski, entstammte nur eine Tochter Marie, verheiratet mit dem nachmaligen livländischen Gouverneur Schewitsch. Nach 25-jährigem Dienst wurde er emeritiert und zog sich auf sein im Woroneschschen Gouvernement gelegenes Gut Mandrowa zurück, wo er, mit ärztlicher Praxis beschäftigt, zugleich Ehrenfriedrichsrichter und Adelsmarschall war und eine angesehene Stellung in der örtlichen Gesellschaft einnahm. Durch häufige Reisen nach Petersburg und auch ins Ausland blieb er in steter Fühlung und in freundschaftlicher Beziehung mit der ganzen Familie und überhaupt auch in Verkehr mit der Außenwelt. In Riga weilte er längere Zeit zum Besuch bei der Familie Schewitsch und hat sich da im Kreise früherer Kommilitonen sehr wohl gefühlt und gut eingelebt. Eine wunderbare Schicksalsfügung war es, daß sein jüngster Vetter, Schreiber dieser Zeilen, nie mit ihm in der Heimat oder in Petersburg zusammengetroffen ist und ihn daher persönlich nicht gekannt hat, da sie sich stets verfehlt haben und nie an demselben Ort zu gleicher Zeit gewesen sind. Er kannte ihn daher nur von Hörensagen nach der Beschreibung der Geschwister. Adolf Struve soll eine stattliche Erscheinung von angenehmem sympathischem Äußeren gewesen sein, seinem Vater ähnlich. Da er ohne männliche Leibeserben starb, so ist die männliche Linie dieser Familie ausgestorben. Nachkommen seiner Tochter lebten in Ostpreußen in den Familien Panzer, Böhnke und Richelot.

4. Ernst Struve, (1786—1822), (zweite Generation).

Ernst Struve, zweiter Sohn des Schuldirektors Jakob Struve in Hannover, wurde daselbst im Jahre 1786 geboren und studierte in Wien Medizin. Seit dem Jahre 1806 freipraktizierender Arzt in Neumünster in Holstein, ließ er sich darauf in gleicher Eigenschaft in Flensburg nieder, indem er zugleich zum Hofarzt des Herzogs von Augustenburg ernannt wurde. Zwei Söhne, die er bei seinem Tode hinterließ, wurden beide Philologen, der ältere von ihnen, Theodor Struve, kam als unmündiger Knabe zu dem Onkel nach Dorpat, während der jüngere, ebenfalls Ernst genannt, bei der Mutter in Holstein blieb und in der Folgezeit Lehrer in Kiel wurde. Erst 36 Jahr alt, starb der Vater im Jahre 1822.

5. **Theodor Struve,** (1816—1885), (dritte Generation).

Im Jahre 1816 in Flensburg geboren, verlor Theodor Struve schon im 7. Lebensjahre seinen Vater und wurde von seinem Oheim Wilhelm Struve in Dorpat an Sohnes statt angenommen und ganz in dessen Hause erzogen. Der Aufenthalt im Hause des Oheims, der die Vereinigung mathematischer und philologischer Begabung als Familienerbteil besaß, war für seinen künftigen Lebensberuf wie auch für seine geistige und sittliche Entwickelung von großem Einfluß, und niemals hat er vergessen, was er seinem Onkel verdankte. Nach bestandener Maturitätsprüfung am Dorpater Gymnasium widmete er sich seit 1833 dem Studium der klassischen Philologie unter Anleitung des schon bejahrten K. Morgenstern und des in frischester Kraft wirkenden Professors Friedrich Neue. Nach Vollendung der Studien ging er als Cand. phil. 1837 zu weiterer Ausbildung nach Königsberg, wo er in dem anregenden Verkehr seines Oheims, des ausgezeichneten Philologen Karl Struve, und nach dessen baldigem Tode durch den unvergleichlichen Lobeck gefördert wurde. Im Jahre 1839 nach Rußland zurückgekehrt, war er einige Zeit Lehrer am Dorpater Gymnasium und erlangte darauf durch zwei wissenschaftliche Abhandlungen den Magister- und Doktorgrad. Fünf Jahre später wird er Oberlehrer der alten Sprachen in Kasan (1844). Gleichzeitig hält er Vorlesungen an der dortigen Universität als außerordentlicher Professor, erst über römische Literatur, dann, bei eingetretener Vakanz, auch über griechische Sprache und Literatur. Dienstliche Unannehmlichkeiter und häßliche Intriguen vonseiten seiner Kollegen und der Studenten nötigten Th. Struve noch vor Ablauf der 25 Dienstjahre, wenn auch mit schwerem Herzen, Kasan zu verlassen und nach Dorpat überzusiedeln, wo er der Erziehung seiner Kinder lebte und im Umgang mit alten Freunden, so namentlich mit Prof. Mercklin, reiche Anregung fand. Im Jahre 1865 zum Professor der griechischen Literatur an der neugegründeten Universität in Odessa ernannt, verbrachte er hier 5 Jahre in bestem Einvernehmen mit seinen Kollegen und in rüstiger Arbeit auf epigraphischem und archäologischem Gebiet, woraus dann die „Pontischen Briefe“ 1871 und mehrere gelehrte Abhandlungen hervorgegangen sind. Bei der Neuwahl nach 25-jährigem Dienste erlangte er zu seinem Bedaueru nicht die für den weiteren Dienst erforderliche Majorität, und da er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah und seinen Dienstkollegen nicht genehm zu sein meinte, gab er den Dienst in Odessa auf und übernahm die Leitung des beim historisch-philologischen Institut errichteten Gymnasiums in Petersburg. Acht Jahre hindurch widmete er sich hier dem Unterricht der Jugend und der pädagogischen und didaktischen Leitung der Studenten des letzten Kursus mit voller Hingabe an seinen Beruf, so lange er es vermochte. Leider zeigten sich Spuren eines Verfalls seiner Kräfte früher, als man es erwarten konnte. Im Jahre 1876 wurde ihm zur Herstellung seiner Gesundheit ein 8-monatlicher Urlaub gewährt, doch traf ihn 2 Jahre darauf ein Schlaganfall, der ihn zwang, die

dienſtliche Stellung ganz aufzugeben. Seinen Lebensabend verbrachte er zuerſt in Mitau und dann in Riga. Wohl hatte er ſich die Empfänglichkeit für das Gute und Schöne bewahrt, doch vermochte er nicht literariſche Arbeiten, mit denen er ſich anfangs trug, zur Ausführung zu bringen. Was ihn am meiſten anzog, war die Bildung der Jugend. Anderen zu dienen, war ihm Lebenszweck: dafür bot ihm die Schule das ergiebigſte Arbeitsfeld. Er fand bei der Jugend Liebe, weil er ihr mit Liebe entgegenkam. Den Unterricht belebte er gelegentlich durch glücklichen Humor, und die Kernſprüche antiker Lebensweisheit wußte er der Jugend vorzuführen, ſo daß ſie im Gedächtnis hafteten und ein Eigentum fürs Leben wurden. Streng gegen ſich ſelbſt, war er mild gegen andere. Jeder Streit, ſelbſt wiſſenſchaftliche Polemik, war ihm fremd, und auch die höchſte geiſtige Begabung hatte in ſeinen Augen keinen Wert, wenn nicht Bildung des Herzens mit ihr verbunden war. Wer das Glück hatte, ihn kennen zu lernen, mußte die Lauterkeit ſeines Charakters ſchätzen und lieben. Am 22. Dezember 1885 raffte ihn ein ſanfter Tod hinweg, und am 8. Januar wurde er an der Seite zweier ihm vorangegangener erwachſener Töchter auf dem lutheriſchen Kirchhofe der Michaelis-Gemeinde beſtattet.

6. Guſtav Struve, (1788—1829), (zweite Generation).

Guſtav Struve, drittälteſter Sohn des Schuldirektors Jacob Struve, wurde zum Kaufmann erzogen und ließ ſich in Bordeaux nieder, reiſte in Handelsgeſchäften nach Norwegen und verblieb daſelbſt. Später trat er als Finanzbeamter in den Norwegiſchen Staatsdienſt, wurde Staatsrat und Vorſtand der Finanzverwaltung. Auf einer zur Herſtellung ſeiner durch anſtrengende Arbeiten erſchütterten Geſundheit zu den Eltern unternommenen Erholungsreiſe ſtarb er 1829 in Altona.

(Fortſetzung folgt.)

Bücherbeſprechung.

F. S. Stern: Album Öſelſcher Bauerntrachten. 13 farb. Lithographien. Neu herausgegeben vom Vorſtand des Vereins zur Kunde Öſels. Verlag von G. Löffler in Riga. Kart. Rbl. 2.50.

Über die Entſtehung dieſes Neudrucks gibt der Vorſtand des Vereins zur Kunde Öſels im Vorwort folgende Auskunft:

„Auf Anregung der „Gelehrten Eſtniſchen Geſellſchaft in Dorpat" begann Stern die Arbeit an ſeinem „Album Öſelſcher Bauerntrachten", die er vollſtändig herausgeben wollte, welche Arbeit jedoch bei 20 Blättern ſtehen geblieben iſt. Das Album iſt allmählich von 1856—1871 erſchienen und iſt jetzt eine Seltenheit geworden. Nach ſeinem am 10. Mai 1889 erfolgten Tode überwies im Namen der Erben die Tochter Frau S. Holzmayer die lithographiſchen Steine dem Muſeum des Vereins zur Kunde Öſels als Geſchenk. Nachdem dieſes wertvolle Geſchenk lange Zeit im Muſeum ungenutzt

gelegen, ergriff der Vorstand des Vereins zur Kunde Ösels die Initiative zur erneuten Herausgabe jenes Albums."

Das Album enthält 13 farbige Tafeln mit Trachten aus folgenden Kirchspielen Ösels: Jamma (47), Kielkond (27), Wolde (17), Ansekül (27), Pyha (27), Mustel (17), Mohn (17).

Über den Künstler, dessen sichere Hand hier wertvolle dokumentarische Bilder einer immer mehr absterbenden Zeit und Eigenart vor unser Auge zaubert, finden sich im Vorwort u. a. folgende Angaben: „Stern verließ 1838 die Akademie der Künste mit dem Titel eines freien Künstlers. Nach manchen Reisen durch die baltischen Lande und Finnland, wo er Anregung zu vielen hübschen Landschaftsgemälden fand, wirkte er in einem Kreise von Künstlern in Dorpat, der sich um den im Jahre 1838 verstorbenen Professor Senff gebildet hatte und arbeitete daselbst besonders mit Ludwig von Maydell. Seit 1841 in Arensburg als Lehrer angestellt, hat er fast 50 Jahre in unermüdlicher Arbeit gewirkt und in dieser Zeit fast 1000 Schüler im Zeichnen unterwiesen. Zu seinen Schülern und Schülerinnen gehörten auch die Geschwister Eugen und Marie Dücker."

Wie der Vorstand des Vereins zur Kunde Ösels im Geleitwort die Gelegenheit wahrnimmt, dem Verlage G. Löffler — Riga für sein außerordentliches Entgegenkommen bei diesem Unternehmen seinen Dank auszusprechen, so wollen wir unsererseits dem Vorstand des Vereins zur Kunde Ösels für die Initiative zur Wiederbelebung dieses interessanten folkloristischen Dokuments Dank wissen, wie auch der Kunstanstalt Alexander Grosset-Riga für die geschmackvolle Lösung der technisch-künstlerischen Seite der Sache Anerkennung zollen.

Reval. Arthur Behrsing.

Дозволено военною цензурою. — Ревель, 2 Марта 1915 г.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"** erscheint im Jahr 1915 in 6 Doppelheften.

Bezugspreis: jährlich 3 Rbl., mit Zustellung durch die Post 3 Rbl. 50 Kop.

Abonnements nehmen alle größeren Buchhandlungen bei gleichzeitiger Einsendung des Betrages entgegen und der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstr. 20. Postfach 317.

Preise für Anzeigen in der „Deutschen Monatsschrift": 1 Seite — 20 Rbl., 1/2 Seite — 10 Rbl., 1/4 Seite — 6 Rbl., 1/8 Seite — 3 Rbl. Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20. (Ревель. Эстляндской губ. Татарская ул. 20.)

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Pädagogischer Anzeiger für Rußland.

Herausgeber: **Alexander Eggers — Reval.**

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich. Abonnementpreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber: A. Eggers, Reval. (Ревель, Татарская ул. 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit auffaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

Печатать разрѣшается полиціею. Verantwortlicher Redakteur: **Alexander Eggers.**
Buchdruckerei Christoph Mickwitz, Reval, Breitstraße 5.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 57. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 3. 4. März-Aprilheft. **1915.**

„Im Kampf um Lourdes".

Von Adalbert Baron Stromberg (Reval).

Unter dem Titel „Im Kampf um Lourdes. Ein deutscher Roman von . . . Lucens" ist 1914 im Verlage von Benziger eine Apologie der Gnadenstätte von Lourdes erschienen, die in bestimmten Kreisen der römischen Kirche mit großer Genugtuung begrüßt worden ist. Die weite Verbreitung des Buches in Deutschland und der Schweiz, die ich im Sommer 1914 konstatieren konnte, beweist eine rührige Reklame. Die Anzeige in einem katholischen Blatt rühmt die hohe Objektivität und die künstlerische Eigenart des Buches und rechnet es zu den besten Verteidigungsschriften für Lourdes.

Es sei gestattet, die Aufmerksamkeit auf diese Verteidigungsschrift zu richten. Man kann freilich mit Recht fragen: kann ein Lourdes-Roman darauf rechnen, bei uns im protestantischen Norden Interesse zu wecken? Ich meine nicht als Roman, — ob der Schauplatz eines talentvoll geschriebenen Romans im Norden oder Süden spielt, bleibt sich natürlich gleich, wenn er nur als künstlerisches Ganzes wirkt. Aber hier handelt es sich erst in zweiter Linie um den Roman, die alles beherrschende Tendenz ist die Verteidigung der Gnadenstätte Lourdes und ihrer Wunder. Fernab von unsrem Interessenkreise liegt Lourdes mit seiner heiligen Grotte, in der die Jungfrau Maria im Jahre 1858 einem kleinen Bauernmädchen, Bernadette Soubirous, erschien, wo eine wundertätige Quelle auf Geheiß der Jungfrau entsprang, wo bald prachtvolle Kirchen erstanden, zu denen Tausende und aber Tausende von Pilgern strömen. Wir hören vielleicht von Kämpfen, die um die Grotte in medizinischen Kreisen entbrannt sind, — gerade das letzte Jahr hat dem katholischen Deutschland solche Kämpfe gebracht, sie haben wohl auch den Verfasser des Romans „Im Kampf um Lourdes" auf die Wahlstatt gerufen. Wir

kennen wohl Emil Zola's Roman „Lourdes" mit seinen eindrucksvollen, oft zu breiten Schilderungen menschlichen Elends und menschlicher Not in Lourdes, die dem Leser den Eindruck hinterlassen, als wäre er einmal Zeuge der fieberhaften Hoffnung auf Heilung und Rettung der Kranken vor der heiligen Grotte gewesen. Aber die Frage der Tatsächlichkeit der Wunder von Lourdes berührt uns naturgemäß nicht irgendwie wesentlich. Gerade Zola's Buch wird den Eindruck verstärken, daß es sich hier um Dinge handelt, die uns ganz fremd anmuten müssen. — Und doch gibt gerade ein Vergleich des Roman's „Im Kampf um Lourdes" mit Zola's Werk die Berechtigung, protestantische Gebildete auf diesen Roman aufmerksam zu machen. Der Verfasser führt eine lebhafte Polemik gegen Zola, tritt mit schweren Beschuldigungen gegen Zola auf. Wir können diese Beschuldigungen auf sich beruhen lassen; ist doch, bei aller Realistik Zola's, Gründlichkeit nicht gerade ein Charakteristikum seiner Trilogie „Lourdes"-„Rom"-„Paris", man braucht nur an die Schilderung des päpstlichen Rom zu denken, die selbst dem Leichtgläubigsten Rätsel aufgeben wird. Wie in der ganzen Trilogie, so versagt auch in „Lourdes" Zola's Können absolut, wo er einen religiösen Prozeß in einer Menschenseele psychologisch verständlich machen will. Zola versetzt uns lebhaft in die großen Prozessionen, in den Freudentaumel der Pilger, in ihre glühende Hoffnung, aber nie gelingt es ihm, unsre Teilnahme zu erwecken, wo er die Glaubenszweifel und inneren Nöte seines Helden in Lourdes schildern will. Denn es darf doch nicht vergessen werden, daß es sich auch in Lourdes um Erscheinungen religiöser Natur handelt, um Frömmigkeit, mag das Objekt dieser Frömmigkeit uns auch noch so fremdartig berühren . . . . . Lourdes als ein religiöses Erleben — das dürfte man wohl auch im Sinne des Verfassers von „Im Kampf um Lourdes" als sein Grundmotiv bezeichnen. Ein schärferer Kontrast zu Zola ist nicht denkbar. Daß der Verfasser den Ton nicht deutlicher auf diesen Gegensatz zu Zola legt, nimmt eigentlich wunder. Es hat aber einen ganz bestimmten Grund, der aus der Besprechung des Werkes deutlich wird.

Lourdes als ein religiöses Erleben — diese Formulierung des Themas rechtfertigt die Besprechung des Buches vor Gebildeten, ganz abgesehen davon, welche persönliche Stellung zu den religiösen Phänomenen sie einnehmen. Denn das läßt uns Einblick tun in die Frömmigkeit bestimmter Kreise der römischen Kirche, die auch in den Wundern von Lourdes nach wirklich religiösen Momenten sucht und Lourdes vergeistigen will, ohne es umzudeuten. Der Versuch ist an sich interessant; dazu spiegelt er die Frömmigkeit einer Kirche wider, deren Macht über die Gewissen von Millionen niemand leugnen wird.

Es gibt noch einen Punkt in dem Roman, der unser Interesse wecken kann: er ist deutlich für Katholiken geschrieben, deren Nationalität ihrer Frömmigkeit ein bestimmtes Gepräge gibt, die Überschrift „ein deutscher Roman" spricht, ganz abgesehen von Einzelheiten im Buch, für diese Annahme.

Über den künstlerischen Wert oder Unwert des Romans zu urteilen,

kommt mir nicht zu. Es ſoll nur die Tendenz des Romans und die dieſer Tendenz zugrunde liegende religiöſe Weltanſchauung beleuchtet werden.

Die Handlung iſt raſch erzählt. Ein berühmter deutſcher Profeſſor der Medizin, Hans Wallaſch, unternimmt eine Pilgerreiſe nach Lourdes, um die Wunder Lourdes unparteiiſch und objektiv zu prüfen. Freilich, er ſelbſt iſt weder objektiv noch unparteiiſch. Aus dem einſt frommen Knaben, der in kleinen Verhältniſſen aufgewachſen, iſt nicht nur ein berühmter Mann, ſondern auch ein Ungläubiger geworden, der für den Glauben ſeiner Kindheit nur noch ein verzeihendes Lächeln hat. Er iſt nicht pietätlos, er ſchont die Überzeugung andrer, aber er ſelbſt hat den Glauben an einen perſönlichen Gott abgelegt und an die Stelle Gottes das menſchliche Wiſſen geſetzt. Dem Glauben ſeiner Kindheit iſt er ſo fremd geworden, daß er das Ave Maria vergeſſen, daß er die Bitten des Vaterunſers kaum noch kennt. So zieht er nach Lourdes. Seine Fachgenoſſen ſetzen die größten Erwartungen in das Reſultat ſeiner Reiſe: der „Humbug von Lourdes" ſoll — ſo hoffen ſie — definitiv entlarvt werden. Und doch ahnt der Leſer ſchon in der Schilderung des Abſchiedsbeſuchs, den Wallaſch vor ſeiner Reiſe in dem ſeit vielen Jahren nicht mehr beſuchten Heimatdorfe macht, daß die Stimmung der Religioſität ſeiner Kindertage über den reifen Mann Gewalt bekommen könnte. Es iſt aber auch nichts andres als Stimmung, die der Gottesleugner mit einem „Lächeln des Wiſſenden" von ſich abſchüttelt. — In Lourdes geht er an eine gewiſſenhafte Prüfung der Wunder und des Betriebes der ganzen Wallfahrt. Es werden die Schattenſeiten Lourdes keineswegs vertuſcht, der Verfaſſer ſtellt einzelnes in ein helles Licht, was den frommen Katholiken verletzen muß, z. B. die Reklame, das Geſchäftsmäßige. Freilich wird auch hierbei die Leitung der Wallfahrt und die Verwaltung der heiligen Grotte freigeſprochen. Um Auswüchſe handelt es ſich bei dem Gerügten, und wir werden ſelbſtredend dem Verfaſſer darin beipflichten, daß ſolche Auswüchſe überall möglich ſind. Doch zurück zu dem Erleben des Helden. Wunder, die nur Täuſchungen einer erhitzten Phantaſie ſind, Heilungen, vor deren Tatſächlichkeit er kapitulieren muß und die er doch auf natürlichem Wege zu verſtehen meint, ſtille Ergebung ſolcher, die Heilung ſuchend kamen und ſich dem Willen Gottes fügen, wenn ihr Gebet nicht erhört wird, ziehen an dem forſchenden Auge Wallaſch's vorüber. Schritt vor Schritt kommt er zu der Einſicht, daß ein großer Teil der Verdächtigungen Lourdes hinfällig iſt. Aber darum glaubt er noch nicht. Nur die Stimmung der Wallfahrtsſtätte bekommt in ſteigendem Maße Macht über ihn, die Stimmung wirklichen Gebets und aufrichtiger Anbetung. Er findet nichts von der Exaltation, die Zola geſchildert, vielmehr Ergebung und kindliches Vertrauen. Auch die perſönlichen Nachforſchungen über die Entſtehung der Gnadenſtätte und das Charakterbild der Seherin von Lourdes, der kleinen Bernadette Soubirous, bringen ihn zur Einſicht, daß hier jedenfalls beabſichtigte Täuſchung nicht vorliege. Das Zuſammentreffen mit dem

Mädchen, dem ſeine erſte unſchuldige Neigung galt, und das er als totkranke Nonne in Lourdes wiederſieht, vertieft den Ernſt der Tage in Lourdes. Als Begleiterinnen der Nonne — Schweſter Coeleſtine — findet er eine vornehme alte Dame und deren Tochter, Klothilde von Eggenberg. Zwiſchen ihr und dem deutſchen Profeſſor entſteht eine Herzensneigung, die beide danach verlangen läßt, auch im Tiefſten — im Glauben — verbunden zu ſein. Als nun Schweſter Coeleſtine ihr Leben dahinzugeben beſchließt, wenn ſie dadurch den Jugendfreund für den Glauben gewinnen könne, und ihr Gebet ſo Erhörung findet, daß ſie vor der Grotte ſtirbt, wo andre geheilt worden ſind, da iſt Wallaſch tief erſchüttert. Noch einmal kämpft er den ſchweren Kampf durch, den alles Erlebte und die bis zur Lourdeswallfahrt ſcheinbar ſo geſicherte Weltanſchauung des Wiſſenden heraufbeſchwören, dann geſchieht auch an ihm „das große Wunder“: als er von einſamer Höhe das prachtvolle Schauſpiel der Fackelprozeſſion an der Grotte anſieht und die Statue der Madonna in der Grotte geheimnisvoll erleuchtet vor ihm liegt, da bricht er mit dem Gebet nieder „Ave Maria“! Er iſt gläubig geworden. Klothilde von Eggenberg iſt Zeugin ſeiner Bekehrung geworden. Nun, wo ſie im Glauben eins geworden ſind, reichen ſie ſich die Hände zum Bunde für das Leben. Sie treten die Rückreiſe an — „heim mit köſtlicher Fracht: mit Glaube, Hoffnung und Liebe!“ Das Glück wird nicht ausbleiben, das ahnt der Leſer, iſt doch Klothilde nicht nur fromm, feingebildet und geiſtreich, ſondern auch mit häuslichen Tugenden geſegnet. So iſt alles in beſter Ordnung, und die Verdächtigungen und Beſchuldigungen des einſt ungläubigen Gelehrten durch ſeine Kollegen und die übelwollende Preſſe ſind nicht imſtande, das Idyll weſentlich zu beeinträchtigen. Ein wenig Märtyrium läßt ſich wohl ſchon ertragen, wenn Lourdes nicht nur das Wunder der Bekehrung an Wallaſch tat, ſondern ihm auch eine in jeder Hinſicht treffliche Gattin ſchaffte. Hans Wallaſch braucht ſeine Reiſe nach Lourdes nicht zu bereuen. Das ſteht feſt. „Gnade, Glauben und Glück — welch ein Siegespreis wurde mir im Kampf um Lourdes!“ — ruft der Held zum Schluß aus. Wir werden ihm rückhaltslos zuſtimmen: ſein Fall liegt außergewöhnlich günſtig.

Hat der Held Lourdes erlebt und wie hat er es erlebt? Er ſelbſt ſagt: „Ich glaube an Gott, weil ich ihn — erlebt. Ich habe ihn erlebt in Lourdes.“ Das iſt deutlich die Theſe, um derentwillen das ganze Buch geſchaffen wurde. Wenn es dem Autor gelungen iſt, dieſe Theſe verſtändlich zu machen, wollen wir ihm manche Geſchmackloſigkeit und auch die Überfülle an Glück, die ſein Held aus Lourdes heimbringt, gern verzeihen. Eine Lektüre für Eiſenbahnfahrten iſt das Buch aus einem doppelten Grunde nicht. Dazu iſt es doch zu wenig anregend, wie ich fürchte. Und anderſeits bedarf zumal der Proteſtant einer genaueren Lektüre, will er ſich darüber Klarheit ſchaffen, was der Verfaſſer unter dem „Erleben Gottes in Lourdes“ verſteht.

Was heißt: Lourdes oder Gott in Lourdes erleben? — Ich kaufte ein-

mal vor Jahren ein Buch in einer katholischen Buchhandlung und entdeckte dabei eine Abteilung, die von der Bedienung als die Abteilung für „Lourdesschwärmer" bezeichnet wurde. Unter die gewöhnlichen „Lourdesschwärmer" will sich der Verfasser offenbar nicht rechnen lassen. Er hat ja Lourdes vergeistigt, wenn er auch für die volle Realität der Wunder in Lourdes eintritt. Aber er will nicht unter die Kritiklosen gerechnet werden. An eine Tatsache in der Geschichte glaubt er mit seinem Helden, wenn er die Wirkung erlebt, deren Ursache sie ist. Die Wirkung Lourdes hat Hans Wallasch erlebt. Darum glaubt er. Lourdes ist ihm eine Gnadenstätte geworden, obwohl er weiß, daß die Jungfrau auch sonst in der ganzen Welt helfend und rettend wirksam ist. „Aber dafür konnte er (Wallasch) zeugen, daß die Gottheit von Zeit zu Zeit neue Wege geht, um sich da und dort der sich sonst verirrenden Menschheit zu zeigen, auf daß diese das goldene Tor der Ewigkeit fände." Man sieht: dem Aberglauben soll gesteuert werden, und zugleich wird Lourdes eine Mission für die ganze Welt angewiesen, wie sie überhaupt nicht höher gedacht werden kann. Das ist offenbar in den Augen des Verfassers eine „religiöse" Bewertung von Lourdes im Gegensatz zu einer irgendwie abergläubischen, materialistischen Frömmigkeit. — Wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber streiten, ob seine Wertung Lourdes sich in den Rahmen der katholischen Frömmigkeit einfügt. Im Gegenteil, wo sich eine Durchgeistigung von katholischer Frömmigkeit, deren Objekt uns deutlich in eine niedere Form der Religion weist, findet, wollen wir als Menschen, die die geistigen Kulturgüter der Menschheit hochstellen, und als Protestanten diese Erscheinung mit Genugtuung begrüßen. Wir wollen auch nicht darüber streiten, ob ein Mensch in Lourdes ein religiöses Erleben haben könne. Wir wollen erst recht nicht darüber streiten, ob die Wunder von Lourdes Tatsache sind. Wir wollen ruhig zugeben, daß Heilungen in Lourdes nicht nur denkbar, sondern tatsächlich auch erfolgt sind. Der Verfasser macht sich die Sache etwas zu leicht, wenn er die Gegner von Lourdes nur in den Bestreitern der Realität der an der Gnadenstätte vorkommenden Heilungen sieht, oder gar in Menschen, deren Wissensdünkel unerklärliche Erscheinungen einfach ausschließt. Hier wäre etwas mehr von der gerühmten Objektivität erwünscht, die ein Merkmal des Buches sein soll.

Wir wollen die Hauptfrage stellen: was erlebt der Held der Erzählung in Lourdes? Was ist das Wesen seines religiösen Erlebens in Lourdes? — Ich muß gestehn, daß es mir selten so klar geworden ist, wie bei der Lektüre von „Im Kampf um Lourdes", daß eine am Dinglichen haftende Frömmigkeit um so seichter und inhaltsleerer wird, je mehr sie sich bemüht, einen Ausgleich mit dem allgemeinen Fortschritt der kulturellen geistigen Entwicklung zu stande zu bringen. Als Erscheinungsform einer Frömmigkeit ist da der naivste Aberglauben höherzustellen, als diese verfeinerte Form der Durchgeistigung. Wir wollen anstandslos der Versicherung, man könne in Lourdes ein um-

stürzendes religiöses Erleben machen, Glauben schenken. Aber ganz anders gestaltet sich die Frage, wenn man in der Weise des Verfassers dieses religiöse Erleben in Lourdes beschreibt. Ein Gottesleugner kommt zum Gottesglauben durch Lourdes. Wie das geschieht, bleibt dem Leser absolut unverständlich. Der Verfasser macht es wohl plausibel, daß sein Held unter den Eindruck der Stimmung von Lourdes kommt, daß er seine Vorurteile gegen Lourdes aufgibt. Jetzt erst hätte seine eigentliche Aufgabe beginnen müssen: er hätte uns verständlich machen müssen, wie auf Grund dieser Erfahrungen sein Held in sich den Umschwung der Weltanschauung erlebt. Nichts davon! Gänzlich unvermittelt läßt er seinen Helden mit dem Ruf „Ave Maria" in die Knie fallen und erklärt, das „große Wunder" sei an ihm geschehn.

Aber ist das nicht eine ungerechte Beurteilung? Der Verfasser betont doch mit Nachdruck, „die Gottheit" wirke überall, es sei nur ein besonderer Weg, den sie in Lourdes gehe, um der verirrten Menschheit den Weg zur Ewigkeit zu weisen. Also sind doch die Wunder Lourdes in ihrer Tatsächlichkeit das ausschlaggebende. Und über innere Erfahrungen — so kann man sagen — die sich an Wunder heften, läßt sich eben nicht streiten. Wir wollen das unbeanstandet zugeben. Aber gerade dann wird der unglaubliche religiöse Tiefstand erkannt, der das Buch kennzeichnet. Wir wissen alle zuviel von der Gewalt religiösen Erlebens und haben zuviel Achtung davor, als daß wir diese Bekehrung des Helden in „Im Kampf um Lourdes" nachempfinden könnten. Gegen die Tatsache einer plötzlichen Bekehrung wird niemand, der die Geschichte kennt, polemisieren, die Beurteilung dieser Tatsache wird nur je nach dem Standpunkte eine verschiedene sein. Aber in Hans Wallaschs Bekehrung fehlt das wesentlichste Moment, das religiöse total. An die Stelle des Suchens nach Gott tritt der Versuch, die in Lourdes vorkommenden Heilungen auf ihren wunderbaren Charakter genau und gewissenhaft zu untersuchen; an die Stelle der Gewissensnot, die den Menschen zu Gott treibt und ihn alle Surrogate für das Erleben Gottes zurückweisen läßt, tritt die Stimmung, die über Lourdes liegt. Der Verfasser hat offenbar garnicht empfunden, daß er das Wesen wirklicher Religion völlig entleert hat. Das ist der deprimierendste Eindruck, den die Lektüre des Buchs zurückläßt. Trotz aller hohen Worte vom Erleben Gottes eine ungeheure Verzerrung des Wesens der Religion überhaupt. In diesem Urteil kann der Gottgläubige übereinstimmen mit dem Gottesleugner, der die Tatsache eines religiösen Lebens als bestimmender Macht im Leben Zahlloser nicht leugnen wird. Wenn das Wesen des religiösen Erlebens an der Norm des Verfassers von „Im Kampf um Lourdes" gemessen wird, so bleibt es völlig unverständlich, wie die persönliche Religion eine Kraft in einem Menschen sein kann. Man begreift nach der Lektüre dieses Buchs, wie gerade die Glieder der Konfession, der der Verfasser angehört, oft so wenig Verständnis für das eigentliche Wesen der Religion haben. Schriften dieses Charakters müssen gerade bei ernst-

denkenden Menſchen die Achtung vor den Erſcheinungen auf religiöſem Gebiet untergraben.

Es gibt auch in der römiſchen Kirche Gläubige, die Lourdes gegenüber ſich ſkeptiſch verhalten. Es gibt in ihr eine tiefinnerliche Frömmigkeit, die die „Im Kampf um Lourdes“ vorgenommene Entleerung des Weſens der Religion zurückweiſen würde. Die Kirche, die ſich den Standpunkt des Verfaſſers, wie er uns in dieſem Buche entgegentritt, zu eigen machte, würde ſich ſelbſt preisgeben. Denn ſie hat das Weſen der Religion preisgegeben.

Aber iſt es nun nicht doch ſo, daß der Verfaſſer nicht im ſtande war, das religiöſe Erleben ſeines Helden dem Leſer in einer pſychologiſch verſtändlichen Art und Weiſe zu vermitteln? Die Darſtellung ſolcher Vorgänge gehört ja ſel[illegible]ſtredend zu dem Schwierigſten, was als dichteriſcher Vorwurf gedacht werden kann. Hier muß darauf zurückgekommen werden, daß das Buch eine Verteidigung der chriſtlichen Weltanſchauung in katholiſchem Gewande bieten will. Wer die auch in der römiſchen Kirche lebendige chriſtliche Frömmigkeit kennt, wird ſich mit Indignation von dieſer Art der Frömmigkeit abwenden, wie ſie das Buch ſpiegelt. Es fehlt nicht an der landläufigen Polemik gegen eine „Madonnenanbetung“ zugunſten einer „Marienverehrung.“ Aber das ändert an der Tatſache nichts, daß das ſpezifiſch Chriſtliche abſolut zurücktritt. Das Eingreifen „der Gottheit“ — wie der Verfaſſer mit Vorliebe ſagt — in die Geſchichte durch Lourdes und ähnliche Erſcheinungen, um die verirrte Menſchheit zu retten, — das tritt an die Stelle des chriſtlichen Heils. War Zola den religiöſen Prozeſſen in einer Seele gegenüber ohne jedes Verſtändnis, ſo verwiſcht der Zola ſo heftig bekämpfende Verfaſſer des „Im Kampf um Lourdes“ den chriſtlich-religiöſen Charakter des Umſchwungs ſeines Helden total. Er ſelbſt ſcheint das garnicht zu empfinden. Aber das iſt gerade das Bezeichnende: er kann die Bekehrung eines Gottesleugners nicht nur zu einem Gottesglauben, ſondern zum chriſtlichen Gottesglauben ſchildern ohne das chriſtliche Moment wirklich zu berückſichtigen.

Wird das Buch nur den chriſtlich Denkenden intereſſieren? Ich glaube nicht. Bei der Stellung, die die Religion im Leben der Menſchheit einnimmt, kann es keinen gebildeten Menſchen gänzlich kalt laſſen, wenn in einer chriſtlichen Konfeſſion von ſo gewaltigem Einfluß auf die Welt, wie es die römiſch-katholiſche Kirche iſt, eine Frömmigkeit aufwuchert, die das chriſtliche Gepräge ſo gut wie verloren hat. Ein Sympton für eine ſolche Frömmigkeit iſt auch „Im Kampf um Lourdes“. Als ein Symptom des Kampfes zwiſchen dem Evangelium und einer außerchriſtlichen Frömmigkeit glaubte ich das Buch beſprechen zu dürfen. Der in proteſtantiſcher Mitte Aufgewachſene weiß gewöhnlich ſo gut wie garnichts von dem Weſen römiſcher Frömmigkeit. Er iſt ſchnell zur Hand mit einem vernichtenden Urteil über ſie, oder er glaubt von vorne herein die überlegene Miene des Aufgeklärten und über Aberglauben und Gedankenloſigkeit weit Erhabenen aufſetzen zu dürfen. Die römiſche

Frömmigkeit ist aber ein viel zu kompliziertes Gebilde, als daß sie sich mit einigen billigen Schlagworten abtun ließe. Vom Kampf wirklich christlich orientierter Frömmigkeit mit Erscheinungen, die einer tieferen Stufe der Religion angehören in der römischen Kirche, weiß der Protestant durchschnittlich nichts. Für diese tiefere Stufe der Religion in der römischen Kirche und für die Gefahr, die darin für diese Kirche liegt, ist das besprochene Buch ein charakteristisches Zeichen. Um so charakteristischer, als es sichtlich gebildeten Katholiken in ihrem religiösen Empfinden Rechnung tragen will. Wie tief muß aber die Erkenntnis vom Wesen der Religion gesunken sein, wo man in der Weise des Verfassers glaubt das Zustandekommen christlichen Lebens in einem Menschen schildern zu dürfen! Der Protestant kann nur hoffen, daß die verinnerlichte Form der Frömmigkeit in der römischen Kirche die Kraft besitze, den Prozeß einer solchen Verflachung und Entleerung der Religion, wie sie sich auch im „Kampf um Lourdes" zeigt, aufzuhalten. Es handelt sich da nicht mehr um einen Kampf um Lourdes, sondern um den Kampf um eine verinnerlichte Frömmigkeit in einer Kirche, die Millionen von Gewissen beherrscht.



Selbsterkenntnis.

Eine psychologisch-kritische Betrachtung von E. Riemer (Petrograd).

Es heißt, der alte Apollotempel in Delphi habe die Inschrift getragen: *Γνῶθι σεαυτόν*. Dieses „Erkenne dich selbst" hat jedenfalls Sokrates als ethische Forderung verkündet und ihm eine zentrale Bedeutung für alles sittliche Wachstum, für jeden geistigen Fortschritt zugeschrieben.

Die Erkenntnis des eigenen Selbst ist aber auch tiefstes Sehnen und ein immer waches Interesse jedes denkenden Menschen; denn der Mensch ist sich selbst ein unbekanntes Land, das zu erobern er auszieht sein ganzes Leben hindurch und das er verlassen muß, ohne es je völlig besessen zu haben. Ob wir aus den Linien der Hand, aus unsern Schriftzügen, aus dem Schädelbau oder gar aus den abgetretenen Stiefelsohlen etwas über die Grundlagen unseres Charakters zu erfahren trachten, ob wir hellhörig lauschen auf Lob und Tadel, auf jede private oder öffentliche Kritik, auf Jubiläumsreden und Nachrufe, immer handelt es sich um das brennende Verlangen nach Selbsterkenntnis.

Ist aber dieses Streben in jedes Menschen Brust so mächtig, wozu dann noch jene kategorisch gestellte sittliche Aufgabe: *Γνῶθι σεαυτόν*? Gewiß wohl dazu, damit wir auf dem Wege zum unerreichbaren Ideal der restlosen Selbsterkenntnis nicht matt werden, damit wir durch die vielfachen Hemmungen und Hindernisse uns nicht vom Ziele abdrängen lassen und damit wir eingeschlagene Irrwege erkennen und vermeiden lernen.

So ſollen unſer eignes Verlangen und die ſittliche Forderung vereint einen immerwährenden Antrieb geben, daß wir alle Zeit und mit allen Mitteln danach ſtreben, unſer innerſtes Weſen je mehr und mehr zu erkennen. Wie weit uns dies gelingen mag und welche Mittel uns hierbei zu Gebote ſtehen, das ſoll in den folgenden Ausführungen unterſucht werden.

Zunächſt gilt es hierbei feſtzuſtellen, welche äußeren und inneren Entwicklungsphaſen der Menſch von der Wiege bis zum Grabe durchläuft, um danach zu konſtatieren, in welchem Lebensabſchnitt wir die Höhepunkte der Selbſterkenntnis erwarten dürfen.

Das kleine Kind erwacht aus dem Dämmer ſeiner Unbewußtheit durch den Schmerz und durch die geſtillten Bedürfniſſe. Die ganze Umwelt exiſtiert ihm noch nicht, alles iſt auf ſein eigenes kleines Ich bezogen. Erſt allmählich lernt es, dieſes Ich durch ſeinen Körper zu umgrenzen, Bewußtſein und Leiblichkeit in Einklang zu bringen. Wenn es die Hand als ſeine Hand gefühlt und von der Hand der Mutter unterſchieden hat, dann haben ſich ihm zum erſten Mal die Pforten des Selbſtbewußtſeins geöffnet, dann erſt werden die Fundamente der Selbſterkenntnis gelegt. So wächſt es hinein in die Menſchenwelt, zunächſt in die Familie, ſie hilft ihm ſein eignes Selbſt erfaſſen. Aber wie langſam geht es damit vorwärts! Wie lange noch bleibt das Kind feſt eingeſponnen in ſeine eigne, enge Welt! Trotz aller Verſuche der Eltern, ihm ſein Weſen zu deuten, vermag es ſich nicht zu objektivieren, d. h. die erſte Stufe des Selbſterkennens zu erſteigen. Das rein Körperliche bleibt doch noch immer die Domäne ſeines Wiſſens um ſich ſelbſt, der innere Kern aber iſt noch ſo wenig feſt, daß er ſelbſt dem liebenden Auge einer Mutter unentdeckbar bleibt. Bei ſolch zagen Anſätzen zur Bildung der Perſönlichkeit, bei dem ſtarken Vorherrſchen des rein Inſtinktmäßigen kann alſo von Selbſterkenntnis kaum die Rede ſein.

Mit etwa dem achten Lebensjahr hat die erſte große phyſiologiſche Entwicklungsperiode ihren Abſchluß erreicht, und es beginnt das Knaben- und Mädchenalter. Jetzt vermag der geiſtige Horizont ſich zu erweitern. Die umgebende Welt tritt hinein in das Leben des Kindes, ſie wird zum intereſſanten Objekt ſeiner geiſtigen und körperlichen Betätigung. Nun beginnt auch das urteilende Vergleichen, das Kräfteerproben und Meſſen. Spielkameraden und Altersgenoſſen erwecken den Konkurrenz- und Nachahmungstrieb zu ſtärkſter Betätigung. Aufgaben und Pflichten treten dem jungen Menſchen fordernd entgegen. All dem gegenüber gilt es ſich zu behaupten und richtig einzuſchätzen. So bilden ſich hier die Grundzüge des Charakters und die erſten feſten Formen der Selbſterkenntnis im Wettſtreit und im Vergleich der eignen Kräfte mit den fremden. Der naive Egoismus der Kindheit wird zu einem bewußten, das inſtinktmäßige Tun zu wohlüberlegtem Handeln. Aber alle dieſe pſycho-phyſiologiſchen Wandlungen vollziehen ſich, wohlgemerkt, nicht ruckweiſe und ſpringend, ſondern in langſamem ſtetigem Wachstum; kaum

merklich ward aus dem Kinde der Knabe, ganz langsam taten sich seine Augen auf zur Erkenntnis der Welt, der Menschen und seiner selbst. Es darf uns nicht wunder nehmen, wenn darin noch viel Unfertiges, Nebelhaftes und Irrtümliches sich finden wird.

Noch eine und zwar die tiefstgreifende und vielleicht wichtigste Wandlung hat die Jugendzeit zu bestehen, die Pubertätsentwicklung. Diese physiologische Periode umfaßt vom Beginn bis zur völligen Reife etwa die Zeit vom 15. bis zum 25. Lebensjahr. Das Jünglings- und Jungfrauenalter ist eine Zeit schwerster innerer Kämpfe und Krisen. Es gilt ein Hindurchringen zur Klarheit über sich selbst und über die Welt. Fast scheint es, als wäre die vorangegangene Periode selbstgewisser und fester in der inneren Anschauung, als geriete jetzt aber alles ins Schwanken. Aufs schmerzvollste wird die Zerrissenheit und seelische Zwiespältigkeit empfunden, die zu quälenden Zweifeln an allem, am meisten aber an sich selbst zu führen scheint. Es ist eine Zeit des bangen und doch trotzigen Suchens nach einem festen Halt, voll von Mißtrauen gegen sich und gegen die Mitwelt, aber auch voll von heimlichen Idealen, eine Zeit des scheuen Zurückweichens und keuscher Verschlossenheit, aber mit der heimlichen Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe im Herzen.

In solchen Zeiten des Sturmes und Dranges steht es schlimm um die Selbsterkenntnis. Gar zu tief sinkt oft die Wagschale des eignen Wertes und schnellt dann plötzlich hoch empor, übertriebenes Zutrauen zu sich selbst wechselt jäh mit Depressionen. Erst wenn sich die Wogen glätten und aus der gährenden Jugendzeit das Alter der kraftvollen Ruhe und Selbstbeherrschung des Mannes, die sieghafte Selbstgewißheit des Weibes sich kristallisiert, erst dann kann die Selbsterkenntnis zu ihrem Höhepunkte emporsteigen. Das Wirken in Haus und Beruf, der harte Kampf ums Dasein, Erfolge und Mißerfolge, allseitig sich regende Kritik, kurz das ganze Leben lehren uns erkennen, wer wir sind. Wieviel stolze Pläne der Jugendzeit müssen begraben werden, immer bescheidener werden die Lebensziele, die wir uns stecken, immer deutlicher werden uns die Grenzen unseres eignen Selbst bewußt. Schmerzvoll vielleicht und resigniert, aber mit immer wachsender Klarheit erschauen wir unser Wesen in seiner individuellen Art.

Mit dieser in den Mannesjahren gewonnenen Erkenntnis unseres Selbst ziehen wir hinüber in das Alter. Mit den sinkenden Kräften, mit dem allmählichen Zurücktreten aus den Reihen der Kämpfenden schwindet auch das Interesse an der Selbsterkenntnis, ja auch die Fähigkeit zum Selbsterfassen nimmt stetig ab, sodaß die alten Leute den Zeitpunkt für das Abtreten von der Bühne des Lebens leider zu oft und zum Schaden für ihren Nachruhm verfehlen.

So stellt sich uns die Erkenntnis des eignen Selbst als eine durch das ganze Leben fortschreitende Entwicklung dar, als ein Prozeß, der aber niemals zur Vollendung und zum Abschluß kommt. Warum dieses Ziel unerreichbar ist, sollen die folgenden Abschnitte darzutun versuchen.

Zunächſt gilt es feſtzuſtellen, welche Mittel wir zum Erlangen der Selbſterkenntnis beſitzen, und welcher Wert ihnen zukommt. Es zeigen ſich uns drei Wege: die Selbſtbeobachtung, das Urteil der anderen über uns und endlich unſere Beurteilung der anderen. Mir ſcheint, daß wir dem zweiten Wege den relativ größten, dem erſtgenannten aber den geringſten Wert für die Erkenntnis unſres Selbſt zuzuſchreiben haben.

Schon bei der Beobachtung unſres Äußeren ſehen wir uns außerſtande, zu erkennen, wie beſchaffen wir ſind. Niemand kann ſein Geſicht und Mienenſpiel, ſeine Körperhaltung und die Form ſeiner Bewegungen anders als im Spiegel erblicken, d. h. alſo nur in der gezwungenen Haltung des geſpannten Beobachters und niemals in ſeiner natürlichen Ungezwungenheit. Daher ſtammt wohl auch die faſt leidenſchaftliche Erwartung der erſten Photographie, die in irgend einer Weiſe meiſt doch zu enttäuſchen pflegt.

Niemand auch kennt den Klang ſeiner Stimme, ſo daß er zweifellos ſehr erſtaunt wäre, wenn ihm ein vollkommenes Inſtrument ſein Organ unverfälſcht wiedergeben würde. Endlich iſt uns das wenige, was wir an unſerm äußeren Menſchen beobachten können, ſo gewohnheitsmäßig geworden, daß uns ſelbſt ſtarke Beſonderheiten erſt bewußt werden, wenn uns andere darauf aufmerkſam machen. Wo es ſich um körperliche Vorzüge handelt, findet auch die gröbſte Schmeichelei Gehör; nur die unberührte Unſchuld, die fern von begehrlichen Blicken und lauter Bewunderung aufwächſt, weiß nichts von ihrer Schönheit und fragt nichts nach ihr.

Nicht beſſer ſteht es mit der Selbſtbeobachtung hinſichtlich unſrer inneren Anlagen und Kräfte, Tätigkeiten und Zuſtände. Wer weiß genaueres über ſeine beſondere Begabung, bevor ihm andre die Augen darüber geöffnet haben? Soviele Künſtler mußten erſt durch einen glücklichen Zufall entdeckt werden und wären in ihrer urteilsloſen Umgebung unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Kenner ſie hervorgeholt hätte. Ganz ähnlich ſteht es unter normalen Verhältniſſen mit der richtigen Selbſteinſchätzung des Grades einer Fähigkeit. Nicht nur Kindern, ſondern auch Erwachſenen, und nicht nur Ungebildeten, ſondern auch Wiſſenſchaftlern fällt es ſchwer, ohne die Hilfe andrer ihr eignes geiſtiges Produkt richtig zu zenſieren. Daher das allgemeine Verlangen nach Kritik. Mag dabei auch eine ſtarke Doſis von Autoreneitelkeit mitſpielen, ſtets findet ſich, wenn auch uneingeſtandenermaßen, das Unvermögen, die eigne Verſtandesleiſtung richtig einzuſchätzen. Und wollten wir noch daran zweifeln, ſo zeigt uns ein intimer Blick in die Kreiſe der Dichter und Denker, wie arrogant und kritiklos ſelbſt die beſten unter ihnen manchmal ſein können. Bei den Beſcheidenen aber ſteht es doch prinzipiell nicht anders, — auch ſie vermögen nicht richtig über ihre Fähigkeiten zu urteilen.

Was hier von den Verſtandeskräften geſagt iſt, gilt auch von den Willenskräften. Mir iſt noch kein Menſch begegnet, der bei vorausgeſetzter Aufrichtigkeit die Kraft ſeines Willens auf Grund eigner Beobachtung und

Erfahrung richtig abzuſchätzen vermocht hätte. Die meiſten Menſchen halten ſich für ſehr energiſch, auch ſolche, deren Willensſchwäche ſie zum Geſpött macht. Plötzliche und ſchwere Konflikte offenbaren dann ganz unerwartete Schwäche und Haltloſigkeit, leider aber mehr den Zeugen als dem Betroffenen ſelbſt, andrerſeits auch wieder aufrechten Mut und ſtarken Willen, wo niemand ihn zu finden vermutet hätte. So darf wohl mit Recht geſagt werden, daß erſt der im Lebensfeuer geprüfte und bewährte Charakter die Garantie der Willensſtärke bietet. Wer aber weiß, welche Prüfungen ſeiner harren und ob er allen wird ſtandhalten können?

So entzieht ſich der Selbſtbeobachtung das ſichere Urteil über unſere Kräfte des Verſtandes und des Willens. Vielleicht aber finden wir feſteren Boden, wenn wir jetzt das Gebiet des Gemütslebens mit ſeinen Gefühlen, Affekten und Leide.:ſchaften betreten. Damit, ſo ſollte man meinen, kommen wir doch zu unſerm Innerſten und Eigenſten, in das kein andrer Blick ſo tief einzudringen vermag, wie wir ſelbſt.

Nun aber liegt es im Weſen des Gefühls, daß es während ſeines Ablaufes der Selbſtbeobachtung nicht zugänglich iſt; namentlich deutlich zeigt ſich das bei den Stimmungen und Affekten, am ſtärkſten aber bei den Leidenſchaften. Alle Beobachtung und Kritik kommt immer erſt hinterher, oder aber ſie drängt ſich bei ſchwächeren Affekten zwiſchen ein, jedoch nur, wenn dieſe Gefühle ſich wenigſtens für den Augenblick ſuspendieren laſſen.

Bei ſtarken Affektausbrüchen dagegen wird das Urteilsvermögen in dem Maße geſtört, daß von einer Selbſtbeobachtung und Beurteilung keine Rede ſein kann. Erinnerte Gefühle und Affekte aber ſind erſt in ganz abgeſchwächter und blaſſer Form zum Bewußtſein zu bringen und können ſomit nicht als Grundlage eines ſicheren Selbſturteils angeſehen werden. Nehmen wir hierzu noch den oft ſchnellen Verlauf und die Kompliziertheit der inneren Erlebniſſe, und überlegen wir uns, wie ſehr wir ſubjektiv an ihnen beteiligt ſind, ſo wird uns die Objektivierung der genannten Zuſtände als ein ſchwieriges und unſicheres Unternehmen erſcheinen müſſen. Zu dem allen kommt nun noch, daß ſelbſt die ſtärkſten Gemütserſchütterungen und ihre Tatausbrüche für uns innerlich zureichend motiviert ſind, ſo daß ſie uns ſelbſt viel weniger auffallend erſcheinen als anderen, viel entſchuldbarer und ſelbſtverſtändlicher, und daher viel ſchneller aus unſerem Gedächtnis entſchwinden. Einen Zornesausbruch, den ein andrer an mir erlebte, vergißt dieſer wahrſcheinlich niemals, ich ſelbſt dagegen habe weder einen ſo ſtarken Eindruck von dieſem Affekt empfangen, noch behalte ich ihn länger im Gedächtnis als die äußere Veranlaſſung dazu.

Ganz beſonders aber verliert der Menſch die Selbſtkritik und damit die Fähigkeit der objektiven Selbſtbeobachtung, wenn er ſich im Banne einer ſtarken Leidenſchaft befindet. In dieſem Falle richten ſich alle pſychiſchen Kräfte auf ein Ziel, wobei alle anderen Beziehungen, Pflichten und Überlegungen vollſtändig aus dem Geſichtskreis entſchwinden. Jede Leidenſchaft

macht blind. Hier tritt neben die Unfähigkeit zur Selbstbeobachtung und Beurteilung noch ein gewaltiges Hindernis der Selbsterkenntnis, nämlich eine ausgesprochene Abneigung dagegen. Dies Moment zeigt sich sogar bei alltäglichen Gewohnheiten und namentlich bei Lastern. Sie werden gefühlsmäßig als ein Teil des eignen Selbst gewertet und können daher nicht zugegeben werden, ohne die Selbstverurteilung zur Folge zu haben. Dagegen aber sträubt sich das Selbstgefühl bis aufs äußerste. Darum ist auch keine Aufgabe so undankbar und erfolglos, als jemandem seine üblen Gewohnheiten vorzuhalten. Um einen solchen Menschen zur Selbsterkenntnis zu zwingen, müssen starke Lebenserschütterungen zu Hilfe genommen werden. Ich erinnere hier an die bekannten Methoden der Heilsarmee.

Mit diesen letzten Erörterungen sind wir tiefer und tiefer in den Kern des Menschenwesens eingedrungen. Es ist das Gebiet des Unbewußten, der Instinkte, des Unterbewußtseins, — es ist der Strom, der auf seiner Oberfläche unser bewußtes Leben trägt und seinen dunkeln Zielen zuführt. Wer kann in diese Quellstube seines Wesens hinabsteigen, als sein eigner Beobachter und Beurteiler? Und doch muß der Mensch in diesem tiefsten Grunde erfaßt und verstanden werden, an dem Punkte, wo sein Wesen verkettet ist mit all seinen Vorfahren, mit der gesamten Menschheit, wenn anders eine völlige und restlose Erkenntnis erstrebt und erreicht werden soll. Darum müssen die Tiefen der Persönlichkeit dem eignen Blicke verborgen bleiben.

So weiß der Mensch zwar viel von sich, aber vieles Wichtige weiß er nicht, und über vieles täuscht er sich. Von vielen Einzelheiten seines Wesens kann er nur auf eigne, subjektive Art erfahren und von vielen anderen will er nichts wissen. Selbst wenn er auch als geschulter Selbstbeobachter und klarer, kühler Kopf eine Fülle von Selbsterkenntnissen erworben hat, so vermag er dennoch nicht, diese subjektiven Einzelerkenntnisse zu einer Totalität zu vereinigen, den Kern seiner Persönlichkeit in klarer Synthese zu überschauen. Und darum bleibt der Mensch sich selbst ein tiefes Rätsel, nach dessen Lösung seine Seele sucht. Wo wird sie zu finden sein?

Vielleicht im Urteile der anderen?

In der Tat scheint sich hier eine Möglichkeit der Beurteilung zu bieten, die frei ist von den oben geschilderten Schranken der Subjektivität. Ein innerlich unbeteiligter Beobachter vermag in gerechter Weise mein Äußeres, meine Anlagen und Fähigkeiten, die Äußerungen meines Gemüts und Willens, meine Leistungen und Charaktereigentümlichkeiten richtig abzuschätzen und nach allgemeinen Normen zu beurteilen. Die Feinfühligkeit im Verstehen der anderen ist bei manchem Menschen bis zur Virtuosität ausgebildet. Namentlich die Frauen sind imstande, instinktmäßig auch leisesten Seelenregungen, die dem Betreffenden selbst nicht einmal klar bewußt sind, intuitiv zu erfassen. Aber auch bei Kindern und sogar bei intelligenten Tieren findet sich oft ein überraschend feines Verständnis oder Gefühl für die Gemütszustände von Personen

ihrer Umgebung. Bis ins Unterbewußtſein hinein kann ſich dieſes ahnende Mitempfinden erſtrecken. Hier entſpringen die Quellen des zarten Taktgefühls, hier ſchöpft aber ebenſo der Haß das tödliche Gift unheilbarer Kränkung. Gewiß beruht auch die Kunſt der Kartenlegerin und Chiromantin zum größten Teil auf der Fähigkeit ſchnellen Erfaſſens und inſtinktiven Verſtehens ihrer Klienten. Ja, man darf fragen, wie der Beruf eines Seelſorgers, eines Arztes, eines Pädagogen überhaupt möglich wäre ohne jene Gabe der richtigen Beobachtung, Beurteilung und Erkenntnis der Mitmenſchen. Wo kein genügendes Verſtändnis für die anderen vorhanden iſt, fehlt jede Möglichkeit ihrer Beeinfluſſung.

Dieſe Tatſachen finden augenſcheinlich ihre Anerkennung darin, daß jeder Menſch von Kindheit an und ſein ganzes Leben hindurch auf das Urteil der anderen ein entſcheidendes Gewicht legt.

Auch der ſelbſtgewiſſeſte Mann fühlt ſich in ſeinem Tun und Laſſen geſichert und gehoben, wenn es allgemeine Anerkennung findet. Selbſt Heroen des Gewiſſens ſind voll Freude, wenn ſie Geſinnungsgenoſſen finden, und zwar nicht zum wenigſten deshalb, weil damit ihrem Wollen und Handeln, ihrer ganzen Perſönlichkeit, vielleicht von den beſten der Zeitgenoſſen Zuſtimmung und hohe Würdigung widerfahren iſt. Dadurch aber gewinnt die Erkenntnis ihrer ſelbſt und der Werte, die ſie am höchſten ſchätzen, eine geſicherte Grundlage und erhebt ſie über alles Schwanken und Zweifeln. Selbſt die wenigen Ausnahmemenſchen, die ſich über das Urteil der Mitwelt erhaben wiſſen, werden nur in ganz beſtimmten Fragen und Überzeugungen auf die Kritik und Zuſtimmung der anderen verzichten können, in vielen Hinſichten aber dennoch von ihrem Urteil abhängig bleiben.

Wenn nun dieſes ausgeſprochene Verlangen, die Erkenntnis des eignen Wertes auf die Beurteilung durch andre zu gründen, ſogar im Mannesalter, auf den Höhepunkt der Selbſterkenntnis, vorhanden iſt, wieviel mehr Bedeutung muß es dann auf den vorhergehenden Altersſtufen beſitzen. Die völlige Abhängigkeit des Kindes von der Meinung älterer, autoritativer Perſonen wird als ſelbſtverſtändlich hingenommen, ſie findet ſich aber mutatis mutandis gleichfalls im Jünglingsalter. So geht das Urteil der anderen als ein ſtändiges Korrektiv neben der Selbſtbeobachtung her und gibt der aus letzterer gewonnenen Selbſterkenntnis erſt die volle Berechtigung und Zuverläſſigkeit.

Leider aber hat dieſer Weg, durch das Urteil der anderen zur Selbſterkenntnis zu gelangen, auch zahlreiche Schattenſeiten, und zwar: Unaufrichtigkeit, Verheimlichung und Irrtum von ſeiten der anderen, und berechtigtes oder unberechtigtes Mißtrauen von ſeiten des Beurteilten.

Ich brauche wohl kaum ein mehreres darüber zu ſagen, wie ſehr die Unſicherheit der Selbſtkritik von Egoiſten, Schmeichlern und Feiglingen ausgenutzt zu werden pflegt. Ernſtlich aber möchte ich auf die ſittliche Gefahr hinweiſen, die in der Verheimlichung des Urteils aus gutem Herzen oder aus

Höflichkeit gelegen ist. Darin liegt begründet, daß wir das allgemein verbreitete Urteil etwa über eine schlimme Gewohnheit, über einen sich bildenden Charakterfehler unserer Person selbst immer erst zuletzt erfahren und daher weder zur Besserung noch zur Verteidigung schreiten können. In solcher Verheimlichung liegt doch immer eine starke Dosis Feigheit. Anders steht die Sache, wenn der Urteilende sich dessen bewußt ist, wie leicht seine Überzeugung irrtümlich sein kann und aus diesem Grunde mit seiner Meinung zurückhält. Auch hierin gilt es eben, gerecht und aufrichtig sein.

Bei aller Vorsicht und Aufrichtigkeit aber sind unsere Urteile über die Mitmenschen vielfachen Irrtümern unterworfen, denn es liegt im Wesen der Sache, daß uns ein völliges Durchschauen einer Persönlichkeit versagt sein muß. Aus dieser Erfahrung stammt auch das Mißtrauen, das wir der Beurteilung durch andre entgegenzubringen pflegen. Wenn wir selbst nicht einmal imstande sind, über uns richtig zu urteilen, wie sollten das andre können, oder wer garantiert uns die gute Absicht des Kritikers? Nur dort, wo wir geistige und sittliche Überlegenheit und einen guten Willen voraussetzen dürfen, fügt sich unsre Einsicht und nimmt Belehrungen über das eigne Wesen dankbar und vertrauensvoll entgegen. Immer aber werden diese Urteile auf Grund von Vergleichen entstehen und sich nach allgemeingiltigen Normen richten müssen. Woher stammen nun diese Normen, nach denen sich das Urteil der andern über uns richten muß, um unsre innere Zustimmung zu erlangen? Offenbar doch werden sie uns nicht bloß von den anderen übermittelt oder aufgezwungen, sondern wir selbst bilden sie durch Beobachten und Beurteilen der anderen und erkennen nur das als Urteilsnorm für uns selbst an, was auch für alle anderen gilt.

Somit haben wir jetzt zu prüfen, wie weit unsere Erkenntnis der andern vorzudringen vermag und welchen Wert sie für unsre Selbsterkenntnis besitzt. Wir beschreiten damit den dritten und letzten Weg. Ob er uns sicherer und ungehinderter zum Ziele führen wird als die beiden erstgenannten Wege, dürfen wir billig bezweifeln, denn ihm kommt letzten Endes keine eigentliche Selbständigkeit zu, sondern er ist bloß eine Vereinigung der beiden ersten Wege.

Während ich mein eignes Selbst im Bewußtsein erlebe und intuitiv erfasse, ist mir das Erleben der psychischen Zustände und Strebungen andrer versagt. Nur auf Grund eines Analogieschlusses darf ich annehmen, daß auch in anderen, mir gleich gearteten Wesen dieselben Gefühle, Gedanken und Wollungen stattfinden, wie ich sie in mir beobachte. Aus der Gleichheit der Reaktionen anderer mit den meinen auf dieselben Einwirkungen der Außenwelt, wie sie auch mich treffen, schließe ich auf die Gleichheit auch der inneren und Bewußtseinszustände.

Daß aber solchen Analogieschlüssen nur relativ bedingte Giltigkeit zukommt, erkennen wir leicht, wenn wir die Analogie auf andersgeartete Lebe-

wesen auszudehnen versuchen. In Amphibien oder gar Pflanzen, die doch auch Lebewesen sind und auf äußere Reize reagieren, vermuten wir kein derartiges Seelenleben wie in uns Menschen. Ja, sogar unter unseren Mitmenschen werden wir solche finden, deren seelisches Erleben von dem unseren durch eine tiefe Kluft getrennt ist. Ich denke dabei an die fundamentalen Unterschiede im psychischen Leben zwischen Kulturmenschen und den Kulturlosen, zwischen den verschiedenen Völkerrassen, zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Erwachsenen und Kindern, zwischen Mann und Weib. Trotz des vielen Gemeinsamen gibt es auch hier eine Grenze, hinter der alles gegenseitige Verstehen aufhört. Ja, schließlich wird man sagen dürfen, daß selbst zwischen zwei nächststehenden Menschen eine gewisse Schranke aufgerichtet ist, die niemals überstiegen werden kann. Am meisten verstehen wir uns nach der dunkel bewußten Seite unsres Wesens, in unsern Instinkten, primitiven Affekten und Willensrichtungen. Je höhere, vergeistigte Stufen unser Eigenleben erklimmt, desto stärker und trennender wird die Differenzierung.

Zu diesen Tatsachen, die eine Einfühlung des einen in die Seele des anderen teils erschweren, teils unmöglich machen, kommt nun noch eine wichtige Ursache des Mißverstehens und irrtümlichen Beurteilens der anderen. Sie liegt in der psychologischen Erscheinung, die man seit Leibniz, Kant und Herbart Apperzeption zu nennen pflegt.

Bei der Apperzeption, d. h. bei der Einverleibung neuer Eindrücke in das Bewußtsein, verhält der Mensch sich durchaus nicht nur passiv, sondern höchst aktiv. Entsprechend den bereits vorhandenen, schon früher erworbenen Bewußtseinsinhalten werden die neuen Einwirkungen bearbeitet, ihnen angeglichen und dadurch umgestaltet. So kann derselbe Gegenstand, dieselbe Person von verschiedenen Beobachtern und Kritikern ganz verschieden aufgefaßt und bewertet werden, ohne daß ein unbezweifelbar richtiger Maßstab je zu erlangen wäre.

Trotz dieser subjektiven und jener objektiven Beschränktheit unseres Urteils über andere Menschen sind wir nun doch gezwungen, allgemeingiltige Normen für alle möglichen Beziehungen, Eigenschaften, Werte, Gedanken und Handlungen aufzustellen, indem wir die letzteren hinsichtlich ihres gesetzmäßigen Vorkommens bei allen und ihrer Anerkennung durch alle prüfen. So gewinnen wir beobachtend und urteilend, gleichsam auf Grund einer unbeabsichtigten Statistik, jene Normen, derer wir auch für unsre Selbstbeurteilung und Erkenntnis dringend bedürfen.

Aber wie, enthält dieser dritte Weg der Selbsterkenntnis nicht einen verhängnisvollen Widerspruch in sich? Ich soll mich selbst beurteilen nach Maßgabe des Erkennens der anderen, und zugleich soll meine Beurteilung der anderen auf meiner Selbsterkenntnis beruhen. Ist das nicht ein circulus vitiosus, bewegen wir uns da nicht ewig im Kreise, ohne vorwärts kommen zu können? Mir scheint, unsre Erkenntnis bewegt sich hierbei nicht in einer

Kreislinie, ſondern in der Form einer Spirale und gelangt ſo, wenn auch langſam, immer weiter und weiter. Nur in dem Maße, als wir uns ſelber erkannt haben, vermögen wir andre zu erkennen, und je völliger unſre Erkenntnis der anderen wird, deſto reicher kann auch unſre Selbſterkenntnis ſich ausgeſtalten. In ſtändiger Wechſelwirkung hebt eine Kraft die andre. Mit einem Wundtſchen Ausdruck könnte man hier von dem Prinzip der Heterogonie der Zwecke ſprechen.

Wo aber wird die Grenze dieſes wechſelweiſen Erkenntnisfortſchrittes liegen? Werden wir ſie im Subjekt oder im Objekt zu ſuchen haben? Nach dem bisher Geſagten müßte es ſcheinen, daß die Erkenntnis der anderen nur ſoweit reichen kann als unſere Selbſterkenntnis, und inbezug auf Einzelheiten des ſeeliſchen Lebens wird dieſe Annahme wohl richtig ſein. Sobald wir aber als Aufgabe der Erkenntnis die Totalität, die Geſamtſumme der Perſönlichkeit ins Auge faſſen, ſtellt ſich die eigentümliche Erfahrungstatſache heraus, daß das Erfaſſen des Weſenskernes einer anderen Perſon uns fraglos beſſer, wenn auch längſt nicht vollkommen, glücken will, als das Eindringen in die Tiefen des eignen Weſens. Ich muß hier auf das über die Selbſtbeobachtung als Quelle unſerer Selbſterkenntnis oben Geſagte zurückverweiſen. Wir ſehen uns eben immer nur im Spiegel, — im Spiegel, der unſere äußere Geſtaltung zurückwirft, im Spiegel des Urteils der anderen, und im Spiegel unſeres eignen Urteils. Wir kommen nie ſoweit aus uns heraus, daß wir uns ganz zu objektivieren vermöchten. Es iſt ja unmöglich, daß wir uns — uns ſelbſt gegenüberſtellen.

Aber ſprechen nicht ſolche Selbſtanalyſen dagegen, wie wir ſie etwa in hervorragenden Autobiographien finden, z. B. in Auguſtins Konfeſſionen und Rouſſeaus Bekenntniſſen? Und wird nicht auch die experimentelle Pſychologie als Gegeninſtanz aufgerufen werden dürfen?

Selbſt wenn wir den unbezweifelbaren Wert der genannten Selbſtbekenntniſſe voll anerkennen, und wenn der Hiſtoriker ſie zur Grundlage ſeiner biographiſchen Schilderung macht, ſo werden wir uns doch nie mit der vorliegenden Selbſtbeurteilung der Perſonen begnügen, ſondern ſtets noch zwiſchen den Zeilen zu leſen, noch hinter der ausgeſprochenen Kritik den Selbſtkritiker zu finden verſtehen müſſen, wenn wir eine objektive Darſtellung ſeines geſamten Weſens erzielen wollen. Gerade jene oben genannten weltberühmten Autobiographien ſind ein ſchlagender Beweis für dieſe Behauptung. Die Urteile des Biſchofs Auguſtin über ſeine an Irrungen zwar reiche Jugendzeit wird kein Hiſtoriker ſo, wie ſie lauten, akzeptieren. Und wenn Rouſſeau ſich in ſeinen Bekenntniſſen des öfteren widerſpricht, wird nur ein böſes Vorurteil darin Lüge finden können, anſtatt von ſubjektiver Selbſttäuſchung zu ſprechen. So nennt auch Goethe, gewiß in Anerkennung dieſer Tatſache, ſeine Lebensſchilderung „Dichtung und Wahrheit.“

Iſt aber bei dieſen anerkannt hervorragenden Kennern der Menſchen-

ſeele von einem einwandfreien Urteil über die eigne Perſönlichkeit abzuſehen, was können wir dann von all den kleinen Geiſtern erwarten! Meiſt nichts weiter als eine mehr oder weniger zutreffende Schilderung ihrer Zeitgenoſſen und recht unzuverläſſiges Material über ſich ſelbſt, das von einem ſpäteren Biographen zur Syntheſe gebracht werden muß. So zeigen uns gerade dieſe Dokumente menſchlicher Selbſterkenntnis aufs deutlichſte, wie begrenzt die Fähigkeit zur Erfaſſung des eignen Weſens im Grunde genommen iſt.

Von der experimentellen Pſychologie erſt erwartet heutzutage kaum ein ernſt zu nehmender Forſcher Aufſchlüſſe über die Fundamente eines Charakters. Zwar iſt eine Fülle von Kenntniſſen über einzelne Geſetzmäßigkeiten des Seelenlebens erarbeitet worden, das Moſaikbild eines Normalmenſchen hat man in mühſamer Kleinarbeit herzuſtellen verſucht, aber man hat allenthalben eingeſehen, daß die exakte Formel für das Weſen des Menſchen nicht mit Hilfe von pſychologiſchen Experimenten und Statiſtiken zu gewinnen iſt. Stück um Stück freilich hat die Wiſſenſchaft herzugetragen und zu Maſſen gehäuft, die Totalität eines Charakters aber objektiv zu umſchreiben vermag ſie nicht. Dazu kommt nun noch, daß den Experimenten an der eignen Perſon nur ein geringer Wert zukommt, weil die meiſten „unwiſſentlich“ vorgenommen werden müſſen, um ein brauchbares Reſultat zu ergeben. So wäre man auch hier letzten Endes auf Beobachtung und Beurteilung durch andere Perſonen angewieſen.

Somit wären wir denn zu folgendem Ergebnis gelangt, das ich kurz zuſammenfaſſen will. Die Möglichkeit, durch Selbſtbeobachtung und Beurteilung zur vollſtändigen Erkenntnis des eignen Weſens als einer Totalität zu gelangen, verſchließt ſich uns. Was wir auf dieſem Wege zu erreichen vermögen, iſt nur ein Bild unſerer Perſönlichkeit, das zwar in gewiſſen Einzelheiten überaus genau iſt, dem aber in ſeiner *Syntheſe* bloß relative Richtigkeit und ſtark bedingte Wahrheit zukommt.

Im Gefühle der Subjektivität und Unſicherheit des eignen Urteils ſuchen wir daher unſere Selbſterkenntnis mit der Beurteilung durch andere zu ſtützen und zu erweitern. Es erwies ſich uns dieſer zweite Weg als im allgemeinen zuverläſſiger und objektiver. Allein auch hier zeigten ſich erhebliche Schwierigkeiten und Irrtumsquellen, auch hier mußten wir auf eine völlige und reſtloſe Ergründung unſeres Weſens in ſeiner Ganzheit verzichten.

Der dritte Weg endlich — die Beobachtung und Beurteilung anderer, um uns mit ihnen vergleichen und auf Grund gewonnener Normen unſer Charakterbild herſtellen zu können — konnte uns ebenfalls nicht zum Ziele führen, weil er unter den gleichen Hinderniſſen und Beſchränkungen leidet, wie die beiden erſten.

Somit ſcheint uns nichts übrig zu bleiben, als gegenüber der Aufgabe vollkommener Selbſterkenntnis zu reſignieren. Von Kant haben wir gelernt, daß das „Ding an ſich“ unerkennbar ſei, und daß auch unſeres Weſens

innerſter Kern, das „intelligible Ich“, als ein ſolches unerkennbares „Ding an ſich“ aufzufaſſen iſt. Kant hat uns aber auch die Aufgabe gewieſen, daß wir uns dieſem Unerkennbaren denkend und ſtrebend nähern ſollen, auch wenn wir es nie vollkommen erreichen werden.

Der Weg zu dieſer höchſtmöglichen Erkenntnis iſt vielleicht am überzeugendſten und tiefſten von Albert Lange und Eucken geſchildert worden.

Nur das Genie, der Prophet, der Philoſoph, der Künſtler, vermag das Geheimnis des menſchlichen Weſens, in der Allgemeinheit wie im Individuum, intuitiv zu erfaſſen und formend zu geſtalten. Mit den Blicken des Sehers dringt er in die Tiefen der Menſchenſeele und ſchaut ein Charakterbild in ſeiner geſchloſſenen Totalität. Darum lauſchen wir andächtig den Offenbarungen des religiöſen, des künſtleriſchen Genius und erhoffen von ihm die klarſten Aufſchlüſſe und die tiefſten Deutungen unſeres geheimnisvollen innerſten Seins.

Und doch bleibt ſelbſt das Genie begrenzt in ſeiner ſchöpferiſchen Geſtaltungskraft. Auch der Prophet und der Künſtler ſind Kinder ihrer Zeit.

Wie verſchieden wird das Bild geſchichtlicher Größen von der darſtellenden und der dichteriſchen Kunſt der verſchiedenen Zeitalter gezeichnet. Wie ſelten ſtimmen Hiſtoriker, die doch auch Künſtler ſein müſſen, in der Auffaſſung einer geſchichtlichen Perſon überein. Der aber zeigt das wahre prophetiſche Künſtlertum, der den Beſten ſeines Jahrhunderts aus Herz und Sinn geſprochen hat.

Jedoch darf noch eine zweite Bedingtheit des künſtleriſchen Schaffens nicht überſehen werden. Nur eines ſolchen Mannes Charakterbild kann der Künſtler ſchaffend geſtalten, dem er innerlich verwandt, dem er kongenial iſt. Nicht als ob es nötig wäre, daß der Darſteller zuerſt ſein eigenes Innere erforſchte und dabei ſeiner geiſtigen Verwandtſchaft mit dem Dargeſtellten bewußt würde, ſondern das iſt der Weg, daß der Künſtler erſt durch das Gelingen des intuitiven Erfaſſens einer Perſönlichkeit, durch das Hingezogenwerden zu ihr, ſeiner Kongenialität inne wird und ſo in dem geſchauten Bilde ſeines Helden ſich ſelbſt gleichſam objektiviert und in der Tiefe ſeines Weſens erkennt.

Es iſt das allgemein Menſchliche in ſeiner individuellen Geſtaltung, es iſt der Menſchheit Mutterboden, dem wir alle entſtammen, den uns das Genie in den Formen der Religion, der Kunſt und der Philoſophie enthüllt. Und haftet ſelbſt dieſen Offenbarungen noch Subjektivität und darum auch Relativität an, ſo bleiben ſie doch die höchſten, die dem menſchlichen Geiſte auf dem Wege zur Selbſterkenntnis zugänglich ſind.

Trotz aller Hinderniſſe aber und trotz der Unvollkommenheit des uns Erreichbaren, muß die Selbſterkenntnis eine der vornehmſten ſittlichen Aufgaben bleiben. Sie nämlich iſt die unerläßliche Bedingung für jeden inneren Fortſchritt, für alles Wachstum des Charakters. Jede geiſtige und ſittliche Entwicklung beſteht nicht bloß in einer Änderung unſerer Handlungsweiſe,

ſondern vor allem in einer Vertiefung und Vervollkommnung der Geſinnung. Dieſe aber iſt nur möglich auf der Grundlage eines fortſchreitenden zu ſich ſelbſt Kommens, eines tieferen und wahreren Erfaſſens des eignen Weſens. Daher müſſen wir alle Mittel anwenden, die geeignet ſind, unſere Selbſterkenntnis zu fördern und zu vervollkommnen. Jeder erziehe ſich und die anderen zu immer beſſerer Selbſtbeobachtung und aufrichtiger Selbſtkritik, die allem Selbſtbetruge die Maske abreißt. Er laſſe ſich ſein Gewiſſen ſchärfen durch das Urteil wohlgeſinnter Mitmenſchen und durch die Normen, die das ſoziale Leben gezeitigt hat. Er zeige Verſtändnis und Wohlwollen, aber auch Mut und Aufrichtigkeit im täglichen Verkehr und widerſtrebe aller Schmeichelei. Und nicht zum letzten, es prüfe ſich ein jeder an den Menſchheitsidealen, die ihm von Religion, Kunſt und Philoſophie entgegen gehalten werden.

Γνῶθι σεαυτόν — das bleibe auch unſer Wahlſpruch.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Dorettchen.

Eine kurländiſche Erzählung aus alter Zeit von Elſa Bernewitz (Riga).

(Fortſetzung)

Viertes Kapitel.

Es gab im Birſeneeker Paſtorat nächſt Weihnachten und Oſtern kein größeres Feſt, als Paſtor Ilefelds Geburtstag am neunzehnten Juni.

Schon Tage vorher begannen die Vorbereitungen, daß der feſtliche Tag in hergebrachten Weiſe, feierlich und würdig, begangen werden konnte.

Was nur irgend Beine hatte, das machte ſich gegen Abend, ſobald die Sonne geſunken war, auf, die Mägde, die Knechtsweiber, die Herbergsleute, auch die drei Fräuleins durften nicht fehlen, und ſtieg an den Hang hinab und pflückte, was da an üppiger grüner Herrlichkeit wuchs: zackige Eichenblätter, wilde Hopfenranken, Nußzweige und tauſenderlei Blüten und Kraut, zum Kranz, pflückten ſo viel als die mitgebrachten Körbe und Schürzen faſſen wollten und ſo lange, bis es Nacht wurde unter dem dichtem Laubwerk, die Johanniswürmchen am feuchten Grunde ihre grünen Lichtchen entzündeten und die Nebel aus dem Fluſſe kamen. Dann ging man in die Lindenlaube, warf das Laub zu einem Haufen in der Mitte zuſammen, und unter den geſchickten Händen der Frauen ſchwoll bald ein buſchiger Kranz nach dem anderen und wurde zur Seite gelegt.

Vom Felde ſchrillte indeſſen der Ruf der Wachtel, unten am Teich ſchlug die Nachtigall ununterbrochen, leiſe und gleichmäßig ſchwatzten die Mägde fort. Conſtanzchens helles ausgelaſſenes Lachen klang dazwiſchen. Sie war heute Hauptperſon, neckte die Mägde, ließ ſich necken und hörte mit weitgeöffneten Augen von allerlei Schabernack und Mutwillen aus der Leuteſtube erzählen.

An Dorettchens Ohren rauſchte das Sprechen und Lachen wie rinnendes Waſſer vorüber. Sie ſaß ſtill in einem Winkel und träumte durch die Dämmerung der hellen Nacht. Drüben in Birſeneeken brannte ein einſames Licht und leuchtete ſchwach herüber; Dorettchen ſah nach ihm, ſo oft ſie ſich zur Seite

wandte, um einen Zweig oder eine Blüte von dem Blätterhaufen zu nehmen. Nur langſam gedieh ihr die Arbeit dabei.

Am nächſten Morgen prangte das Haus im Feſtſchmuck. Die Haustür war bekränzt und das Treppengeländer, Kränze wanden ſich um die Stämme der alten Linden bis an die erſten Äſte hinauf, um den Eßtiſch lief ein Kranz, um den Stuhl des Hausherren, und auch der mächtige gelbe Kringel voll großer leichtgebräunter Mandeln ſah aus einem Kranz hervor.

In Hof und Garten fand man an dieſem Tage keinen Strohhalm, kein unnützes Blättchen über den Weg liegen.

Schon Tage vorher hatten die Knechtsweiber auf den Knieen zwiſchen den Gemüſebeeten gelegen und hatten Unkraut gejätet.

Sie waren mit den Köpfen tiefer zur Erde gefahren und die nie ruhende Unterhaltung zwiſchen ihnen, die wie ein Bienenſchwarm durch den Garten ſummte, hatte geſchwiegen, ſo oft jemand von der Herrſchaft vorüber ging, aber in der Frühe des feſtlichen Tages ſtiegen Erbſen, Bohnen und Radieschen, alles Gemüſe und jede Blume in Dorettchens Garten grün und ſtattlich aus der ſchwarzen Erde.

Von Sonnenaufgang an hatten der Kutſcher und der Gartenjunge geharkt, damit nirgends eine Unordnung Paſtor Ilefelds Laune trübe, wenn er um acht Uhr nach dem Geburtstagskaffe ſeinen Rundgang durch den Garten machte.

In der Küche aber hob ein Kochen und Braten, ein Sieden und ein Backen an, wie es nicht alle Tage im Birſeneeker Paſtorat geſehen werden konnte. Den ganzen Vormittag ſtand die Köchin da, die Arme bis über die Ellenbogen im Backtrog, und knetete den Teig. Man hatte Schwarzbrot aufgeſchlagen und Süßſauerbrot; reihweiſe lagen die rundlichen ſchwellenden Laibe auf dem weißgeſcheuerten Tiſch und warteten, bis ihre Reihe daran kam, in den Backofen geſchoben zu werden. Rauſchen für die Kutſcher waren eingeteigt: nicht nur die runden mit Burkanenguß ſollten gebacken werden, ſondern auch, der Feſtlichkeit des Tages angepaßt, Speckrauſchen, längliche Beutel mit Speckwürfeln gefüllt. Kaum reichten heute die langen Küchentiſche, die Mengen von Weißbrot für die Gäſte zu faſſen, auf Stühlen und Fenſterborten lagen Backbretter und Bleche, zierliche Kümmelkuchen auf ihnen und größere Kuchen mit dem zart gebräunten Überguß von ſüßem Schmant, und Mandelkuchen. Kaneel- und Mohnkuchen in ſchier unüberſehbaren Reihen.

Wie kleine Feſtungen nahmen ſich die Saftkuchen dazwiſchen aus: ein Teigwall lief ſchützend um ſie und hinderte den Saft am Auslaufen, den klargekochten Apfelſaft, die verzuckerten Kirſchen, Erdbeeren und Stachelbeeren von dieſem Jahr. Im Hintergrunde lagen längliche Stritzel mit hineingebackenen Roſinen und ſolche, die als einfaches Weißbrot beim Imbiß zur Verwendung kamen.

Wie die Soldaten zur Parade, ſo war all das viele Weißrot, das heute den Gäſten, die nach langer Fahrt um die Kaffeezeit in Birſeneeken eintrafen, vorgeſetzt werden ſollte, reihweiſe aufmarſchiert, und mechaniſch ſtrich die Köchin mit dem Federpinſel die gewöhnliche Miſchung von Eigelb und Kaffee darüber, damit alles Brot, eins wie das andere, mit derſelben goldgelben Färbung aus dem Ofen kam. Die Torten und Baben aber und die feineren Kuchen, Kringelchen und Plätzchen waren ſchon geſtern gebacken worden und wurden in der Speiſekammer unter Schloß und Riegel gehütet.

Die Fräuleins ſelber, Schürzen über den Feſtkleidern, ſtanden heute in der Küche und halfen mit. Sie naſchten vom Teig und von den Mandeln und Roſinen, ſchwatzten und lachten, während ihnen die Vorfreude rot auf den Wangen brannte.

Unterdeſſen wachte die Paſtorin darüber, daß jeder Kuchen in ſeine gewohnte Form kam und nicht unnütz immer wieder Holz in den Ofen geſchoben wurde. Ab und zu entfloh ſie der Hitze und dem aufgeregten Durcheinander der Küche in die ſtille Speiſekammer. Hier ſtieg ein kühler Duft aus den Mehlkiſten an den Wänden und miſchte ſich mit dem ſcharfen Geruch, der von den Schinken und Würſten kam, die von der Decke herabhingen und deren Reihen ſich ſchon zu lichten begannen bei der vorgerückten Jahreszeit.

Heute wich die fliegende Röte der Erregung der Paſtorin nicht mehr von den Wangen: jeder Feſttag war ihr eine ſchwere Prüfung, und ſie betete innerlich, auch dieſer möge ſchnell und glücklich vorüber gehen, nahm auch hin uud wieder einen Schluck ſaure Grütze aus dem Eimer, die immer wieder aufbrennende Hitze niederzuhalten.

Noch einmal hielt ſie Herſchau über ihre Vorräte, wie ein Feldherr über ſeine Truppen, ſah nach dem Geflügel, das aus dem Keller heraufgeſchafft war, Enten und Hühnern, bezeichnete dem Mädchen den Schinken, der aufgeſchnitten werden ſollte, und welche von den kuriſchen Rauchwürſten und fetten Leberwürſten zur Verwendung kamen; prüfte, ob keine unnützen Finger in die Raſſollpyramide*) gefahren waren, ſtrich liebkoſend über die dickbäuchigen Schnapsflaſchen, Pomeranzen und Kümmel, ſie prüfend gegen das Licht haltend, ob ſie auch hell und goldklar wie Bernſtein leuchteten und ihrer Hausfrauenehre keinen Abbruch taten.

Die Birſeneeker Hühner hatten fleißig legen dürfen; wenn man für vierzig bis fünfzig Perſonen Schokolade kochen wollte, ſo waren dreißig Eier gewiß nicht zu viel.

Unter dem Fenſter jagte unterdeſſen der Schlächter vorüber, und Paſtor Ilefelds Stimme rief gutgelaunt hinter ihm her:

— Na, Silber, bringt er mir den Geburtstagsbraten?

Am Nachmittag fuhren die Gäſte vor. Zuerſt kamen drei Tanten des Paſtors. Staubbedeckt, halbtot vor Hitze ſtiegen ſie aus dem wackligen Poſtwagen, in dem ſie ſich ſieben Meilen über Land geſchleppt hatten. Sie blieben, wenn ſie ſich einmal nach Birſeneeken aufgemacht hatten, immer mehrere Tage und ärgerten ſich in der Zeit weidlich über das neumodiſch alberne und wenig zuvorkommende Weſen ihrer drei Großnichten.

— Gott weiß, zu unſerer Zeit betrug man ſich anders im Birſeneeker Paſtorat!

Die Sippſchaft, ſoweit ſie in den Paſtoraten der Umgegend ſaß, war vollzählig vertreten: Paſtor Ilefelds älteſter Bruder, der Propſt der Diözeſe, kam mit ſeiner Frau und ſeinen fünf ſtattlichen Söhnen; ſein jüngerer Bruder, der Ugalſche Paſtor, war da und ſeine beiden Schwäger Torberg; es kamen die Goldingenſchen Ilefelds und brachten ihre Kinder und Gäſte mit. Die Tanten hatten abgeſchrieben: natürlich mußte Tante Johanne gerade an dem Tage, wo man einmal unter Menſchen kam, von ihrem Rheumatismus befallen werden und mit einem Katzenfell auf der Schulter zu Bett liegen, ſo hatte Tante Conſtanze nicht ohne Bitterkeit geſchrieben. Vierſpännig fuhr der Selitenſche Baron vor und mit ihm ſtiegen ſeine elegante Gemahlin und ſeine beiden halbwüchſigen Söhne aus dem Wagen; Baron Tondern war da, der Verwalter der gräflichen Güter, und die beiden Ärzte der Gegend, Doktor Neumaun aus Waldhof und Doktor Junker aus Seliten; auch Herr Pielberg,

*) Raſſoll — italieniſcher Salat.

der ſeiner lettiſchen Herkunft wegen in keiner Geſellſchaft gerne geſehen wurde, fehlte nicht, ſowie ſämtliche Paſtoren der Nachbarſchaft, die, wenn auch nicht verwandt, dem Birſeneeker Hauſe ſeit Jahren befreundet waren: Bielefeld aus Kurzeln, Wiedemann aus Suhmalen und Bernewitz aus Neuenburg.

Nur die Blimbergen, die als Faktotum der Gegend alljährlich ihre Einladung erhielt, war auch dieſes Mal wieder daheim geblieben.

— Ich miſch mir da nicht ein, ſo pflegte ſie zu ſagen. An Paſtor ſein Geburtstag ſind immer ſo viele Barone da, un die ſehen unſereinem doch nur ieber Achſel an! Ich bin das nich gewehnt, ſelige Frau Gräfin at mir immer gut beandelt un Gäſte, wenn kamen, auch!

Wie aus einer anderen Welt ſaß Ulrich Märzendorff in ſeinem fremdländiſchen blauen Frack zwiſchen den Gäſten und erfuhr eine höflich ablehnende Behandlung. Man wunderte ſich, daß er, von dem man wußte, daß er ſeit Jahren nur von Schulden lebte, es wagte, in der Geſellſchaft zu erſcheinen. Aber Ulrich Märzendorff fühlte die Ablehnung nicht, er ſah über die Gäſte hinweg, wie ſie über ihn, innerlich frei gemacht durch das ſüße Kindergeſicht am unteren Ende des Tiſches, das, ſo oft es ſich von der Kaffeetaſſe hob, einen glänzenden Blick aus zärtlichen Augen, ſchnell und ganz verſteckt, zu ihm herüberſandte.

Man aß an einem mächtigen Hufeiſentiſch vor dem Hauſe, im Schatten der alten Linden, und das Sprechen und Lachen ſchwoll wie eine brauſende Hochflut über den Hof.

Am oberen Ende des Tiſches ſaß Paſtor Ilefeld und ſah mit ſeinen hellen Augen, denen nie etwas entging, über ſeine Gäſte hin; verſäumte auch nicht, hin und wieder einen Blick in den Hinterhof zu werfen, wo an einem langen Tiſch unter den Küchenfenſtern die Kutſcher ihren Kaffee tranken, vermerkte Conſtanzchen ein zu lebhaftes Geſicht und zu lautes Sprechen und ärgerte ſich über Dorettchen:

— Sitzt mir das Kind wieder da wie die leibhaftige Gans! Sieht nicht nach rechts, nicht nach links und tut den Mund nicht auf!

Paſtor Ilefeld hatte ſeiner Tochter eine Bemerkung machen wollen, nun ſah er, daß, während der Schwarm der Gäſte ſich langſam nach dem Garten zu verzog, Paſtor Wiedemann zögerte und dann zu Dorettchen trat, die, allein geblieben, ganz traumverloren, mit glücklichen abweſenden Augen daſtand, an die alte Linde gelehnt.

Da ging ein ſeltener Sonnenblitz, ein leiſes Lächeln über Paſtor Ilefelds Geſicht, er trat zurück und ließ die beiden allein.

Paſtor Wiedemann war verlegen. Die Gegenwart des kleinen holden Weſens, das die Augen ſo kindlich ahnungslos zu ihm hob, beklemmte ihn, und darum kam die Mitteilung, die er ihm zu machen hatte, ſo täppiſch und unbeholfen heraus:

Ich — fing er an und ſtockte, als ſuche er in ſeinem Gehirn nach dem paſſendſten Wort, ich möchte ſagen . . . das heißt, ich habe mich recht gefreut, daß ich die Demoiſelle Dorette heute wiedergeſehen habe. Sie weiß wohl, was ich darüber an den Herrn Vater geſchrieben habe . . . und . . . ja ich ſpreche morgen auch mit ihm. . . .

Paſtor Wiedemann war ein kluger Mann. Er erkannte jeden Vogel am Fluge und berechnete mit Hilfe ſeines Spazierſtockes alle Entfernungen und die Höhe und Breite eines jeden Gegenſtandes, aber das Leben hatte ihn nicht gelehrt, in Frauengeſichtern zu leſen, und ſo merkte er nicht, wie

Dorettchens Augen ſich in ſinnloſer verzweifelter Angſt auf ihn richteten, ſah nicht, wie ihre Arme rückwärts griffen, den Stamm der alten Linde umklammernd, als wollte ſie bei ihr, die nun ſchon mehr als hundert Jahre ſchützende Arme über das Dach der Ilefelde breitete, eine feſte Stütze und Hilfe in der Not ſuchen. Paſtor Wiedemann ging fröhlich davon und wiſchte ſich den Schweiß, den dieſe peinliche Anſprache ihm gekoſtet hatte, zufrieden von der Stirn.

Mit einem ſchwindelnden Gefühl von Gefahr über ſich, blieb Dorettchen zurück, irgend ein Licht, das bisher freundlich und zuverſichtlich über ihrem Leben gebrannt hatte, erloſch, Schatten wuchſen herauf und ſanken über das Dach und die Dinge des gewohnten Lebens.

Drinnen die alte Uhr holte tief Atem, keuchend und raſſelnd zog die warnende Greiſenſtimme durch die geöffneten Fenſter auf die Veranda heraus, und als ihr zitternder Klang verhallt war, da war mit ihm Dorettchens letzte ſorglos glückliche Stunde ins Grab geſunken. Ganz gebeugt unter ihr Schickſal ſtand ſie unter der Linde, da flog das naſeweiſe Luiſchen vorüber, drehte ſich vor ihr einmal in die Runde, daß ihr weißes Kleid wie eine Glocke um ſie ſtand, und rief:

— Jetzt weißt du es, jetzt weißt du es endlich, wer von uns die Sumahlſche Paſtorin wird! Hurrah! Hurrah! Komm, wir tanzen!

Im Saal hatte man Talk über den Boden geſtreut, und am Klavier wechſelten ſich die alten Damen ab. Jede von ihnen konnte noch ein altmodiſches Tänzchen und ließ es jetzt, trotzdem die Finger anfingen ſteif zu werden, noch einmal erklingen und freute ſich, wie die muntern Töne der Jugend in die Beine fuhren, wie ſie ſich drehte und wirbelte und leichtfüßig dahinglitt, ahnungslos, wie eilig die jungen glücklichen Tage es hatten, weiter zu kommen, um dem trübſeligen Einerlei des Alters Platz zu machen.

Noch einmal war es Dorettchen, als ſeien alle Schatten über das Dach geflogen, als lächele das Leben ſie wieder an, wie lauter Glück und Güte. Das war, als Ulrich Märzendorff ſie zum Tanze holte.

Es war eine ausgemachte Sache, daß niemand in der Umgegend ſo ſchön tanzen konnte, wie Dorettchen Ilefeld. Wer ſie im Arme hielt, dem war, als umfaſſe er ein zartes verſchwebendes Wölkchen. Das Köpfchen geneigt, der Körper in einer leichten wiegenden Bewegung, der ſich die Falten des Kleides zärtlich anſchmiegten, ſo ſchwebte ſie über den glatten Boden, ohne daß ihre zierlichen Füße dabei jemals ausglitten, oder Hitze und Erregung das zarte Geſicht röter färbten.

Einen ganzen glückſeligen Tanz hindurch, ſolange die zierlich eintönige Melodie durch den Saal klang, tanzten Dorettchen Ilefeld und Ulrich Märzendorff mit einander.

Als er ſeinen Arm um ſie legte, da war es ihr, als zerlöſte ſich alles um ſie, Menſchen und Gegenſtände verſchwammen, ſtill ſank ſie in einen ſeligen Traum hinein, in ein erlöſendes Nichts, in dem es nur eine gleichmäßige, wiegende Bewegung gab, und ſie erwachte erſt, als Ulrich Märzendorff ſie losließ, weil die anderen längſt aufgehört hatten zu tanzen und alles, jung und alt, ſtaunend zuſah, wie ſchön Dorettchen Ilefeld tanzte und wie wenig ihr der Atem dabei verging.

Da ſah ſie erſchrocken um ſich, der bange Druck war wieder da, Glück und Glanz erloſchen im Saal.

Es litt ſie nicht länger unter Menſchen, es war ſo viel wallende Selig-

keit in ihr und ſo viel laſtende Angſt, daß ſie meinte, das Herz müßte ihr darüber in Stücke gehen. Heimlich ſtahl ſie ſich davon und lief in den Garten. Die Nacht war warm und hell, in ihrer weißen Herrlichkeit hoben ſich die Lilien aus den runden Beeten.

Zitternd und frierend ſtand Dorettchen zwiſchen ihnen. Verloren ſah ſie zu den hellen Fenſtern auf. Wehmütig und ſüß zog die Tanzmuſik in die ſchlafende Nachtluft hinaus, wie Schatten ſchwebten die tanzenden Paare vorüber, jetzt war es Konſtanzchen, mit flimmernden Augen und Haaren, die ſich vor Luſt löſen wollten, jetzt die Selitenſche Baronin mit dem ſchönen, hochmütigen Geſicht, die in königlicher Haltung vorüberwalzte, und gleich darauf Luiſchens keckes Kindergeſicht.

Ein Schatten fiel über den Weg. Von ſeiner Sehnſucht geführt ſtand da Ulrich Märzendorff zwiſchen den Lilienbeeten und trat zu dem traurigen Dorettchen.

Drinnen im Saal gingen Tanz und Muſik weiter, niemand von den Gäſten mochte an Aufbruch denken, denn nicht alle Tage feierte man ein Feſt in Birſeneeken. Heimlich ſchickte die Paſtorin einen dankerfüllten Stoßſeufzer nach dem anderen zum Himmel, daß der Tag nun bald vorüber, das Eſſen wohl geraten war und alles ſeine rechte Ordnung gehabt hatte.

Unterdeſſen wanderte Paſtor Ilefeld mit ſeinem künftigen Schwiegerſohn den Saal entlang.

Paſtor Wiedemann war zerſtreut. Zwar war es auch ſonſt nicht ſeine Art geduldig zuzuhören, wenn andere Leute ſprachen, aber heute war er ſchon gar nicht bei der Sache, ließ die Augen unruhig hin und herfahren, ſchluckte mehrmals heftig und fiel ſchließlich, ſtotternd und ſtockend, mit ſeiner Mitteilung Paſtor Ilefeld mitten in ſeine Erzählung hinein:

— Ich komm in den nächſten Tagen wieder herüber, lieber Freund. Mit der Demoiſelle deiner Tochter bin ich im reinen. Alſo ich komm bald, wenn möglich morgen, ja wahrſcheinlich ſchon morgen. . . .

Wo iſt Dorettchen in dem Augenblick, der über ihre Zukunft entſcheidet? Dorettchen wandert traumbeſeligt durch der Liebe Land, aber der mit ihr geht, iſt ein anderer, als der eben oben in dem feſtlich erleuchteten Saal um ihre Hand geworben hat.

Dort iſt noch jedermann mit ſich und ſeiner Luſt beſchäftigt, es hat darum niemand Zeit, aus dem Fenſter in den Garten zu ſehen, und ſo ſah niemand Dorettchen Ilefeld zwiſchen ihren Blumen ſtehen und neben ihr Ulrich Märzendorff, den verkommenen Menſchen.

Darum lächelte Paſtor Ilefeld gnädig, als Dorettchen ihm die Hand beim Gutenachtſagen küßte und ihr dabei ein zitternder Schauer bebend über den Körper lief, und fuhr ihr mit der Hand ſegnend über den glatten Scheitel.

Oben mußten die Mädchen ihre Feſtfreude noch ausklingen laſſen. Jubelnd und lachend ſchaukelten ſie in die Nacht hinaus. Zum erſten Mal fehlte Dorettchen. Als die Schweſtern, glücklich und erhitzt und von ihren Erlebniſſen ſchwatzend, ins Schlafzimmer traten, lag ſie ſtill und mit geſchloſſenen Augen in den Kiſſen.

— Sie ſpielt ſich ſchon als Braut auf! ſpotteten die Schweſtern.

Fünftes Kapitel.

Am Johannistage ſaßen die drei Mädchen in der Lindenlaube am Ende des Gartens und pflückten die Blüten von den niederhängenden Zweigen.

Früher als ſonſt waren ſie in dem heißen Jahre aufgeblüht, es kam nicht häufig vor, daß zu des Vaters Geburtstag die Linden ſchon blühten.

Aus den Blüten bereitete die Paſtorin einen Tee, mit dem ſie die Haare ihrer Mädchen waſchen ließ. Schon die Urgroßmutter hatte das Rezept gekannt und ihre Haare waren ſo blond geweſen, daß wenn die Sonne auf ſie ſchien, man hätte meinen können, es flöge ihr lauter glitzriges Gold um die Stirn, und ſo ſchwer, daß ſich der feine Kopf unter den mächtigen Flechten wie unter einer ſchweren Laſt zu beugen ſchien.

Der Lindentee erhielt die Haare nicht nur blond und hell, er machte ſie auch weich und locker, und darum wurde auch Dorettchens dunkle Mähne immer in das gelbliche lindenduftende Waſſer geſteckt. Man kannte es nicht anders im Birſeneeker Paſtorat, als daß die Frauen ihre Haare auf dieſe Weiſe wuſchen, und daß man die Blüten zum Tee aus der Lindenlaube holte.

Es war ein ſchwüler Tag und vom Morgen an ſtand ein Gewitter in der Luft. Schon beim Heraustreten auf die Veranda hatte Paſtor Ilefeld geſagt: Heute gibts was! und je weiter der Morgen vorrückte, deſto dunkler zog ſich der Dunſt zuſammen und lagerte als trübe Schicht im Weſten, nur der Oſten, von woher die Sonne langſam höher ſtieg, war noch klar, als wolle er nichts wiſſen von Regen und Gewitter, die ſich zuſammenbrauten.

Im Tale ſchwamm ein milchiger Rauch und die Sonne brannte ſtechend. Die Luft ſtand, kein Blatt am Baum regte ſich, auch die Vögel ſchwiegen, und nur die Bienen fuhren hin und her durch die Blüten und ſummten ſchläfrig davon.

— Es gibt ein Gewitter heute, ſagte Conſtanzchen, die auf der Bank ſtand und über den Zaun hinweg nach der Birſeneeker Feldſcheune ſah, über die ſeit Menſchengedenken die Birſeneeker Gewitter kamen. Um Mittag regnet es gewiß!

— Ja es gibt was, ſagte Luischen und ſah kichernd nach Dorettchen, die ſtill und blaß daſaß und mechaniſch die Blüten von den Stengeln zupfte, die das über ihr ſtehende Conſtanzchen ihr in den Schoß warf.

— Es gibt nicht nur Gewitter, es gibt auch was anderes! Hochzeit! Hochzeit! ſchrie Luischen und warf übermütig ihre Schürze voll Blüten in die Luft, daß ſie wie ein duftender Regen zur Erde fielen.

— Wai wie ich mich freue! jauchzte Conſtanzchen. Ich habs ja immer geſagt. Dorettchen kommt zuerſt an die Reihe! Hab ich es nicht geſagt? Dorettchen gefällt den Männern, weil ſie ſchön und ſchweigſam iſt! Aber das ſoll ein Feſt werden, noch viel größer und noch viel länger dauern, als Vaters Geburtstag! Als die Eltern heirateten, iſt drei Tage getanzt worden, ſo wollen wir es auch machen, und am Polterabend zerſchlag ich drei Dutzend Teller und Töpfe! Sitz nicht ſo ſtumm da, Dorettchen! Freu dich doch! Freu dich doch etwas! Du biſt ja die Braut und die Hauptperſon dabei.

— Ich freue mich, ſagte Dorettchen.

— Aber du lachſt garnicht! Du ſollſt lachen, Dorettchen, und luſtige Augen machen. Heute biſt du eine Braut! Morgen biſt du eine Frau! Haſt du Angſt davor? Warte nur, wir kommen bald und beſuchen dich, und wenn dein Alter über Land gefahren iſt, dann ſtellen wir ganz Sumahlen auf den Kopf.

Und Conſtanzchen fuhr von der Bank herunter und fiel über die kleine traurige Schweſter her und quälte ſie mit ihrer derben Zärtlichkeit. Dorettchen wehrte ſie ungeduldig ab.

— Huh, machte Conſtanzchen und ſprang wieder auf die Bank, griff in die Zweige und warf Blüte um Blüte über Dorettchen, mit dieſem Mädchen iſt nichts anzufangen! Dorettchen! Dorettchen! Wach doch auf! Sitz nicht da wie im Schlaf und ſtarr den Birſeneeker Weg entlang! Heute oder morgen kommen die Sumahlſchen Pferde den Berg herauf und dann gibts Verlobung in Birſeneeken! Horch, da kommen ſie ſchon!

Unter dem Garten fuhr ein Wagen über die Landſtraße. . . Die drei Mädchen waren an den Zaun geſprungen und ſahen ihm entgegen, erregt und neugierig Conſtanzchen und Luiſchen, blaß und angſtvoll Dorettchen.

— Der Schlachter, ſagte Conſtanzchen enttäuſcht, das iſt ſein weißes hochbeiniges Pferd und da hängt er ſelber auf dem Wagen. Ich ſeh es genau.

Heimlich ſeufzte Dorettchen erleichtert auf. Jeder Tag, der ſeit des Vaters Geburtstag verrann, war ihr ein linderndes Hoffnungströpflein in ihrer großen Qual. Vielleicht hatte ſie ſich getäuſcht, ſie entſann ſich der Worte, die Paſtor Wiedemann geſprochen, ja kaum mehr, und auch das Gerede der Schweſtern war nichts als eine luſtige Neckerei.

— Wenn ich nur Paul Wiedemann nicht zu heiraten brauche, dann bin ich ſchon froh, dachte ſie. Ich will ja gerne mein Lebelang eine alte Jungfer bleiben, wenn ich nur ohne Sünde an Ulrich Märzendorff denken darf und an alles, was wir im Birſeneeker Park und zwiſchen meinen Blumen erlebt. Und dann kann es ja auch ſein, daß er einmal ein berühmter Mann wird, ein großer Dichter! Er iſt ja ſo viel klüger als alle anderen, die ich kenne, und dann kommt er eines Tages nach Birſeneeken und holt ſich Dorettchen Ilefeld zur Frau . . . und der Vater kann gar nichts dagegen ſagen, denn jetzt iſt er ein berühmter Mann, deſſen Gedichte und herrliche Geſchichten jedermann in Kurland kennt, da kann er heiraten, wen er will. . . .

So ſpann Dorettchen noch einmal, ehe die harten Hände des Schickſals ſie faßten, ſchöne Traumfäden und half ſich ſo über die Trübſal der Gegenwart hinweg.

Vom Hauſe her kam die Paſtorin den Weg entlang und ſetzte ſich flüchtig zu ihren drei Mädchen auf die Bank.

— Iſt das eine Hitze, klagte ſie, man kann gar nicht zu Luft kommen! Der reine Backofen! Man möchte kein Glied dabei rühren. Zwei von euch können mir bei der Wäſche helfen, ich möchte ſie herunter haben, ehe uns ein Regen über den Zaun kommt. Hinter der Feldſcheune ſieht es ſchon ganz verdächtig aus. Mit den Leuten iſt heute ſchon rein gar nichts anzufangen, die ſind außer Rand und Band des Johanniabends wegen.

Sie ſeufzte.

— Vater iſt auch nicht recht heute, ſprach ſie ſorgenvoll. Nehmt euch nur bei Tiſch zuſammen, die Gewitterluft laſtet immer ſo auf ihm, und heute ſpürt er ſie in den Gliedern vom frühen Morgen an. Beſonders du, Conſtanzchen, denk recht daran, du reizt ihn am leichteſten, wenn du ſo vorlaut biſt.

— Natürlich, Dorettchen darf ſich alles erlauben. . . .

— Still, mein liebes Kind, du weißt, Dorettchen hat eine andere Art, aber ſie ſollte auch ein anderes Geſicht machen, gerade in dieſen Tagen. Der Vater mag die Sieben-Tage-Regenwettermiene an ſeinen Kindern nicht, — heute weniger denn je, fügte ſie bedeutungsvoll hinzu.

Dorettchen ſenkte den Kopf, das letzte dünne Traumfädchen zerriß, und Angſt und Sorge kamen wieder über ſie.

Conſtanzchen und Luiſchen liefen bald in den Waſchgarten hinunter, die Paſtorin blieb mit Dorettchen allein.

Sorgenvoll ſah ſie ihr trauriges Kind an, unter deſſen geſenkten Wimpern Tränen ſchwammen, und wußte ſich doch keinen Rat. Wenn der Vater ſein Kind in ein ſchweres Schickſal hineinzwang, mußte ſie es leiden ſehen, ohne daß ihre Hände helfend eingreifen konnten. Schweigen, tragen, beten, das war ihr Leben, auf tröſtende Worte verſtand ſie ſich nicht.

Sie ſeufzte noch einmal, während ſie die gelblichen Blüten prüfend durch die Finger gleiten ließ, und ſtand dann auf.

— Die Blüten ſind ſchön, ſagte ſie. Du trägſt ſie nachher zu Sappe. Sie ſoll ſofort kochendes Waſſer darüber gießen und den Tee ordentlich ziehen laſſen.

Damit ging ſie, und Dorettchen ſah ihr traurig nach. Deutlich fühlte ſie's, daß ſie allein war in der großen Welt und allein den Weg des Schickſals gehen mußte. Seit ſie Ulrich Märzendorff im Birſeneeker Park getroffen hatte, war eine Tür in ihrem Leben zugeſchlagen, und keine Hand, ſelbſt die liebſte nicht, ſollte verſuchen ſie zu öffnen.

Schwerfällig ſtand ſie endlich auf und ging müde durch die brennende Sonne; die Schwüle in der Luft und das Gefühl eines laſtenden Unglücks in ihrem Leben brach ihr faſt die Glieder. Faſt ſchien es, als könne ſie die leichten Blüten im Korbe nur mühſam forttragen.

Paſtor Ilefeld wurde heute um ſeinen Mittagsſchlaf gebracht. Das Gewitter kam herauf. Eine blaue Wolkenwand ſtand jetzt regungslos über dem Walde, eilfertig fuhren weiße Wolkenfetzen über ſie, drängten und ſchoben ſich zu runden Klumpen zuſammen, ſtiegen höher und flogen auf die Sonne zu. Langſam rückte das ſchwere Gewölk in derſelben Richtung nach. Es zuckte und flammte unabläſſig darin. Bald ſenkten ſich die Blitze an dem dunklen Grund herab und fuhren, ohne die Erde zu erreichen, wieder in die Luft herauf; bald ſprangen ſie als leuchtende Funken aus dem Grau, fuhren in der Mitte auseinander, die Wolke mit flammenden Armen umſpannend, oder ſie ſenkten ſich in einer geraden Linie verderbenbringend zur Erde. Immer näher rollte der Donner, aber noch ſchien die Sonne. Unheimlich ſtachen die gelben Felder bei dem grellen Lichte gegen den dunkeln Wolkenhintergrund hervor, die Scheune leuchtete weiß, und der Wald ſtand ſchwarz, unheimlich da, ein Rauſchen kam von ihm herüber und der würzige Duft, den die Sonne aus den Fichtennadeln zog.

— Das kommt herauf, ſagte Paſtor Ilefeld, der hinter dem Garten auf der Landſtraße ſtand und nach Birſeneeken herüberſah, vor ſich hin. Aufmerkſam verfolgte er den Zug der Wolken, die ihre Richtung auf das Haus zu nahmen. Es war aber nicht darum, daß er ſo verſtimmt und ſorgenvoll ausſah und die ſchwarzen Brauen ihm faſt an den Haarwurzeln ſaßen. Haus und Hof ſtanden in Gottes Hand und mehr als ein ſchweres Unwetter war über ſein Dach gezogen — vielmehr glitt ſein Blick immer wieder von den Wolken zur Erde hinunter und weilte dort prüfend auf der Landſtraße, die in dem gewittrigen Licht blendend aus den Wieſen und Feldern herausſtach.

— Gott weiß, wo er bleibt, murmelte Paſtor Ilefeld. Am Ende reut ihn die Geſchichte doch noch, und er will ſich im letzten Augenblick zurückziehen. Mancher ſtand ſchon mit einem Fuß im Waſſer und wie der Körper nach ſollte, da ſetzte er ihn ſchnell wieder aufs trockne Land. Am neunzehnten ſagte er mir: Morgen komm ich, — heute haben wir Johanniabend und keine Spur und keine Zeile von ihm.

Es fiel ein Schatten vor ihm auf den Weg, und da ſtand Dorettchen, blaß und ſchlank, in ihrem verwaſchenen Kleidchen hinter ihm und ſah ängſtlich den Weg entlang.

— Kommt er, kommt er? klopfte ihr Herz. Lieber Gott, halte ihn fern, heute, morgen und alle Tage! Die Sonne verſchwand, alles grelle Licht erloſch, es wurde dunkel und grau, der Donner klang näher.

Das wird ein ſchweres Gewitter, ſagte Paſtor Illefeld. Gott bewahre uns vor Hagelſchlag, der Roggen ſteht in dieſem Sommer, wie in Jahrzehnten nicht.

Aber ſorgenvoller, als auf der Wolke, ruhte ſein Blick auf dem blaſſen Dorettchen.

Ein ſtarker Zorn ſchlug hell in ihm auf:

In welche Lage bringt er mein Kind! Wenn du mir mein Dorettchen unglücklich machſt, alter Freund, ſo ſollſt du mal ſehen! . . . Heute laß ich ihm noch eine Friſt, aber iſt er morgen um die Kaffeezeit nicht hier, ſo wird man meine Pferde auf dem Sumahlſchen Wege ſehen, und dann wird ſichs zeigen, ob wir Ilefelds im Lande nichts mehr zu ſagen haben. . . .

Ein Windſtoß ſtrich durch die Bäume, der Staub auf der Landſtraße wirbelte hoch auf und fegte den Berg hinunter. Über dem Walde ſenkten ſich graue Regenſtreifen, ein ſtarkes Rauſchen erhob ſich, und in der Luft roch man den heraufkommenden Regen.

— Es wird Zeit, daß wir gehen, ſagte Paſtor Ilefeld zu ſeiner Tochter. Im Wainegeſinde regnet es ſchon, und die Wolke kommt ſchnell näher.

Im Paſtorat war unterdeſſen das Feuer auf dem Herde gelöſcht worden, man hatte alle Fenſter geſchloſſen, und die Stalltüren ſtanden weit offen. In der Leuteſtube lag die Köchin auf ihrem Bett und hatte ſich ein dickes Tuch über den Kopf gezogen. Sie betete aus Leibeskräften, daß der Blitz ihr nicht in den Schornſtein fahre, während die Mägde zitternd in einem Winkel hockten und, die Geſichter zur Wand gekehrt, einmütig ein Lied aus dem Geſangbuch ſangen.

Gedrückt und ängſtlich ſaß die Familie in der blauen Stube beiſammen. Paſtor Ilefeld ſchritt langſam die lange Zimmerflucht auf und ab und ſah bald aus dieſem Fenſter, bald aus jenem, ob nicht irgendwo ſchon aus Stall oder Scheune eine Rauchſäule ſtieg oder einer der alten Bäume, vom Blitz gerührt, zuſammenſank.

Die Paſtorin hatte ihr Strickzeug beiſeite gelegt, niemand im Birſeneeker Paſtorat durfte arbeiten, ſolange Gottes Donner über dem Hauſe ſtand; man ließ die Hände ſtill, ergeben, feierlich im Schoße ruhn. Luiſchen aber und Conſtanzchen nahmen, ſo oft der Schritt des Vaters ſich der blauen Stube näherte, die Hände ſchnell von den Augen. Paſtor Ilefeld liebte es nicht, wenn man Angſt zeigte.

Dorettchen hatte ſich ſonſt am meiſten gefürchtet und ſich gerne in den dunkelſten Winkel hinter der Tür verſteckt. Es war ſo unheimlich, wenn einem das fahle Flimmern der Blitze als unbeſtimmter Schein vor den Augen tanzte, ſie hatte dabei immer an den Blitz denken müſſen, der zur Zeit der Großeltern wie eine feurige Kugel durch den langen Saal gerollt und auf geheimnisvolle Weiſe in der blauen Stube verſchwunden war.

Aber heute ſtand ſie ganz ſtill und ganz ruhig am Fenſter und ſtarrte zum Herrenhauſe hin, während viele ängſtliche Gebete aus ihrem kindlichen Herzen zum Himmel ſtiegen, Gott möge das Haus verſchonen und Ulrich Märzendorff, der darinnen war.

Paſtor Ilefeld beobachtete ſie mißtrauiſch.

— Das Kind ängſtigt ſich auch, dachte er, ſieht immer den Weg hinunter, ob man in dem Wetter nicht ſchon die Sumahlſchen Pferde den Berg hinaufkommen ſieht. . .

Und er trat hinter ſie, ein milder Ausdruck war in ſeinen ſtrengen Zügen, als er jetzt tröſtend ſprach:

— Zwiſchen Sumahlen und Birſeneeken gibt es genug Geſinde, wo man ein Gewitter abwarten kann! Und Gottes Arm iſt ſtärker als Donner und Blitz, fügte er feierlich hinzu.

Erſtaunt ſah Dorettchen auf, der Blick, den ſie dem Vater zuwarf, war anfangs ganz verſtändnislos, dann glitt ein fremder, kalter Zug über ihr Geſicht, hochmütig, überlegen, wegwerfend faſt ſah ſie aus. Es war ein Ausdruck, wie ihn noch niemand auf Dorettchen Ilefelds Kindergeſicht wahrgenommen hatte.

Über Birſeneeken hob ſich ein heller Streifen, es regnete langſamer und wurde klarer.

— Wir warten noch fünf Minuten, befahl Paſtor Ilefeld, dann aber ſchnell an die Arbeit! Ich will meinen Kaffee pünktlich um fünf, bis dahin mache ich noch ſchnell ein Schläfchen.

Dorettchen hatte Gummiſchuhe angezogen und ſtieg in den Blumengarten hinunter. Sie atmete leichter, ſekundenlang war ihr, als hätten die zerriſſenen Wolken, die eilig nach Norden zu abzogen, alle ihre drückende Angſt auf die Flügel genommen und trügen ſie nun ſtill aus der Welt. An den Spitzen der Blätter zitterten funkelnde Tropfen, in den Regenpfützen blinkte die Sonne und über das welke Gras, das eben noch dürr und gelb, ein klägliches, früh gealtertes Ausſehen gezeigt hatte, flog ein friſcher grüner Schimmer.

— Lieber Gott, wenn es nur ein böſer Traum geweſen wäre, wenn wir alle drei, Vater, Mutter und ich, nichts als Spuk und Geſpenſter geſehen hätten, dachte Dorettchen, und es war zum erſten Mal ſeit Tagen wieder ein frohes Gefühl in ihr, während ſie mit vorſichtig gerafften Röcken von einem Beet zum anderen pantſchte und ſorglich ſpähte, ob der ſtarke Gewitterguß ihren Kindern ſein Waſſer nicht allzu heftig auf die zarten Köpfe gegoſſen.

Unterm Garten fuhr indeſſen ein Wagen durch die Schlucht. Dorettchen erſchrak, aber das konnte nicht der Sumahlſche Wagen ſein, langſam, ſchwerfällig ſchleppte es ſich bergan, wie ein ſchweres Fuder. Jetzt tauchten die Pferde hinter dem Gartenzaun auf, jetzt kam der Wagen nach, ein plumpes hochbepacktes Gefährt, zwei Fahrpferde liefen hinten nach und ein kleiner buckliger Mann ging nebenher, ſchwang die Peitſche und ſprach auf die Pferde ein. Das konnte auf der ganzen Welt nur Puckel-Joſchel ſein!

In Dorettchen ſchlug die Freude wie ein heller Funke auf, die ſorgloſe neugierige Kinderfreude, die gerne bunte Dinge ſieht, die von weitem herkommen, — und Dinge, die Puckel-Joſchel unter Stroh und ſchmutzigen Lappen mit ſich führt, ſind weiter herumgekommen, haben mehr von der Welt geſehen, als mancher kuriſche Baron.

Auch Konſtanzchen und Luiſchen, die ſich auf der Gartenveranda über die naſſe Brüſtung lehnten und verſuchten die herabfallenden Tropfen mit der Zunge aufzufangen, hatten Puckel-Joſchel herankommen ſehen und ſchrien nun die frohe Kunde davon durchs Haus.

Bald hatte ſich alles auf dem Hof verſammelt, niemand wollte den Augen-

blick verſäumen, wo Puckel-Joſchel ſeine Waren zum Verkauf ausbreitete, zuerſt für die Herrſchaften auf den Stufen der Hoftreppe, dann für die Leute unter den Küchenfenſtern.

Paſtor Ilefeld gab den Reſt ſeines Mittagſchlafs daran und ſtand nun, majeſtätiſch, aber mit einem feinen Lächeln um die Lippen, das die Vorfreude, ſich auch dieſes Mal von Puckel-Joſchel nicht über das Ohr hauen zu laſſen, ſchon im voraus ſchmeckte, in der Haustür; die Paſtorin hinter ihm überlegte eilig, was an Geſchirr zerſchlagen worden war, und die drei Mädchen dachten an den ſchönen hellblauen Muſſelinſtoff, den der Vater im vorigen Jahr für ſie von Puckel-Joſchel gekauft hatte, und ob er wohl wieder etwas ähnlich Schönes bei ſich im Wagen hatte. Der Kutſcher ließ die Kaleſche, die er zum Reinigen aus der Wagenſcheune gezogen hatte, und grinſte, die naſſe Bürſte in der Hand, dem Juden vergnügt entgegen; heimlich guckte ihm der Gartenjunge über den Zaun nach, und die Mägde lehnten ſich aus dem Küchenfenſter.

So ſehr waren ſie alle von dem Anblick des ſchwerfällig heranſchleichenden Gefährts in Anſpruch genommen, daß niemand Paſtor Wiedemann bemerkte, der, den Juden überholend, auf den Hof geritten kam.

— Na, Puckel-Joſchel, rief er zu dem Alten herunter, er wird ja alt und ſein Gaul gehört, ſcheint's, auch nicht mehr zu den jüngſten. Gute zwei Werſt hat er Vorſprung gehabt, und nun überhol ich ihn doch noch zuletzt.

— Der Her Paſter hat ein ſcheenes Pferd, erwiderte der Jude, er hat ein ſtarkes Pferd. Wie ſoll er damit den Puckel-Joſchel nicht überholen? Ich bin ein alter Mann und das Fuder iſt ſchwer.

Von Paſtor Ilefelds Geſicht ſchwand das Lächeln, er winkte dem Juden mit der Hand, er ſolle ſich ſchnell davonmachen, und zeigte nach dem Hinterhof.

Dann reckte er ſich auf, rief den Kutſcher an, und reichte dem verlegen daſtehenden Freiersmann mit kühler Herablaſſung die Hand.

In ſehr gedrückter Stimmung ging der Kaffee vorüber, obwohl Paul Wiedemann ſein möglichſtes tat und allerlei muntere Geſchichtchen erzählte, aber das Lachen, das er ſeiner Gewohnheit nach erſchallen ließ, klang gepreßt, denn Paſtor Ilefelds Haltung zeigte noch immer eine reſervierte Feierlichkeit, und nur ſehr gehalten ſtimmte er in das Lachen des Freundes ein. Die Paſtorin war in der ſtarken Erregung der Situation völlig verſteint, ſie ſaß ſtumm und ſteif da. Nur Luiſchen und Conſtanzchen pufften ſich fröhlich unter dem Tiſch, Dorettchen aber hob die ganze Zeit die Augen nicht von der Kaffeetaſſe. Ihr war, als ſei die ſchwere Gewitterwolke wieder über den Wald gekommen, als bräche jetzt erſt Unwetter und Unglück über das Birſeneeker Paſtorat herein.

Dann waren Paſtor Ilefeld und Paul Wiedemann allein im Studierzimmer. Wuchtig ließ Paſtor Ilefeld ſich in ſeinem ſteifen Lehnſtuhl nieder, legte feierlich die Arme auf die breiten Lehnen und wartete ſo auf die Erklärung des Freundes. Wer um ſeine Tochter, wer um Dorettchen Ilefeld freite, der ſollte es mit Anſtand tun.

Paul Wiedemann war kein Mann der Feierlichkeiten. Zwar mühte er ſich um eine der Beſonderheit des Augenblicks angepaßte Redewendung, aber ihm wollte nichts einfallen.

Hilflos ſtarrte er eine Weile die Hirſchgeweihe an der Wand an, blickte dann verloren zum Fenſter hinaus und ſagte ſchließlich mit einer Handbewe-

gung, die die Unfähigkeit, ſeinem Antrag eine andere Form zu geben, andeuten ſollte:

— Ich will deine Tochter heiraten!

Paſtor Ilefeld lächelte nachſichtig:

— Welche ſoll es denn ſein von den drei Frauenzimmern? fragte er.

— Ich will die ſchöne, die ſchwarzhaarige . . . Dorettchen heißt ſie, jawohl, ſtotterte Paſtor Wiedemann und wurde wieder verlegen.

— Gut, ſo ſollſt du Dorettchen haben!

Und Paſtor Ilefeld ſtand auf und rief nach ſeiner Tochter:

— Dorettchen!

Wie eine Lawine ſchwoll der Ruf durchs Haus:

— Dorettchen, zitterte die Stimme der Mutter in den Garten hinunter.

— Dorettchen, ſchrien die Schweſtern und ihr tolles Lachen klang hindurch, aber alles übertönend dröhnte Paſtor Ilefelds Stimme:

— Dorettchen!

Wo ſteckt Dorettchen? Sie iſt nicht im Hauſe und ſie iſt nicht in der Küche. Oben ihr Schlafzimmer iſt leer, und auch im Garten iſt ſie nicht zu finden; ſtill trocknen ihre naſſen Blumen in der Sonne, und nur die Bienen ſchwirren einſam um die Lindenlaube.

Wie die Hunde bei heraufziehendem Gewitter unter das Sofa kriechen und die Katze die dunkelſte Ecke ſucht, ſo war Dorettchen, als könne ſie dadurch dem ſchweren Schickſalsſchlage entgehen, in den letzten Winkel des Hauſes geflohn.

Oben auf dem Boden kauerte ſie in der Apfelkammer, wo im Herbſt das Obſt an der Sonne getrocknet wurde und wo ſich daher für Zeit und Ewigkeit ein ſäuerlich herber Geruch eingeniſtet hatte. Ganz zuſammengezogen hockte ſie da auf einer alten Kiſte, wiegte den Körper in Qual hin und her und die verzweifelten Augen ſtarrten aus dem runden Bodenfenſter nach dem Birſeneeker Herrenhauſe. Sie hatte keinen Gedanken im Kopf, nur ein Gefühl ſinnloſer Angſt, das ihr die Adern krampfte und ihr Herz in wilden Schlägen trieb, daß ſie es in den Schläfen und in der Kehle fühlte.

Es war ſo unbegreiflich, daß gerade in dieſem Augenblick Schmerz und Unglück über den Hof ſchritten und ihren Einzug in das Birſeneeker Haus hielten, daß gerade in dieſem Augenblick, wo die Sonne goldigglänzend und glückſelig auf die regennaſſe Erde ſchien, und Blumen und Kräuter, Bäume und Büſche und jede Frucht des Gartens ſich dem Lichte und der Reife öffneten, ein junges hoffendes Leben zu Boden getreten und für immer in Ketten gelegt wurde.

Da donnerte Paſtor Ilefelds Stimme durch das Haus.

Dorettchen ſank zuſammen und barg das Geſicht in den Händen, ihres jungen Lebens erſte große und ſchickſalsſchwere Stunde ſtand vor der Tür, ſie mußte hindurchgehen, da half kein Zögern, und als der Vater zum zweiten Mal ihren Namen rief, da ſtand ſie auf, ſtill und gehorſam, faltete die Hände und ging mit ſchweren Gliedern die Treppe hinunter.

Im Eßzimmer ſaßen die Schweſtern auf der Fenſterbank, baumelten mit den Beinen und genoſſen alle Wonnen eines freudig erregten Augenblicks.

— Jetzt kommt es, riefen ſie Dorettchen luſtig entgegen.

Stumm ging Dorettchen an ihnen vorüber. Die Paſtorin erſchrak, als ſie ſie ſo daherkommen ſah, ſie hatte etwas an ihr herumzupfen wollen, ihr die Haare zurechtſtreichen, die wild und ſträhnig in die Stirn hingen, nun war aber etwas an dem Kinde, daß ſie es nicht berühren mochte.

— Was haſt du? fragte Conſtanzchen erſtaunt und ſchwieg dann beklommen. Dorettchen ging in des Vaters Zimmer und die Paſtorin ſchloß ſtill die Tür hinter ihr.

Hochaufgerichtet ſtand da Paſtor Ilefeld hinter ſeinem Schreibtiſch und neben ihm Paul Wiedemann.

— Paſtor Wiedemann wirbt um deine Hand, Dorette, ſprach der Vater feierlich. Ich habe die Werbung angenommen. Reiche ihm die Hand, er iſt dein Bräutigam!

Da ſchlug Dorettchen die Augen auf. Einen einzigen ſcheuen Blick ſandte ſie, kindlich bittend, zum Vater, aber da las ſie in ſeinen Augen jenen Ausdruck, der Gehorſam ohne Widerrede forderte, und ſenkte die Lider.

— Paul Wiedemann, ſagte Paſtor Ilefeld, ich lege meines lieben Kindes junges Leben in deine Hände! Ich tu es in feſtem Vertrauen und mit großer Freude. Gott ſegne euch beide!

Weiß und ſtill, den Kopf zur Erde geſenkt, ſtand Dorettchen und rührte ſich nicht. Paſtor Ilefeld aber nahm ihre kalten Hände und legte ſie in die Rechte ihres künftigen Eheherrn.

Dann zog Paul Wiedemann ſeine Braut an ſich und beſiegelte das Verlöbnis durch einen Kuß auf Dorettchens feſtgeſchloſſene Kinderlippen.

Als das Brautpaar gegangen, rief Paſtor Ilefeld nach Conſtanzchen und Luischen. Die hatten heimlich am Schlüſſelloch gehorcht, nun waren ſie bald zur Stelle.

In Paſtor Ilefelds Zügen gab es keinen Ausdruck für die Freude. Er ſah ſtreng aus, wie immer, und ſagte kurz:

— Ihr zieht ſofort eure weißen Kleider an, dann ſorgt ihr, daß Blumen auf den Tiſch kommen, und Dorettchen kommt mir auch nicht in dem verwaſchenen Drecklappen zu Tiſch! Wie läßt du das Mädchen herumlaufen? fuhr er die Paſtorin an; wie ſah ſie denn aus, als ſie in der verwaſchenen Fahne daſtand? Etwa wie eine Braut?

Nach dem Abendbrot, als es dunkel wurde, kamen wie alle Jahre die Johannikinder vor's Paſtorat. Langgezogen, ſchwerfällig, von Ton zu Ton geſchleppt, klang ihnen das alte heidniſche Lied voran: Ligo Jahnit. . . Dann kam vom Hinterhof langſam der Zug näher, Burſchen und Mädchen und alte Weiber; buſchige Johannikränze auf den Köpfen, ſchritten ſie feierlich um den Raſenplatz und ſtellten ſich vor den auf der Hoftreppe verſammelten Herrſchaften auf.

Allen voran ging Baltemuſch. Es war der einzige Tag im Jahr, daß ſie ihren Winkel am Ofen verließ, um ſich an die Spitze des Zuges zu ſtellen, und wenn ſie ihm auch nicht ſicher und aufrecht vorangehen konnte, wie früher, als ſie noch Hofmutter war und jung und kräftig und eine geblümte Jacke trug und ein helles Kopftuch von Seide, ſo wie die älteren unter den Leuten ſie noch geſehen hatten, ſondern alt und gebückt und erblindet heranſchlich, ſo ließ ſie ſich doch nicht führen, denn ſie kannte den Birſeneeker Hof ſeit bald neunzig Jahren und jeden Stein, der dort über den Weg lag, und hätte es für eine Schmach angeſehn, nicht allein über ihn zu gehen.

Und wenn ſie auch nicht mehr hell herausſingen konnte, weil die Stimme ſchrill geworden war, zitterte und überſchlug, — ihr altes Ehrenamt, am Johanniabend Vorſängerin zu ſein und der Herrſchaft die guten Wünſche für das Jahr darzubringen, ließ ſie ſich darum nicht nehmen.

So ſtand ſie auch an dieſem Abend, wenn auch gebückt und zuſammengekrümmt unter der Laſt der Jahre, vor Paſtor Ilefeld und ſang ein langes Lied.

— Haus und Hof, ſo hieß es darin, ſollten das lange Jahr hindurch in Gottes Obhut ſtehen; die Felder und die Wieſen um Birſeneeken ſollten von der Sonne geſegnet, vom Regen genetzt, vom Winde getrocknet, viel Frucht und reife Ernte bringen!

— Die Scheunen, die Kleeten, die Riegen ſollten ſich füllen bis unter die Dachſparren, und Menſchen und Vieh ſollten ſatt zu eſſen haben, das Jahr hindurch, bis Gott neue Ernte ſchenkte!

— Es ſollten Beeren an den Sträuchern wachſen, und die Äſte der Bäume ſich biegen unter der Laſt des Obſtes, und die ſchönen Blumen ſollten blühen bis zum Winterſchnee!

— Gott der Gütige wolle Hagelſchlag und Unwetter von dem Dache dieſes Hauſes wenden, und die Gegend verſchonen vor anhaltendem Regen in der Erntezeit!

— Gott wolle den Paſtor ſegnen und ihn auf ſeinen Fahrten begleiten und in ſeinem heiligen Amt, und die Paſtorin, daß ſie geſund bleibe an jedem Tage im Jahr und Haus und Hof vorſtehen könne!

— Gott wolle die Fräuleins ſegnen und helfen, daß ſie gute Männer bekommen, daß ſie froh und lange leben könnten!

Als der Geſang zu Ende war, traten die Leute vor, um die Herrſchaft zu ſchmücken. Alle Kränze wurden auf ſie abgeladen.

Paſtor Ilefeld mußte ſeine hohe Geſtalt tief herabbeugen, als das alte gekrümmte Weiblein ihm den Kranz auf den Kopf ſetzte, und dann ging Baltemuſch zu ihrem lieben Fräulein Dorettchen und die Köchin zur Paſtorin und die Stubenmädchen krönten die anderen Fräuleins und den fremden Herrn, ſo daß niemand leer ausging.

Darauf dankte Paſtor Ilefeld ſeinen Leuten:

— Ich danke euch, Johannikinder, ſprach er, daß ihr auch in dieſem Jahr an meine Treppe kommt. Ich bitte euch, ſeid heute abend meine Gäſte! Ich habe euch Rauſchen backen laſſen mit Speck, und für die Männer iſt auch ein kleiner Schnaps da. Eßt und trinkt!

Hier machte er eine Pauſe und es ging wie Rührung über ſeine Züge:

— Leute, wir haben Freude im Hauſe, ihr ſollt ſie mit uns teilen: Unſer Fräulein Dorettchen iſt Braut und heiratet den Sumahlſchen Paſtor.

Da trat Baltemuſch noch einmal aus der Menge hervor, ſtieg mit zitternden Knieen die Treppe herauf und taſtete ſich zu Dorettchen hin, ſtrich dann vorſichtig, faſt ohne ſie zu berühren, an ihrem Rock entlang und küßte den Saum ihres Kleides.

Noch einmal zitterte ihre Stimme über den Hof, als ſie dem gnädigen Fräulein Glück und allen Segen wünſchte, dazu viel weiche Leinwand in die Schränke, einen guten Mann und geſunde Kinder in die Wiege!

Die junge Braut ſtand regungslos, der buſchige Kranz verſchattete ihr das Geſicht, und ſo hat niemand geſehen, wie Dorettchen Ilefeld ausſah, als nun Jubel und Glückwunſch über den Hof brauſten.

Der Abend ging in Luſt und Freude hin, drinnen im Hauſe feierte man Verlobung bei Wein und fröhlichen Reden, und draußen brannten die Teertonnen in der ganzen Runde: zwei im Wainegeſinde, eine in Kanneneeken oben am Walde und eine in Marre. Nur das Herrenhaus lag öde und dunkel da.

Die Leute ſaßen unten im Kruge. Johlen und betrunkenes Geſchrei klang von dort herauf.

Der Himmel wurde unterdeſſen langſam grau. Je weiter die Nacht vorrückte, deſto mehr bewölkte er ſich, feine Streifen flogen von Horizont zu Horizont, überzogen die Sterne, und um Mitternacht fielen die erſten Tropfen.

Oben im Schlafzimmer lag Dorettchen allein und weinte. Die Schweſtern waren noch heimlich an den Kreuzweg hinter den Garten gegangen, um neunmal neunerlei Kraut zum Kranze zu winden. Dorettchen war nicht mitgegangen. Was half es jetzt noch von Glück und irdiſcher Seligkeit bunte Träume zu träumen? Ihr Schickſal war entſchieden, es wollte gelebt und gelitten ſein.

Draußen tropfte der Regen vom Dach. Kurlands alte Sündennacht ertrank im Regen und Dorettchens Brauttag in Tränen.

Dann kamen die Schweſtern, die naſſen Stiefel behutſam in der Hand, vorſichtig über den Boden geſchlichen; der Vater durfte nicht hören, daß man noch draußen war und heimlich Spuk und Zauber getrieben hatte. Sie ſchoben ſich die naſſen Kränze unter die Kiſſen und ſchliefen bald ein. Dorettchen hörte noch, wie Conſtanzchen fröhlich auflachte im Traum, dann fielen auch ihr die verweinten Augen zu.

Bald drehte ſich nur noch die Paſtorin ſchlaflos von einer Seite auf die andere. Dorettchens Geſicht, mit dem ſie heute vom Boden gekommen war, wollte ihr nicht aus dem Kopf. Was konnte ſie tun, um ihrem Kinde zu helfen? Wo fand ſich ein Ausweg? Sie kannte Ilefeld ſeit mehr als zwanzig Jahren und wußte, daß niemand ſeinen Willen brechen konnte, daß, wenn er einmal ja geſagt hatte, es ja bleiben mußte in alle Zeit und Ewigkeit hinein.... So ſeufzte ſie nur bang und einſam in der Dunkelheit.

Sechſtes Kapitel.

Unter ihren großen Regenſchirmen pantſchten die drei Paſtorsmädchen den aufgeweichten Weg nach Birſeneeken.

Nach den ſchweren Regengüſſen der letzten Tage hatte die Welt ein trübes und verregnetes Ausſehn, das Korn lag gebeugt am Boden, alle Baumſtämme waren ſchwarz, Trübſal und Näſſe lagen über der Erde, wohin man auch blickte.

Wie immer gingen Conſtanzchen und Luiſchen voran. Aber alle paar Schritte ſahen ſie ſich nach Dorettchen um, die langſam nachkam, neckten die Schweſter und ſtellten ihr allerlei Fragen: ob Paul Wiedemann ſie viel küßte, zwanzig oder hundert mal an einem Abend? ob es denn wirklich ſo ſchön wäre, von einem Mann geküßt zu werden?

Weil aber Dorettchen ihre Fragen nicht beantwortete, ſondern nur ein hülfloſes und gequältes Geſicht machte, liefen ſie ihr davon und ſetzten die Unterhaltung unter ſich fort. Ob wohl alle Bräute wie Dorettchen waren? ſo ſtumm und ſo dumm und ſo langweilig? Nun, Anſtifterin war ſie ja nie geweſen, aber früher hatte ſie doch mitlachen können, — jetzt ſchien es, als habe ſie auch das verlernt. Dachte ſie denn wirklich an Paul Wiedemann, wenn ſie ſo ſtumm daſaß und in die Ferne ſah?

Die beiden Mädchen lachten, man konnte ſich doch nicht gut vorſtellen, daß man in Paul Wiedemann wirklich verliebt war. . .

Dorettchen ging ſchwerfällig, mit jedem Schritt, der ſie dem Herrenhauſe näher brachte, klopfte ihr das Herz lauter und banger.

Immer größer wurde der Abstand zwischen ihr und den Schwestern, und die waren längst in Blimbergs Stube, da stand Dorettchen noch vor dem Gitter und sah die Rosen an. Sie hingen die Köpfe, vom Regen ganz zerschlagen, und die Blätter, die der Wind ihnen abgerissen, waren am Boden festgeklebt, lagen dort, achtlos hingeweht, als helle Flecken auf dem dunklen Grund.

Dorettchen dachte daran, wie sie das letzte Mal hier gestanden hatte, zitternd in heimlicher Freude, und wie, vom Winde und von der Abendsonne geliebkost, die Rosen damals geglüht hatten, sah sich selber dann am Gitter, eine glückselige kleine Königin über ihr unsichtbares Reich, und stand nun an derselben Stelle, arm und zerschlagen, ein verweintes Bettelkind, dem das Leben seine Schätze nur gezeigt, um sie ihm wieder zu entreißen.

Hilflos sah sie an der hohen Mauer hinauf, alles in ihr zitterte vor Sehnsucht nach Ulrich Märzendorff, aber die Mauern mit ihren vielen Fenstern blickten unbewegt und teilnahmlos auf sie herab, Ulrich Märzendorff kam nicht, und Dorettchen riß sich aus dem wehen Traum und ging den Schwestern nach.

In Blimbergs Stube war es warm, im Ofen brannte ein helles Feuer.

— Was man nich alles erlebt, sagte die Blimbergen und nahm den Mädchen die nassen Mantillen ab. Jetzt aben wir Juli un is so kalt, daß man eineizen muß. Un warum soll ich nich eizen? Vorigtes Jahr, wie Graf ier war, at er wieder bei mich gesagt: Blimberg, eizen sie ein, so viel sie wollen, un so viel in Ofen eingeht. . .

Es mußte auch warm sein in Blimbergs Stube, denn sie trug Winter und Sommer nichts anderes als eine geblümte hängende Kattunjacke, so als sei sie direkt aus dem Bett gekommen. Aber sie war immer so glatt gekämmt und so sauber gewaschen, daß ihr Gesicht davon zu glänzen schien, und weil auch ihre Umgebung peinlich sauber war, das Bett ein hoher Bau von schneeweißen Kissen und Pfühlen, und alle die vielen Sachen, die ganz in die vergangenen Zeiten hineingehörten, von denen Blimberg immer erzählte, auch seit man denken konnte ordentlich auf derselben Stelle standen, gut gepflegt und sauber abgestäubt, so vergab man ihr die Jacke und fühlte sich wohl bei ihr.

Es kam noch dazu, daß Blimberg eine Brille trug, und die half auch dazu, daß sie immer angezogen aussah, aber es machte ihr Gesicht noch strenger, man hätte sich vor ihr fürchten können, wenn man nicht genau gewußt hätte, daß Blimberg, trotz der vielen Falten auf der Stirn und dem scharfen Blick aus den Augen, gut und weich und liebevoll war.

Als Dorettchen in die Stube trat, ging Blimberg ihr feierlich entgegen, küßte ihre Hände und sagte gerührt:

— Gott segne Ihnen, Freilein Dorettchen, und lasse Ihnen eine recht glickliche Frau Pastorin werden!

— Danke, sagte Dorettchen.

— Wie schön unser Freilein Dorettchen eite aussieht, bewunderte Blimberg und wischte sich die Augen, so weiß wie Engel, un mager is sie auch geworden. Aber das is nu mal nich anders. . . .

— Du gibst uns doch Kaffee? fragte Constanzchen.

— Du hast doch was gebacken? erkundigte sich Luischen.

— Natierlich, wer is denn schon bei Blimberg in Stube gekommen um Kaffeezeit un ohne Kaffee weggegangen? Eite morgen, wie Marri kommt un sagt, Freileins kommen, ich gleich in Kiche, Kaffee gemahlen, Zucker gestoßen,

Kuchen gebacken. Nu, viel is nich geworden: bißchen Mandelkuchen, un Roſinenbrot, un bißchen Kümmelkuchen.

Es war etwas wie Winterſtimmung in Blimbergs Stube, leiſe knitterte das Feuer im Ofen, der Regen fuhr gegen die Scheiben und die Fenſterläden klapperten im Winde. Blimberg ging ab und zu, und ſo oft ſie die Tür öffnete, kam eine ganze Welle von Kaffeeduft mit ihr hinein.

Vorſichtig trug ſie einen Kuchenteller nach dem andern hinein und entnahm den Blechkaſten, die im Schrank in Reih und Glied aufgeſtellt waren, Nußplätzchen, Makronen und Marzipan, alles ſo verſchwenderiſch gebacken, wie es zu der Zeit, als die ſelige Frau Gräfin noch lebte, üblich geweſen war, und ordnete alles auf Glasteller.

Die Mädchen ſahen ihr neugierig zu und ſchwatzten luſtig durcheinander.

— Blimberg, ſollen wir das alles aufeſſen?

— Immer beſſer zu viel, als zu wenig. Es is noch nie nich viel nachgeblieben, wenn Gäſte fortgingen. . . .

— Blimberg, was ſagſt du, daß Dorettchen verlobt iſt?

— Nu, was ſoll ich ſagen? Ich ab mir gefreit. Verlobung is gut, aber Ochzeit is noch beſſer!

— Blimberg, was macht dein Einwohner?

Da erzählte die Alte von Ulrich Märzendorff. Sie hatte einen beſonderen, faſt verächtlichen Ton, wenn ſie von Dingen ſprach, die in die Gegenwart gehörten.

— Nu, was ſoll er ier viel tun? Er ziecht von eine Stube in der andern. Wie ich geert abe, ein Err kommt, ol ich Darte aus Erberge un wir bringen Stube ieber meinigte in Ordnung. Drei Tage aben wir geſcheiert un gereinigt, bis wir Schmutz glicklich fortgekriegt aben, — zwei Tage at er nu auch drin gewohnt, da eiß es mit eine Mal: er kann da nich wohnen, er kann Teich nich ſehn. Alſo ich ol wieder Darte un wir richten Zimmer für ihm ein mit Fenſtern nach Park. Anfänglich is er denn auch ganz zufrieden, denn kommt er eines Tages bei mir un ſagt: Blimberg, Zimmer mit Fenſter nach Park is nach Norden. Ich kann da nich wohnen, ich brauch Zimmer nach Sieden: er mißt Sonne ſehen, un Roſen, un Paſtorat! Was ſoll man tun? Errſchapt*) will, Blimberg muß georchen. Ich geb ihm wieder neies Zimmer, un kennt eich denken? Vorigen Sonntag kommt er wieder un ſagt, er muß fort in anderes Zimmer, er will wieder in Zimmer mit Fenſter nach Teich. Da ſitzt er bis eite, Gott weiß für wie lange. Is aber auch gar keine Ruhe nich in ihm!

— Vater hat geſagt, daß er ein verunglückter Dichter iſt und ein verbummelter Menſch, der nie Geld hat und den niemand im Lande leiden kann. Glaubſt du, daß er hier auch manchmal Gedichte macht?

— Wie ſoll ich wiſſen, ob Err Märzendorff Gedichte macht oder nich!

— Kommt er denn nie zu dir und ſpricht mit dir?

— O ja, er kommt oft abend bei mir un ſagt: Blimberg, erzählen Sie mir! Dann erzähl ich ihm un er gibt mir And zu Abſchied un ſagt: gute Nacht, Blimberg, ſie erzählt ſchön, ich ehr ihr gerne zu!

Da tat Dorettchen zum erſten Mal an dieſem Nachmittag den Mund auf:

— Blimberg, was erzählſt du ihm? fragte ſie haſtig.

*) Herrſchaft.

— Nu, Neies kann ich ihn nich viel erzählen, un was is denn auch jetzt in Birseneeken? Wie Enten ieber Of nach Teich wackeln, sieht er doch selber, un wie dumme Graf in Sonne sitzt un Puckel wärmt, auch. Ich erzähl ihm lieber von alte Zeiten, wie ier frieer war, un denn mechte er auch gerne von Eich eren un sagt immer wieder: Blimberg, erzählen Sie von die drei Scheenheiten in Pastorat!

Constanzchen und Luischen wurden rot vor Stolz und Eitelkeit, Dorettchen senkte den Kopf.

— Welche gefällt ihm wohl am besten? forschte Constanzchen.

— Das at er nich gesagt. . .

Ja, Blimberg hatte recht, es lohnte sich nicht mit ihr über die Gegenwart zu sprechen, und darum lenkte Constanzchen, die immer die Unterhaltung dorthin führte, wo sie sie haben wollte, sie von Ulrich Märzendorff fort und in die alten Zeiten hinein, als Blimberg noch Jungfer bei der jungen Frau Gräfin war und das Leben in Birseneeken noch nicht tot, sondern noch bunt und schön und voller Ereignisse. Selbst Blimbergs Stimme bekam einen andern, fast zärtlichen Klang, wenn sie von damals sprach, und die scharfen mißmütigen Augen hinter der Brille wurden wieder lebendig und froh.

Und was hatte Blimberg für ein Gedächtnis: es schien in Urzeiten zurück zu reichen, denn außer den wunderlichen Dingen, die sie selber erlebt, erinnerte sie sich haarscharf aller Geschichten, die ihre Großmutter ihr erzählt hatte, wie es auf dem Schlosse hergegangen war, wo sie als hörige Magd gelebt hatte, von Rutenstrafen und verbotener Liebe, von adligem Übermut und wilden herrischen Launen, von Knechtschaft, die sich auflehnt, heimlich die Hände ballt und flucht.

Aber lieber als alles hörten die Mädchen die Liebesgeschichte der unglücklichen Gräfin. Man ging nicht aus Blimbergs Stube, ehe man sich durch sie heiße Wangen und blanke Augen geholt hatte. Sie schwebte wie ein Geheimnis und tausend Rätsel um ihre Jugend, und sie alle drei, Constanzchen, Dorettchen, Luischen erinnerten sich noch ganz genau des Tages, als Blimberg sie ihnen zum ersten Mal erzählt hatte.

Als sie noch Kinder waren, hatte sie nur in Andeutungen davon geredet, sie vor dem Teich gewarnt: Geht nur nich zu nah eran, Kinder, der Teich is tief, da is schon manches passiert, wovon man mit Kinder nich spricht! Oder wenn sie die Rosen bewunderten, nachdenklich und geheimnisvoll mit dem Kopf genickt: Ja die Rosen, die Birseneeker Rosen, die aben wohl mehr gesehn, als mancher Mensch. . .

Und die Kinder hatten gebeten und gebettelt: Blimberg, erzähl, was ist es mit den Rosen? Was ist im Teich geschehen? Ist da jemand ertrunken? Warum ist die kleine Pforte im Garten so fest vermauert? Erzähl es uns, Blimberg!

Aber Blimberg hatte dann gesagt:

— Wenn Constanzchen finfzehn Jahre alt ist, denn will ich erzählen. Frieher sollen Mädchen keine Liebesgeschichten ehren. . .

Und eines Tages hatte Blimberg dann erzählt. Es war im Vorfrühling gewesen, und während Blimberg in der warmen Stube sprach, sanken draußen die Schatten über den Hof, und als die Mädchen fortgingen, erregt und erhitzt vor die Tür traten, da hatte das erste Viertel des jungen Mondes zwischen den Birkenstämmen gestanden und sein blankes zitterndes Licht in den Teich geworfen.

Und es war das erste Mal gewesen, daß sie solch eine Geschichte von Liebe und Leidenschaft gehört hatten, und diese Geschichte hatte sich nicht irgendwo in der fernen Welt zugetragen, sondern in dem Birseneeken, wo man jeden Zollbreit Landes kannte und jedes Fleckchen im Garten, Blimberg selber hatte die schöne junge Frau Gräfin noch gekannt, hatte sie auf der Treppe stehen sehen und zwischen den Rosen immer den Weg entlang spähen; sie hatte das Pförtchen am Ende des Gartens, das auf das Feld hinaus führte, mit ihren eignen Ohren klirren hören, die Schatten gesehen, die durch das Mondlicht glitten und sich zu einander neigten; die beiden, von denen Blimberg erzählte, waren über alle Wege im Park gegangen und hatten auf den weißen Bänken gesessen, — und hier im Teich, der so schwarz und unbewegt vor ihren aufgeregten Augen lag, hatte die Geschichte geendet.

Aber Blimberg wußte noch viel mehr, als sie erzählte, und darum wurden die Mädchen nicht müde, sie nach der toten Gräfin zu fragen.

So bat Constanzchen auch heute:

— Zeig uns das Haus, Blimberg, wir waren schon lange nicht mehr drin!

Und auch Dorettchen bat: —

— Zeig uns das Haus und die Zimmer der Gräfin!

Blimberg sträubte sich erst eine Weile, sprach von ihrem Rheumatismus und von der feuchten Luft draußen, weil aber die Mädchen nicht nachließen, raffte sie sich brummend zusammen, zog ein dickes Tuch um die Schultern und griff nach dem Schlüsselbund.

Die eingelegten Fliesen klapperten durcheinander unter den Schritten, die über sie gingen, die einst weißen Wände der hohen Halle waren grün geworden. Spinnweben hingen die Mauer entlang und zogen schattenhafte Muster zwischen die Stuckverzierung, flogen wie graue Fäden über die spitzen Enden der seltenen Geweihe, die die Wände schmückten, und lagerten zusammen mit dem fingerdicken Staub als eine graue, schleierähnliche Schicht über den alten Jagdstücken, die einst für teures Geld im Auslande gekauft, der Stolz des Hauses und die Bewunderung der Umgegend gewesen waren.

Die Messingklinken waren mit Grünspan dicht bezogen, und die hohen Flügeltüren knarrten unfreundlich in den Angeln, als Blimberg sie jetzt öffnete.

Die Mädchen hatten ihre Röcke gerafft, das zierliche eingelegte Parkettmuster, über das sie vorsichtig schritten, war längst unkenntlich geworden. Staub und Schmutz zogen darüber; die vor Feuchtigkeit glitzernden Wände zeigten Sprünge und abgebröckelte Stellen, durch die man das rohgefügte Mauerwerk sah. Die weißen Rokokostühle mit goldnen Rändern und feingeblümtem Seidenpolster, die in langer festlicher Reihe vornehm die Wände entlang standen, die zierlichen Sofas und steifbeinigen Tischchen waren mit schmutzigen Lappen bedeckt, und ebensolche Lappen hingen an den Wänden herum und bedeckten dort die Bilder und die goldgerahmten Spiegel. Feucht und modrig schwebte die Luft durch den öden hohen Raum, und durch die sechs hohen Fenster und die Glastür, die hinaus zu den Rosen führte, sah der graue Julitag, freudlos und regenschwer, hinein.

Es war ein Atmen der Vergangenheit in den einst prunkvollen Gemächern. Spuren einst gelebten, längst vergessenen Daseins klebten noch an den Gegenständen, es lag so viel Totes über allem, und doch etwas Sehnsüchtiges, nach Erlösung Rufendes, das mehr geahnt, als klar empfunden, den Mädchen die Gemüter drückte, so daß sie still und ängstlich dastanden. Auch Blimbergs Gesicht wurde kummervoll.

— Pfui, man mechte gar nich inſehn, murmelte ſie vor ſich hin, wie das jetzt ier auſieht. Aus un Garten, alles eine Wieſte! Wer will jetz noch aus Fenſter ſehen? Gras wächſt den Berg hinauf, daß Straße grien davon is! Un ieberhaupt, was at man jetz aus Fenſter zu ſehen? Mal fährt ein Bauer den Berg herauf, mal ein Jude. Aber frieher— kaum ehrt man Wagen rollen, gleich Kopf aus Fenſter geſteckt: biegt ein oder fährt vorieber? Un ich kann wohl ſagen, immer bog ein. Damals ehrte das Räderrollen auf Birſeneeker Weg gar nich auf, kein Tag, wo nich Beſuch kam, un immer in große Kaleſchen vierſpännig vorgefahren: eite is große Jagd mit Frieſtick, morgen Theaterſpiel, iebermorgen wieder groſer Ball, unſo fort das ganze runde Jahr indurch.

Nun war Blimberg in ihrem Fahrwaſſer, nun erzählte ſie, die Mädchen hielten ſich ſtill wie die Mäuſe und hörten zu.

— Aber greßtes Feſt war doch Verlobung unſeres jungen Grafen mit Selitenſche Baroneſſe; ier in große Saal wurde gegeſſen, un alle Zimmer, gleich nebenan Kaminzimmer, Rauchzimmer von Erren, alte Frau Gräfin ihr Zimmer, un Wintergarten, alles ell, ein Licht inter andern at gebrannt, un Kronleuchter un Lampen . . . Achzig Gäſte aben wir bei Tiſch geabt und denn noch Kutſcher un Jungfern. 30 Rehe, 35 Rebſiener, 50 Aſen ſind in Keller geweſen, man at gar nich mehr gewußt, wo zu laſſen all das viele Eſſen. Unten in Kiche ſtehen zwei Kochs un kochen un kochen, vier Diener aben wir gehabt, ſechs Mädchen un ich.

Alſo ier war langer, langer Tiſch gedeckt. Obenan ſaß alte Frau Gräfin un inter ihren Stuhl ſtanden die zwei kleinen Cumteſſen, in weiße Kleider ganz tief ausgeſchnitten, gerade wie Engel mit ihre ſchenen roſa Geſichter. Un da in die Mitte von Saal ſaß junge Graf mit ſeine Braut. Stiehle waren ganz mit Roſen bekränzt von oben bis unten. Ich ab damals mit bedient un gleich bei unſer Kichenmädchen geſagt: Das wird nich gut! Sie at ſo dageſeſſen, ganz ſtill, un immer ein Geſicht gemacht: mir geht die Geſchichte nichts an! Un Kichenmädchen at durch Tierritze geſehn un ganz daſſelbe geſagt, un is denn auch wirklich ſo gekommen, wie wir geſagt aben . . .

Dorettchens Gedanken waren bis jetzt ihre eignen Wege gelaufen, nun hielten ſie plötzlich ſtill und floſſen mit dem zuſammen, wovon Blimberg erzählte.

— Hat ſie ihn, den anderen, damals eigentlich ſchon gekannt? fragte ſie ſtockend, und ihre Stimme klang ſcheu und aufgeregt durch den hohen Raum.

— Natierlich at ſie ihm ſchon gekannt. Leite ſprachen damals ſchon dies und das. . .

— Was ſagten ſie denn? flüſterte Conſtanzchen leiſe, aber mit neugierig aufgeriſſenen Augen, und auch Blimberg ſenkte die Stimme.

— Leite ſagten, daß ſie ſich immer getroffen aben, ganz allein im Walde, un denn ſind ſie nach den großen Selitenſchen See gegangen un aben Schuhe un Strümpfe ausgezogen un aben Fieße in Waſſer getaucht.

— Aber Blimberg, wer hat denn das geſehn?

— Iterjungen*) ſind doch ieberall un aben auch Augen fir das, was Errſchapten tun. . . .

— Aber warum hat ſie denn überhaupt den Birſeneekſchen geheiratet, und nicht lieber den anderen, er war doch auch ein Baron?

— Natierlich war er ein Baron, aber er at kein Geld geabt, un alte Selitenſche Baron at damals viel Geld gebraucht, un als dann Birſeneeker Graf freite, da at ſie ihm nehmen miſſen, ob ſie nu wollte oder nich. . . .

*) Hüterjungen.

— Ich hätte ihn nicht geheiratet, fuhr ihr da das naſeweiſe Luiſchen in die Rede. Ich hätte den geheiratet, den ich liebe!

So? ſagte Blimberg und warf einen verächtlichen Blick nach der leichtſinnigen Schwätzerin, ſo? Wenn alte Baron mit Fauſt auf Tiſch ſchlägt un ſagt: du ſollſt ihm eiraten, denn — das kann ich wohl ſagen — ätte niemand in Aus gewagt nich zu tun, was Baron will. Da war nichts zu machen, eiraten at ſie ihm miſſen, aber denn is auch Unglick ieber Unglick ieber ſie gekommen. Finf Jahre at ſie es ausgehalten, denn is ſie in Teich gegangen...

Sie ſtanden jetzt in dem Kaminzimmer, das einſt das Wohnzimmer der Gräfin geweſen war. Es war als hätte der Verfall der Jahre dieſen Raum mehr als die anderen verſchont, denn es ging noch etwas Lebendiges, etwas ganz Perſönliches aus von den tiefen gradlehnigen Lehnſtühlen, die um den weißen Marmorkamin ſtanden, als hätte eben noch jemand in ihnen geſeſſen, und von dem zierlichen Schreibtiſch in der Ecke, voller Nippes und Vaſen und Meißner Porzellan; man meinte noch etwas von dem Blumenduft zu ſpüren, der einmal durch dieſen Raum geſchwebt war, und die zarte Geſtalt der jungen Gräfin zu ſehen, ſo wie Blimberg ſie häufig beſchrieben hatte: ein feines ſcharfes Geſicht mit vornehm gebogener Naſe, die ſchweren Haare tief hinein geſteckt in den Nacken, ihr Wuchs ſchlank wie ein Birkenreis, und die Hände weiß, ſchmal und ſchön. So mußte ſie hier am Fenſter geſtanden und in den Garten hinuntergeblickt haben, wo man zwiſchen Büſchen und Strauchwerk die kleine Pforte ſah, die der Graf dann hatte zumauern laſſen.

Ja ier, ſagte Blimberg und atmete beklommen wie unter dem Druck ſchwerer Erinnerungen; ier ab ich ihnen zuerſt zuſammen geſehn un dort in Ecke.

Weiter kam Blimberg heute nicht mit ihrer Erzählung, denn Dorettchen hatte ſich mitten hinein ſchwer auf einen Stuhl geſetzt, den Kopf matt zurückgebogen, die Augen geſchloſſen, als wollte ſie ſterben.

Blimberg fuhr ſich erſchrocken mit beiden Händen an den Kopf: Herrgott, da lag Paſtors Dorettchen und ſah nicht anders aus, als ihrerzeit die ſelige Frau Gräfin, ſo ganz verändert, ſo gar kein Kind mehr, ſo gequält von Angſt und von Liebe. Jetzt mochte man ſagen, was man wollte, Blimberg wußte das ihre: Dorettchen Ilefeld war keine glückliche Braut, ſie heiratete den Sumahlſchen Paſtor, weil der Vater es ſo wollte, und weil man gegen ſeinen Willen genau ſo wenig ankonnte wie gegen den des alten Selitenſchen Barons. Es fehlte nur noch, daß ſie wie ihre Gräfin einen anderen Liebhaber hatte... Gott behiete ihr! dachte Blimberg und ſtand mit gefaltenen Händen da.

Ängſtlich umſtanden die Schweſtern Dorettchen und richteten tauſend Fragen an ſie: Was fehlt dir Dorettchen, was iſt dir nur? willſt du ohnmächtig werden? oder iſt dir die tote Gräfin erſchienen? Dorettchen konnte nur immer wieder das eine ſagen mit einer Stimme, die ganz ſchwach, ganz gequält und zitternd klang:

— Ich will fort! Ich will fort!

Und das nur, weil aus dem alten Hauſe, wo die Geſchichte der heimlichen Leidenſchaft aus jedem Winkel zu atmen ſchien, ihr eignes Schickſal zu ihr geſprochen hatte, weil ſie verſtanden hatte, daß es furchtbar war, das drückende Geheimnis einer verbotenen Liebe mit ſich durchs Leben zu tragen und den gefahrvollen Weg ganz allein, ganz einſam, ganz unbeſchützt zu gehen.

Es wurde heute nichts mehr mit Blimbergs Erzählen. Die Mädchen gingen bald wieder durch den Regen heim, Dorettchen wie zerbrochen zwiſchen ihnen.

(Schluß im nächſten Heft.)

Prag. Wien. Budapeſt.

Stimmungsbilder aus Öſtreich-Ungarn in der Beleuchtung der „Times".

Überſetzt von Oskar Paulſen (Reval).

Vorbemerkung der Redaktion. Im Februar dieſes Jahres haben die „Times" unter dem Titel „Sechs Wochen bei dem Feinde" eine Reihe von Aufſätzen veröffentlicht, die die Eindrücke eines „neutralen Beobachters" während einer Reiſe durch Deutſchland und Öſtreich-Ungarn wiedergeben. Im folgenden bringen wir in deutſcher Überſetzung den zweiten Teil dieſer Artikelſerie, eine Charakteriſtik der Stimmung in den maßgebenden Zentren Öſtreich-Ungarns während des Krieges.

1. Prag.

„Bitte, betrachten Sie uns nicht durch eine deutſche Brille", waren die erſten Begrüßungsworte bei meiner Ankunft in Prag vor ein paar Wochen. — Ich war nicht wenig erſtaunt, denn erſt zwei Stunden vorher hatte ich, von Deutſchland kommend, die Grenze paſſiert ohne die geringſte Paßformalität oder Zollviſitation; ſichtlich macht man alle Anſtrengungen, um bei den Reiſenden den Eindruck hervorzurufen, daß es keine Grenzen mehr gibt zwiſchen Deutſchland und ſeinem ſüdlichen Verbündeten.

Die ſchöne Hauptſtadt Böhmens, eine der entzückendſten Städte Europas, mit ihren hundert Zinnen und Türmen des Hradſchin und der Kathedrale von St. Veit, ſchien in mittäglicher Einſamkeit zu ſchlummern, unbewegt dadurch, daß kaum 100 Meilen von der Grenze entfernt ruſſiſche Kanonen donnern und ruſſiſche Truppen öſterreichiſches Territorium beſetzt halten, von dem Böhmen einen Teil bildet. Die große Mehrzahl der Czechen ſcheint einen ruſſiſchen Erfolg zu erhoffen, zu erſehnen, — Verräterei zu Kriegszeiten. So verbirgt man hier ſeine wahren Empfindungen unter einer Maske von Paſſivität, die man nur durch langandauernde Unterdrückung ſo leicht zu bewahren imſtande iſt.

Die böhmiſchen Czechen, welche 70 % einer Bevölkerung von 7 Millionen ausmachen (der Reſt beſteht aus Deutſchen und Juden), ſind Slaven der Raſſe, dem Temperament und den Sympathien nach. Sie laſſen ſich keine Gelegenheit entgehen, ihre ſlaviſche Abſtammung zu betonen. Das Wiederaufleben der czechiſchen Sprache und die Tatſache, daß die Czechen den deutſchen Einfluß an die Wand gedrückt haben, iſt der große Stolz der leitenden Männer dieſes Volkes. In keinem anderen Lande Europas flammt der nationale Geiſt ſo lodernd, wie hier. Der Haß gegen die Deutſchen und gegen alles, was auch nur entfernt mit dem Deutſchtum zuſammenhängt, grenzt ſchon beinahe an eine Art von Religion. Es iſt der nationaliſierte Geiſt der Rache, — der Rache für alles, was ſie an Deutſche im Jahre 1620 verloren und ſeitdem durch ſie erlitten haben. Der einzige Ehrgeiz und das Ziel jedes guten Czechen beſteht darin, alle Spuren der deutſch-öſterreichiſchen

Herrschaft, auch in den gewöhnlichsten Dingen, auszutilgen. Der Krieg hat in keiner Beziehung ihr Gefühl des Hasses, gemischt mit Verachtung, gegenüber den Wiener Autoritäten vermindert, noch ihre Furcht vor dem wachsenden Einfluß Deutschlands.

In Prag hatte ich die Empfindung, mich in einer Stadt zu befinden, die eher den Alliierten als ihren Feinden gehörte. Die Buchhandlungen stellen fast ausschließlich englische, französische und czechische Bücher in ihren Schaufenstern aus, französische Zeitungen werden auf den Straßen verkauft, und in den Restaurants wird französisch und englisch gesprochen. In dem großen sog. „Munizipalhaus", einem Versammlungsort für nationalistische Propaganda, welches das größte und schönste Restaurant-Café der Stadt und einen Konzertsaal enthält, hört man niemals ein einziges deutsches Wort, selbst jetzt während des Krieges nicht, und mir wurde berichtet, Deutsche oder Deutschsprechende würden dort so schlecht bedient werden, daß sie niemals dort als Stammgäste anzutreffen seien. Beide mal, als ich es besuchte, war es gedrängt voll von jungen Czechen, die sich augenscheinlich der Aushebung entzogen hatten. Sie tranken da ihren Kaffee und sprachen über Politik, was der nationale Zeitvertreib ist.

Ich hörte vieles flüstern über die Verhaftung und Ausweisung von politischen Agitatoren, die zum offenen Widerstande gegen Wien aufgerufen hätten.

Ich kann feststellen, daß mehrere hervorragende Parteiführer nicht in Prag waren, wobei in einem Falle als Grund angegeben wurde — ich zitiere hier wörtlich — die Luft sei in diesem Jahre hier so ungesund, daß sie es für besser hielten, sich für einige Zeit zu entfernen.

Wegen des Regiments der „Eisernen Faust", das noch in Böhmen am Ruder zu sein scheint, machten die Menschen, mit denen ich zusammenkam, auf mich einen sehr mißtrauischen Eindruck. Ich fand, daß es ein auf Furcht begründetes Mißtrauen war. Ist einmal diese Furcht überwunden, nachdem man sich gehörig nach allen Seiten umgesehen und die Türen geschlossen hat, um sicher zu sein, daß die Wände keine Ohren haben, so sprechen sich diese Leute mit einer Aufrichtigkeit aus, die geradezu erstaunlich ist. Alle Czechen, mit denen ich sprach, schienen leidenschaftlich zu wünschen, daß ihre Ansichten bekannt würden, sofern nur ihre eigene Person aus dem Spiele bliebe.

„Unser einer Anspruch ist, ein autonomes Königreich zu werden. Wir sind das herrschende Volk in unserem Lande, wir müssen und werden eine Anerkennung unserer Stellung verlangen."

Auf meine Frage, wie denn das zustande kommen solle, zuckte mein Gewährsmann die Achseln und entgegnete:

„Wir müssen unsere Zeit abwarten. Ich bin kein Verfechter von extremen Maßregeln. Wir hoffen, daß Österreich die Gerechtigkeit unserer Ansprüche und unser „korrektes" Verhalten während des Krieges anerkennen wird."

Meine weitere Frage, wie denn die Gefühle der Czechen während des Krieges seien, erhielt eine Antwort, die augenscheinlich die Gefühle der gebildeten Mehrheit wiedergibt und nach der einem manches klar wird:

„Wir Czechen und unsere Vettern, die Mähren, zählen im ganzen ungefähr 8½ Millionen. Wir waren in keiner Weise befragt worden inbezug auf den Krieg. Wir haben keine einzige verantwortliche Vertretung im Ministerium des Auswärtigen oder einem anderen Zweige der exekutiven Regierung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wir waren über die Ereignisse nicht unterrichtet; der Krieg geht uns gar nichts an!"

Was die Czechen unter einem „korrekten" Verhalten inbezug auf den Krieg verstehen, ist für einen Ausländer sehr rätselhaft. Es schien mir mehr eine Art von passivem Widerstand, obgleich auch Akte, die als „Sabotage" bezeichnet werden müssen, nicht gerade fehlten. Es wurde in Prag zugegeben, und ich hörte es auch in anderen Teilen der Monarchie bestätigen, daß bei mehreren Gelegenheiten die czechischen Truppen ihre Waffen ohne Kampf niedergelegt haben. Eine verantwortliche Persönlichkeit unterrichtete mich davon, daß die Sokol-Gesellschaften, die angeblich zur Pflege des Turner- und anderer Sports da sind, wenn auch mit dem ausgesprochenen Zweck der Förderung der czechischen Propaganda, alle ihre Mitglieder, welche zum Militärdienst einberufen werden, mit einer bestimmten Erkennungsformel versehen, und daß diese, wenn sie z. B. von den Serben gefangen genommen werden, nicht interniert oder in irgend einer Weise als Kriegsgefangene behandelt werden. Es war in Prag weit und breit bekannt, in manchen Kreisen direkt zugegeben, daß 8000 Czechen, die mit dieser Formel versehen an der serbischen Kampagne teilnahmen, welche mit einem solchen Fiasko für Österreich endigte, ihre Waffen ohne Kampf gestreckt haben und von den Feinden als Brüder willkommen geheißen wurden. Der Umstand, daß vor meiner Ankunft in Prag die Sokols unterdrückt worden waren, macht dieses Gerücht noch glaubwürdiger. — Mir wurde von anderer Seite erzählt, daß czechische Regimenter, deren Offizierskorps gewöhnlich aus Deutsch-Böhmen oder Österreichern besteht, kurzen Prozeß mit ihren Offizieren gemacht haben, indem sie sie einfach niederschossen, sobald sie ihrem Wunsche, sich zu ergeben, abgeneigt zu sein schienen.

Die Art, wie die böhmischen Czechen imstande waren, sich über dieses reiche und fruchtbare Land auszubreiten, indem sie mehr und mehr von dem Territorium gewannen, das von den Deutschen bewohnt war, bietet eines der charakteristischsten Beispiele, das in Europa gefunden werden kann, für das Erwachen des nationalistischen Geistes. Es muß daran erinnert werden, daß Böhmen vollständig germanisiert worden war, daß die czechische Sprache nur von Bauern gesprochen wurde, daß Prag selbst eine deutsche Stadt geworden war, während es jetzt zu 95 % czechisch ist. Die erfolgreichen Anstrengungen, die in den letzten 30 Jahren gemacht worden sind, um die deutsche Kultur

und Herrschaft abzuschütteln, erscheinen geradezu unglaublich. „Wenn ein Czeche eine Deutsch-Böhmin heiratet, ist die Sprache des Hauses stets ausschließlich czechisch, die Kinder werden in czechischen Schulen erzogen und werden Czechen; aber, was überraschender ist, wenn eine Czechin einen Deutsch-Böhmen heiratet, ist ganz dasselbe der Fall, und in weitem Maße ist unser rapides Wachstum diesem Umstand zuzuschreiben", war die mir gegebene Erklärung. Sogar in den Häusern des böhmischen Adels, der viele Jahre in Wien gelebt hatte und germanisiert worden war, wird jetzt wieder czechisch gesprochen.

Heute nimmt die deutsche Bevölkerung nur einen schmalen Saum längs den Grenzen des Königreiches ein, doch dank der Unterstützung, die den Deutschen von Wien aus zu teil wird, bilden die deutschen Elemente noch die große Mehrzahl der Beamtenklasse. Der Kampf um die Suprematie zwischen dem deutschen nnd czechischen Element innerhalb der Grenzen des Landes ist nicht nur der Grund zu ernsten Unruhen gewesen, sondern hat den Czechen auch viele weitere Auswege verschlossen, die von der äußersten Wichtigkeit für sie sind. — Nichts kann die Ungerechtigkeit im Vorgehen gegen die Czechen besser kennzeichnen, als die Tatsache, daß die czechische Sprache noch nicht völlig als offiziell anerkannt ist. Das ist der Grund von bitterem Mißvergnügen und besonders ärgerlich bei der Gesetzgebung. Ich befragte einen einflußreichen Deutsch-Böhmen in Prag, der enge Beziehungen zur Regierung hatte und für gut informiert galt, was die Gründe für eine so augenscheinlich falsche Politik seien. Die Antwort ist charakteristisch für die Haltung Wiens: „Wir können nicht alle Forderungen auf einmal erfüllen. Es ist unser Ziel, das Volk zu beschäftigen. Mögen sie ringen um ihre Sprache und nationale Wiedergeburt! Je mehr das ihre Gemüter beschäftigt, um so weniger werden sie ihre Aufmerksamkeit vitaleren politischen Zielen zuwenden."

Für die Czechen wie für die Kroaten, Serben und Rumänen Südosteuropas ist der von den Alliierten geführte Krieg ein Befreiungskrieg. „Ebenso wie das verflossene Jahrhundert die persönliche Freiheit sicherstellte, so wird das gegenwärtige uns die Unabhängigkeit der Rassen bringen", ist ihr fester Glaube. Doch scheint die czechische, und ganz speziell die Prager Bevölkerung, zu sehr in ihre eigenen Angelegenheiten vertieft zu sein, die von lokaler oder sekundärer Bedeutung sind. Für einen Fremden ist die Tatsache am bemerkenswertesten, daß für die Czechen die Gegenwart nicht vorhanden zu sein scheint. Sie leben in der Vergangenheit und in der Zukunft. Sogar in diesen bedeutungsvollen Tagen verbringen sie ihre Zeit entweder mit der Rekonstruirung des vergangenen Ruhms oder träumen von den Dingen, die kommen sollen. Die Schlacht am Weißen Berge, die vor drei Jahrhunderten stattfand und der böhmischen Unabhängigkeit ein Ende machte, ward mir mit mehr Gefühl und Anteilnahme erzählt, als die frischesten Nachrichten aus Flandern oder von der Ostfront.

Diese augenscheinliche Unstimmigkeit kann zum Teil dadurch erklärt werden, daß die Czechen, in unzählige kleine Kliquen zerspalten, unfähig zu sein scheinen, sich auf eine bestimmte Politik, die sie verfolgen sollen, zu einigen. Persönlicher Ehrgeiz, kleinliche Eifersucht, aber vor allem das Fehlen eines kräftigen Führers lassen die Böhmen sich winden in den Irrgängen der widersprechendsten Pläne. Es ist unzweifelhaft ein Mißtrauen und folglich eine pessimistische Haltung gegenüber aktiven, positiven Maßregeln vorhanden. Dies wird direkt durch eine Bemerkung veranschaulicht, die mir in Prag gemacht wurde: „Wenn die Russen näher als 10 Meilen vor Prag stehen, wird jeder Mann, jede Frau und jedes Kind ihnen entgegen gehn und ihnen eine königliche Begrüßung bieten. Aber bis sie innerhalb der Entfernung eines Kartätschenschusses sind, wird unsere Haltung unverändert sein."

Dieser Opportunismus, mit dem die Czechen den kommenden Ereignissen entgegen gehen, veranlaßte mich zu fragen, was denn die Czechen für sich erwarten, wenn der Krieg für die Alliierten einen günstigen Ausgang nimmt. Zu meiner Überraschung wünschte kein einziger das Habsburgische Regiment abzuschütteln. Daß nach dreihundert Jahren der Unterdrückung die Czechen nicht von einer, wenn auch nur nominellen, Zugehörigkeit zur Doppelmonarchie befreit zu werden wünschen, scheint mir unerklärlich. — Ihre Argumente sind folgende: Obgleich wir ethnographisch und geographisch ein einiges Volk sind, so hat die Erfahrung uns doch gelehrt, daß wir nicht stark genug sind, um allein dazustehen. Wir wünschen uns eine nationale Freiheit, die auch unter einem Habsburgischen Regiment möglich ist, so wie Ungarn sie heute hat. — Wir wünschen unbehelligt in der Entwicklung unseres politischen, bürgerlichen und kulturellen Lebens innerhalb unserer Grenzen zu leben. Wir wünschen volle Vertretung in den Regierungsinstitutionen der Monarchie, aber in Angelegenheiten der Landesverteidigung und der Finanzen wird Böhmen in bundesstaatlichem Verhältnis zu Österreich-Ungarn viel stärker dastehen, als wenn es selbständig wäre und jeder Drohung seitens seines nördlichen Nachbars, Deutschlands, ausgesetzt." In diesen Bemerkungen kennzeichnet sich mehr das Überwiegen eines Kampfes für völkische Unabhängigkeit, als ausgesprochener Ehrgeiz nach staatlicher Souveränität. Ich fand in Prag keine internationalen Gesichtspunkte, d. h. kein Programm für die Begründung eines Königsreichs oder gar einer Republik Böhmen. Das soll nicht heißen, daß solche Programme nicht existieren. Wenn man daran erinnert, daß ein vereinigtes Reich, das Böhmen, Mähren und die angrenzenden slowakischen Provinzen umfaßt, ein Gebiet vorstellen würde, das viel reicher, fruchtbarer und bevölkerter wäre als irgend einer der existierenden Balkanstaaten, oder sogar als einige von den kleineren Staaten Europas, so ist dieses Fehlen einer internationalen Orientierung möglicherweise mehr scheinbar als wirklich.

2. Wien.

Wenn die Österreicher von ihren Offizieren eine sehr geringe Meinung haben, so muß man doch annehmen, daß die in Reih und Glied marschierenden Soldaten ihr Stolz sind. Während ich auf einer Seitenstraße in der Nähe des Rings spazieren ging, begegnete ich einem Bataillon, das Abschied nahm, um an die Front zu ziehen. Jedes Fenster zu beiden Seiten der Straße war besetzt mit lächelnden Frauengesichtern, während Tücherschwenken und lauter Applaus die vorüberziehenden Soldaten begrüßte. Sie marschierten vorbei, an der Spitze eine Musikkapelle, die begeisternde kriegerische Weisen spielte, gefolgt von einer Abteilung Skiläufer, mit ihren langen Skis über der einen Schulter, die Flinte über der anderen, die Rucksäcke zum Bersten voll geladen und so schlecht ausbalanciert, daß die Leute kaum fähig schienen, die ihnen aufgebürdete Last zu tragen. Der Rest des Bataillons hatte ein besseres Aussehen, obgleich ihre leichten grauen Überröcke schlecht im Saum gefalten, am unteren Rande unegal abgeschnitten und außerdem nicht gesäumt waren, was ihnen ein liederliches Aussehen verlieh. Ihre Größe war über dem Durchschnitt, doch ihre Gesichter erschienen blaß und mager. Sie zogen vorbei, ohne Interesse für die Ovationen, deren Gegenstand sie waren. Viele trugen an ihren Mützen einen kleinen Streifen weißen Zeugs, was bedeutet, daß sie schon im Feldzuge gedient hatten und als invalid nach Hause entlassen worden waren, weil sie verwundet oder sonstwie disqualifiziert waren. Das ist eine der Unregelmäßigkeiten oder Anomalien des österreichischen Systems, denn ein gemeiner Soldat muß in der möglichst kürzesten Frist zur Front zurückkehren, ohne daß ihm genügende Zeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gelassen wird, während ein Offizier unter den nichtigsten Vorwänden sich einen achtwöchentlichen Krankheitsurlaub sichern kann.

Es ist sehr lehrreich, die österreichischen Verlustlisten zu lesen, da sie die Haltung der leitenden Kreise zum Kriege zeigen. Kaum je weisen sie einen allgemein bekannten Namen auf. Unter der Aristokratie hat es faktisch keine Gefallenen gegeben. Es ist die Wahrheit, daß der Stamm der österreichischen Offiziere sich aus den mittleren und noch niedrigeren Klassen rekrutiert. Von den Truppen aber schienen die meisten, so weit ich darüber urteilen kann, mit Enthusiasmus in den Krieg zu ziehen, besonders die Tiroler, die mit außerordentlicher Tapferkeit gekämpft haben sollen. Ein Witzbold bemerkte zu mir: „Wenn wir General Joffre als Anführer gehabt hätten, so würden wir jetzt im Herzen von Kleinrußland sein."

Von allen österreichischen Generalen scheint der einzige, dem ein mehr als vorübergehendes Lob gezollt wird, General Conrad von Hötzendorff, der Chef des Generalstabs, zu sein. In den Schaufenstern Wiens fallen General von Hindenburg und andere deutsche Heerführer viel mehr in die Augen, als die österreichischen militärischen Führer. Wo immer ich deutsche Offiziere

und Soldaten in Österreich traf, konnte ich bemerken, daß sie Gegenstand besonderer Ehrerbietung und Aufmerksamkeit waren. In einem Tramwagen sah ich einen Herrn aufstehen und seinen Platz einem deutschen Offizier anbieten.

Der allgemeine Eindruck, den ich in Wien empfing, war der, daß die Bevölkerung — d. h. die wenigen, welche der Sache überhaupt ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten, — nur daran dachten, den Krieg so bald als möglich hinter sich zu haben, obgleich von niemandem eine Meinung darüber geäußert wurde, wie lange er etwa dauern könnte, und ich wenig oder gar keine Spekulationen über seine Resultate äußern hörte. Es machte auf mich einen großen Eindruck, daß dem Wiener der Krieg zum großen Teil eine Tagesunterhaltung ist, welche viele schon als einen Teil ihres Lebens empfinden, — sie haben sich an ihn gewöhnt und mit ihm ausgesöhnt.

Alle äußeren Formen des politischen Lebens scheinen in Wien aufgehört zu haben; alle Parteien sind mehr zu interessierten Zuschauern, als zu Teilnehmern am Kampfe geworden, wobei jeder auf die Gelegenheit lauert, seine eigenen Interessen zu fördern. Der Wechsel in den Ministerien und anderen Beamtenkreisen, welcher beständig stattfindet, beweist allein, daß die politische Intrigue weiter spielt; die Neuangestellten haben als Vertreter der Regierung keine weitere Bedeutung.

Das einzige Element in Wien, welches am meisten der wirklichen Lage entsprechend zu leben scheint, sind die Juden. Weder Polen noch andere Slaven oder Deutsche geben die heutige Gemütsverfassung der Österreicher auch nur halb so gut wieder, wie die Juden. Denn in diesem Lande der vielen Völker haben die Juden sich die Traditionen ihrer Rasse fast noch stärker als ihren religiösen Eifer bewahrt. Biegsam, weitblickend, intelligent, wie er sich im Handel mit einer Rasse von Grandseigneurs zeigt, arbeitet der Jude für alle Parteien, aber am meisten für sich selbst und ist jederzeit zu Kompromissen bereit, wenn er dabei die Aussicht auf ein gutes Geschäft für sich hat Das ist die wahre Haltung der Wiener zu dem Kriege.

Nichts kann das besser veranschaulichen als der Wiener Standpunkt gegenüber Italien. Als ich in der Stadt verweilte, war gerade die Rede von der Übergabe des Trentino an die Italiener: „Der Verlust dieser Provinzen würde uns gar nicht so viel ausmachen, aber wenn Italien sie braucht, so muß es dafür bezahlen, oder uns etwas dagegen geben," bemerkte zu mir eine gutunterrichtete Persönlichkeit. Als ich einwendete, daß Italien dadurch doch von einem Angriff auf Österreich zurückgehalten werde, schien das keine genügende Antwort zu sein; „Wir müssen dabei ein gutes Geschäft machen und sind sehr bereit zu Unterhandlungen, aber bloße Versprechungen sind nicht genügend; wenn Italien Wünsche hegt inbezug auf diese Provinzen, so muß es mit etwas Substanziellerem bezahlen," schloß er. Daß Österreich den Stoß eines italienischen Einfalls aushalten müßte, was einer Zertrümmerung des Kaiserreichs gleichkommen könnte, scheint von geringerer Bedeutung

als daß der Vorteil vom österreichischen Standpunkte aus nicht verlockend genug erscheine. Die ganze Politik der Doppelmonarchie scheint auf diesem Prinzip des Austausches, der kleinen Vorteile und Kompromisse zu basieren.

Das Gefühl der Unverantwortlichkeit, das in Wien alle Gesellschaftsklassen durchdringt und auf den Besucher einen größeren Eindruck macht als irgend ein anderer Umstand dort, ließ mich nach den Gründen dieser Erscheinung forschen, die doch andere sein müssen, als bloßer „Leichtsinn", auf den die Wiener selbst so stolz sind. Meine Nachforschungen brachten mich zu der Schlußfolgerung, daß der Krieg nicht in Wien gemacht, das famose Ultimatum an Serbien nicht da aufgesetzt worden ist. Tatsächlich fand ich in Österreich keinen Mann in wichtiger Stellung, der mir fähig zu diesem Schriftstück erschien, das die Krisis beschleunigt hat. — Die Gestalt des Kaisers Franz Joseph ist von der Bildfläche verschwunden, obgleich die dynastischen Prinzipien seines Hauses scheinbar ungestört weiter bestehen. Ich sprach mit mehreren Personen, die Seine Majestät kürzlich gesehen hatten. Es wurde mir erzählt, daß er, abgesehen von einer starken Abmagerung, sich doch merkwürdig wohl befände und sich noch bis zu einem gewissen Grade mit den Staatsgeschäften abgebe. —

Das Wesen der ganzen Sache ist, daß *Wien eine leere Schale* bedeutet. Während die militärischen Angelegenheiten in weitem Maße unter der Kontrolle Berlins stehen, wird die Hauptstadt der Habsburger — in absentia — von einem anderen, seinem Geiste, seinen Traditionen und Gewohnheiten nach verschiedenen Volke, den *Magyaren*, beherrscht. —

3. Budapest.

Der Gegensatz zwischen Wien und Budapest ist in die Augen springend. Während Wien apathisch, unbeteiligt erscheint, ist die ungarische Hauptstadt voller Tätigkeit und lebendigen Interesses. Man muß Budapest besuchen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie populär ein Krieg sein kann. Kein einziger begrüßt einen dort mit den Worten: „Wir hatten den Krieg nicht nötig, . . . wir haben den Krieg nicht angefangen," wie ich es beständig in anderen Städten hörte. Im Gegenteil, alle versichern freudig, daß es *ihr* Krieg sei und daß *sie* den Konflikt zum Ausbruch gebracht hätten. Daß seine Flammen ganz Europa ergriffen haben und daraus der größte Krieg wurde, den die Welt je gesehen hat, scheint jedes magyarische Herz mit Stolz zu erfüllen. Dieser Überschwang berührt den Besucher wie ein Hauch frischer Bergluft nach der dumpfen Atmosphäre Wiens. Denn die Magyaren haben sich als *das einzige starke Element* in dem ganzen Reich der Habsburger erwiesen.

Ungarn, — es muß daran erinnert werden — ist tatsächlich ein unabhängiges Land, das aus militärischen und diplomatischen Gründen durch gegen-

ſeitige Übereinkunft mit der öſterreichiſchen Monarchie unter einem gemeinſamen Herrſcher vereinigt iſt. Wien iſt offiziell die Hauptſtadt und der Sitz des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, aber jeder Poſten von Bedeutung in dieſer Behörde iſt von Magyaren beſetzt, einſchließlich des Miniſters ſelbſt, welcher ſeine Inſtruktionen von dem Haupt der Regierung in Budapeſt empfängt, ſo daß tatſächlich jetzt Budapeſt die wahre Hauptſtadt der Doppelmonarchie iſt. Roh, mitleidlos, herriſch, bilden die Magyaren, welche eine Minorität in ihrem eigenenen Lande ſind, indem ſie nicht einmal die Hälfte einer Geſamtbevölkerung von 20 Millionen ausmachen, in der gegenwärtigen Kriſis die Quelle all der Stärke, die ſie für dieſes große Ereignis aufgeſpart haben. Denn für ſie iſt jetzt die Gelegenheit gekommen, nach der ſie ſchon längſt ausſchauten, zur Verwirklichung ihrer Träume von einer magyariſchen Vorherrſchaft, nicht allein über die vielſprachige Bevölkerung, die das geographiſche Gebiet Ungarns von den Karpathen bis zur Adria bewohnt, ſondern auch über *alle* die habsburgiſchen Länder, und vor allen Dingen über Wien ſelbſt. Denn die Ungarn haben keine Duldung für die Öſterreicher oder die Schwankungen der öſterreichiſchen Diplomatie; in der Unterhaltung mit ihnen wird Öſterreich ſelten, wenn überhaupt, erwähnt.

„Wir ſtehen allein Deutſchland an moraliſcher Kraft nach.“ „Deutſchland iſt unſer Verbündeter“. „Wir fühlen uns ſelbſt in Übereinſtimmung mit Deutſchlands Ideen und Idealen“, — dieſe oder ähnliche Phraſen wurden mir gegenüber oft wiederholt und ſcheinen genau die Meinung der herrſchenden Klaſſen auszudrücken, obgleich es wahrſcheinlich iſt, daß ihre ausgeſprochene Freundſchaft mehr auf Politik, als auf Verſtändnis oder wirklicher Sympathie für deutſches Weſen beruht. — Der Krieg, durch ungariſche Augen geſehen, kann nur einen einzigen möglichen Ausgang haben. Sie haben *einen* Feind, und nur einen einzigen. Keine komplizierten Probleme ſcheinen ihre Aufmerkſamkeit davon abzulenken, ihre volle Energie auf die Bekämpfung dieſes einen Feindes, — Rußlands — zu konzentrieren. Die Ruſſophobie iſt bei den Magyaren keine unbeſtimmte Hypotheſe; ſie iſt etwas ganz Reales, das für einen Fremden ſchwierig zu faſſen iſt. Rußland iſt den Magyaren die Pflanzſtätte des Panſlavismus, nicht allein in Serbien, ſondern auch innerhalb der Grenzen Ungarns ſelbſt. Daß die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand den Magyaren die Gelegenheit dazu gab, nach der ſie ſuchten, iſt eine der gröbſten Unſtimmigkeiten der Geſchichte. Ich fand in Ungarn ein Gefühl der größten Erleichterung darüber, daß der Erzherzog, der das einzige Hindernis auf dem Wege zur magyariſchen Vorherrſchaft in der Doppelmonarchie bildete, von dem Schauplatz der Ereigniſſe beſeitigt wurde.

Die Gerüchte darüber, daß die magyariſchen Führer imſtande waren, die Deutſchen davon zu überzeugen, daß in der Doppelmonarchie ſie allein ſtark genug ſeien, um von effektivem Nutzen zu ſein, ſcheinen wohl begründet zu ſein. Von einer Perſon in leitender Stellung wurde mir erzählt, daß der

Entſchluß der Deutſchen, den Feldzug auf der Oſtfront kräftig zu führen, in hohem Grade durch Winke von Budapeſt aus beeinflußt wurde, weil nämlich ein Vordringen der Ruſſen über die Karpathen die Zertrümmerung der Doppelmonarchie und, was mehr in Betracht kam, des deutſch-öſterreichiſch-ungariſchen Bündniſſes bedeuten würde. Von dem Kriege gegen England und Frankreich dringt nur ein ferner Widerhall bis nach Budapeſt. Man fühlt England gegenüber keine Feindſchaft. Im Gegenteil — die Magyaren behaupten, ſogar in jetziger Zeit, ein eigentümliches Band zwiſchen ſich und den Engländern zu fühlen. Wie jemand es ausdrückte: „Unſere Freunde, die Engländer, die momentan unſere Feinde ſind.“ Die Magyaren ſind ſehr ſtolz auf ihr Landleben, welches, wie ſie glauben, ſich eng an das engliſche Vorbild anſchließt, und ihre Pferdeliebhaberei iſt ein anderer „Trait d'union“.

Das Leben in der Stadt ſcheint ganz wie gewöhnlich zu verlaufen. Die Straßen und Vergnügungslokale ſind recht belebt, obgleich die Abweſenheit von Offizieren in auffallendem Widerſpruch zu Wien ſteht. Die ungariſchen Regimenter, beſonders die „Honved“-Regimenter (Landwehr), haben ſich heroiſch gehalten, und die berühmten Nadasdy-Huſaren haben ſich mit Ruhm bedeckt, wie mir geſagt wurde. Ich ſah den Beſtand eines ſolchen Regimentes, und obgleich ich überraſcht war, daß ſie augenſcheinlich keine Felduniform haben und ſcharlachrote Hoſen und goldene Litzen tragen, auch wenn ſie in Aktion treten, ſo machten doch ihre glänzende ſoldatiſche Erſcheinung und ihre ausgezeichnete Haltung auf mich den günſtigſten Eindruck. —

Budapeſt ſtellt einen Schauplatz von großer militäriſcher Tätigkeit dar. Ich fühlte, daß ich nahe von dem Kriegsſchauplatz war, denn die Möglichkeit des Vorrückens der Ruſſen gegen die Stadt wurde wiederholt erwähnt. Die Muſeen hatten ihre wertvollſten Sammlungen in Sicherheit gebracht, und auch ſonſtige Verteidigungsmaßregeln waren getroffen worden.

Unzweifelhaft iſt in der ungariſchen Hauptſtadt eine gewiſſe Unruhe in Bezug auf Rumänien vorhanden. Während ich mich in der Stadt aufhielt, wurden Berichte über Rumäniens Eingreifen auf Seiten Rußlands vielfach verbreitet, und jeder Magyare empfand den Ernſt einer ſolchen Eventualität. Jedoch fand ich in allen Klaſſen der Bevölkerung das Vertrauen, daß die Regierung die Situation beherrſchen würde. Wenige Tage ſpäter begannen deutſche Truppen durch Budapeſt zu ziehen, deutſche Offiziere die Cafés und Hotelkorridore zu füllen. Die Magyaren atmeten auf. Ihr Vertrauen zur Regierung war ganz am Platze geweſen. Die rumäniſche Gefahr ging vorüber.

Die Selbſtverſtändlichkeit, mit der man mehr Vertrauen in die Regierung als in die militäriſchen Autoritäten ſetzt, iſt eine der charakteriſtiſchſten Erſcheinungen in der Lage Ungarns. Denn in Friedenszeiten ſind die Parteibeſtrebungen und Parteikämpfe hier härter und ungebändigter, als in irgend einem anderen Lande Europas. Zur Zeit ſcheinen, äußerlich wenigſtens, alle Zeichen der Zwietracht verſchwunden zu ſein. Und während des gegenwärtigen

Krieges ist hier allein die Leitung der Geschäfte ausschließlich den Zivilchargen anvertraut. Dieses ist leichter zu verstehen, wenn man bedenkt, daß für die Magyaren die Regierung, welche jetzt die Macht hat, nicht in einem Kabinett oder einer bestimmten Politik, sondern in der Persönlichkeit eines einzigen Mannes, des Premierministers Grafen Tisza, besteht. Die Stellung, welche der Graf Tisza in den Angelegenheiten der Doppelmonarchie einnimmt, ist ohne Parallele. Er scheint die einzige überragende Persönlichkeit zu sein, welche durch ihre untadelhafte Haltung imstande ist, die unruhigen Elemente innerhalb des eigenen Landes im Zaum zu halten.

Graf Tisza ist seinem Wesen nach ein Mann der Tat, welcher in der Gegenwart und für die Gegenwart lebt. Er gibt sich nicht vagen Spekulationen oder Erwägungen der Möglichkeiten hin. Konkret, unpersönlich, ungestüm, absolut, weiß er einen Weg, und nur einen einzigen, um sein Ziel zu erreichen. Ein glühender Calvinist in einem Lande, in dem der Adel hauptsächlich römisch-katholisch ist, kann er seinen Calvinismus mit Duellen, Steeple-chases und dem Besitz eines Rennstalles vereinigen. Obgleich er ein Konservativer ist, der glaubt, daß „die Regierung aus Eisen die Regierung Gottes" ist, hielt er seine Macht mittels einer sogenannten „Arbeitspartei" aufrecht, welches ein Pseudonym für die alte liberale oder dualistische Partei ist, und mit einer einzigen kurzen Unterbrechung Ungarn seit 1867 regiert hat. — Glühend gehaßt von seinen zahlreichen politischen Gegnern, verhält er sich passiv zu ihren Spöttereien während längerer Zeiträume, und richtet sich dann plötzlich mit aller Kraft zur Herrschaft auf. Er hat seine Gegner aus dem Parlament hinausgeworfen und viele von ihnen zum Duell herausgefordert und verwundet. Trotzdem ist er ein guter Familienvater und interessiert sich sehr für seinen ausgedehnten Grundbesitz, denn er ist viel mehr ein Landedelmann als ein Aristokrat. Er erbte seinen Titel von einem Oheim. Von seinem Vater, Koloman Tisza, welcher 15 Jahre lang Premierminister von Ungarn war, übernahm er die wichtigste Richtlinie seiner Politik, die Magyarisierung Ungarns. Dies scheint auch Graf Tiszas Lieblingsziel zu sein. Indem er darauf ausging, hat er fraglos die nicht-magyarische Bevölkerung des Königreichs sich verfeindet, aber andrerseits die Stellung der Magyaren nicht nur in ihrem eigenen Lande, sondern in den Österreich-Ungarn gemeinsamen Angelegenheiten sehr gestärkt.

Es ist, wie ich glaube, überall die Persönlichkeit des Grafen Tisza selbst, die die verhältnismäßig überwiegende Stellung der Magyaren in den Beratungen der deutsch-österreichisch-ungarischen Allianz zustande gebracht hat. Es hat den Anschein, als ob der deutsche Kaiser, da kein großer Mann am deutschen Horizont aufgetaucht ist, am liebsten direkt mit dem ungarischen Premierminister verhandelt, in dem er die Eigenschaften eines großen Staatsmannes vorfindet.

Bei der richtigen Einschätzung der Stellung Deutschlands und Österreich-

Ungarns nach sieben Monaten des Krieges muß man nicht außer acht lassen, daß fast die ganze Last der militärischen Verantwortlichkeit auf den Schultern Deutschlands ruht. Andrerseits verläßt sich Deutschland auf Budapest, daß es imstande sein wird, den Frieden mit den Balkanstaaten aufrechtzuerhalten. Beim Ausspielen von Bulgarien gegen Rumänien, beim Heranziehen einer verhältnismäßig großen Menge deutscher Streitkräfte in die Nähe der rumänischen Grenze in einem kritischen Augenblick, und durch eine Reihe ähnlicher Maßregeln ist der ungarische Minister bisher fähig gewesen, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Sollten auf Deutschlands Veranlassung Versuche gemacht werden, die Italienische Neutralität mittels territorialer Konzessionen auf Kosten Österreichs zu erkaufen, so erwartet man ebenfalls, daß die ungarische Regierung etwas zur Sicherung der österreichischen Zustimmung ersinnen wird, mit der Bedingung, daß die territoriale Integrität Ungarns erhalten bleibt. —

Die österreichischen Absichten hörte ich niemals erwähnen. Der allgemeine Eindruck, den ich empfing, war der, daß in der Doppelmonarchie viele empfinden, Österreichs ehrgeizige Absichten und Pläne kämen gegenüber denjenigen der beiden anderen Verbündeten erst in zweiter Linie in Betracht. Österreich wird den Krieg teuer bezahlen müssen, einerlei was dabei herauskommt; so wenig als möglich zu verlieren, scheint seine Hauptsorge zu sein.

Vom magyarischen Standpunkt aus scheint die Errichtung eines unabhängigen Königreichs Polen, einschließlich Galiziens, als Pufferstaat zwischen Rußland und Ungarn, von der äußersten Wichtigkeit zu sein. Dem ist möglicherweise die gleichgültige Haltung zuzuschreiben, welche die Monarchie gegenüber dem Schicksal Galiziens einnimmt. Unter den Magyaren scheint volles Vertrauen zu herrschen, daß dieses Programm mit Hilfe Deutschlands ausgeführt werden wird.

Schwieriger ist es, die Lage Deutschlands selbst summarisch zu schildern. Obgleich scheinbar an Kraft unvermindert, ist doch wohl das Tragen der Kriegslast nicht allein auf seinen beiden eigenen Fronten, sondern auch in den abgelegeneren Teilen der Doppelmonarchie — eine größere Aufgabe, als man geglaubt hatte. Die Deutschen hatten erwartet, daß die österreichisch-ungarischen Streitkräfte nicht allein ihre eigenen Linien behaupten würden, sondern auch sonst einen wirksamen Beistand leisten würden. Daraus folgt naturgemäß eine scharfe Kritik der Österreicher, sogar unter dem deutschen „Volk", und die Österreicher werden im allgemeinen als ein „Klotz am Bein" angesehen.



Aus dem baltiſchen Rechtsleben.

Von Prof. Dr. A. Freih. v. Freytagh-Loringhoven (Jurjew).

1. Ein Gedenktag.

Am 1. Juli 1915 vollendet ſich ein halbes Jahrhundert ſeit dem Tage, da der das Privatrecht enthaltende Dritte Teil des Provinzialrechts der Oſtſeegouvernements in Kraft trat. Trotz der Bedeutſamkeit dieſes Gedenktages darf man wohl kaum erwarten, daß er in irgend einer Weiſe feſtlich begangen werden wird. Selbſt wenn bis dahin der Friede geſchloſſen ſein ſollte, werden weder die äußeren Umſtände, noch die im Lande herrſchende Stimmung einer Jubelfeier günſtig ſein. Wenn eine alte Veſte dem Abbruch verfallen iſt, mag niemand ſich freudig des Tages erinnern, da ſie einſt durch einen neuen Pfeiler geſtützt wurde. . . . . .

Doch die Ungunſt der Zeiten ſoll uns nicht hindern, das Werk zu würdigen, das faſt zwei Menſchenalter hindurch die Grundlage unſeres Rechtslebens bildete. Unſer Provinzialrecht, mag es jetzt auch, zuſammen mit den anderen Errungenſchaften einer ſieben Jahrhunderte alten Kultur, dem Untergange geweiht ſein, verdient es, daß wir ſeiner dankbar gedenken.

In der öffentlichen Meinung der Oſtſeeprovinzen ſteht es mit Recht in hoher Schätzung. Gelegentlich wird es ſelbſt überſchätzt. Das erklärt ſich in erſter Linie wohl aus dem Umſtande, daß zum Vergleich meiſt der X. Band des Swod Sakonow, das geltende ruſſiſche Zivilrecht, herangezogen wird. Dieſem iſt es unſtreitig weit überlegen, und auch unter den ruſſiſchen Juriſten wird ſich keiner finden, der das nicht zugäbe. Über die Minderwertigkeit des X. Bandes haben nie Zweifel beſtanden; ſie wird in der Fachliteratur unumwunden zugeſtanden und ſie iſt in der denkbar entſchiedenſten Weiſe in einem Immediatbericht des Juſtizminiſters Nabokow vom Jahre 1882 betont worden. Tatſächlich wurde denn auch in demſelben Jahr eine Kommiſſion niedergeſetzt, die den Auftrag erhielt, den Entwurf eines neuen Zivilgeſetzbuches auszuarbeiten.

Die Mängel des X. Bandes laſſen ſich zu einem nicht geringen Teil aus dem Fehlen wiſſenſchaftlicher Vorarbeiten und aus gewiſſen äußeren Umſtänden erklären, die mit dem Gang der Kodifikationsarbeiten in Zuſammenhang ſtanden. Mit ſolchen Schwierigkeiten hatten die Kodifikatoren des baltiſchen Privatrechts nicht zu kämpfen, und ſchon deshalb verbietet ſich ein Vergleich zwiſchen dem X. Bande und dem III. Teil. Wenn wir vergleichen wollen, müſſen wir unſer Recht an weſteuropäiſchen Kodifikationswerken meſſen. Und da muß allerdings zugeſtanden werden, daß wir es nicht auf eine Stufe mit den großen Geſetzgebungen ſtellen können. Es iſt weder dem Allgemeinen Preußiſchen Landrecht und dem Code civil ebenbürtig, noch dem Deutſchen Bürgerlichen Geſetzbuch und dem Schweizeriſchen Zivilgeſetzbuch. Sie alle

überragen es weit, inhaltlich wie formell. Allenfalls steht es ungefähr auf einer Stufe mit den Kodifikationen und Kodifikationsentwürfen einiger kleinerer Staaten, die gleichfalls um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden, wie etwa das Sächsische Bürgerliche Gesetzbuch, der Bayerische Entwurf, einige kantonale schweizerische Gesetzbücher.

Das darf nicht Wunder nehmen. Im Gegenteil, es wäre ein allzu glücklicher Zufall gewesen, wenn sich unter den wenig zahlreichen baltischen Juristen ein Svarez oder Pothier gefunden hätte oder ein Mann von der Genialität Hubers, des Schöpfers des Schweizerischen ZGB. Und ebenso wenig war es denkbar, eine vielköpfige Kommission aus so hervorragend kenntnisreichen und tüchtigen, wenn auch nicht schöpferisch begabten Männern zu bilden, wie die, die das Deutsche BGB. ausarbeiteten. Ein kleines Land, wie das unsere, mußte sich mit Geringerem begnügen. Es mußte und es durfte zufrieden sein, daß es einen Mann hervorgebracht hatte, wie Friedrich Georg von Bunge, der, ohne an die ganz Großen in seiner Wissenschaft heranzureichen, durch tiefgründige Kenntnisse und gewissenhaften Fleiß wie wenige geeignet war, das ihm aufgetragene Werk zu vollenden. Und auch das Werk selbst verlangte keinen schöpferischen Geist, ja, es hätte ihn nicht geduldet. Denn es sollte nicht neues Recht geschaffen werden, das der Zeit die Wege gewiesen hätte, es sollte nur das geltende Recht gesammelt und formuliert werden.

Das war eine Aufgabe, von deren Schwierigkeit der nicht Sachkundige sich kaum eine Vorstellung machen kann. Es galt aufzuhellen, wie weit die alten einheimischen Quellen, Mittleres Ritterrecht, Estländisches Ritter- und Landrecht, Kurländische und Piltensche Statuten, Stadtrechte, noch in Geltung standen, wie weit sie durch polnische, schwedische und russische Gesetze verändert, wie weit das römische Recht eingedrungen war, welche gewohnheitsrechtlichen Normen sich neu gebildet hatten. Ein ungeheures Material war es, das hier gesichtet und geordnet und in ein festes System gebracht werden mußte. Und erwies sich eine Bestimmung als noch in Kraft befindlich, so war der Kodifikator gebunden, ebenso wie er andererseits nicht befugt war, ihm noch so notwendig erscheinende neue Normen in den Entwurf hineinzutragen. Freilich wurden einzelne Zweifelsfragen auf gesetzgeberischem Wege neu geregelt. Doch das vermochte den Gesamtcharakter der Bunge obliegenden Arbeit nicht zu ändern. Er war und blieb an das geltende, schon damals vielfach veraltete Recht gebunden.

Noch eines erschwerte seine Arbeit auf das Äußerste. So klein das baltische Land war, hatte doch auch in ihm die deutsche Neigung zu partikularistischer Entwicklung Ergebnisse gezeitigt, die bei aller historischen Berechtigung vom Standpunkt der Gegenwart aus fast wunderlich genannt werden müssen. Freilich konnte man von einem gemeinen baltischen Privatrecht reden, da schließlich alles Recht auf denselben römisch-deutschen Grundlagen fußte.

Trotzdem gab es, abgesehen von den Bauerrechten, nicht weniger als acht verschiedene Rechtsgebiete, deren Vertreter in den Redaktionskommissionen eifersüchtig über der Wahrung ihrer Eigenart wachten.

Auch hierin waren Bunge die Hände gebunden, auch hierin durfte er nicht reformierend vorgehen, weder im Großen, noch im Kleinen. Nicht nur, daß er z. B. die bezeichnenden Merkmale des kurländischen Rechts — seinen ständischen Charakter und das Überwiegen römisch-rechtlicher Gedanken — bewahren mußte, er war auch gezwungen, Bestimmungen in die Kodifikation aufzunehmen, wie sie etwa im Art. 1931 enthalten sind, demzufolge in den Städten Bauske und Friedrichstadt der älteste Sohn die Kleider des verstorbenen Vaters als Voraus empfängt. So stark aber war in ihm die Liebe zur Rechtsgeschichte schwerlich, daß er dieses gern getan hätte, wenngleich sich in dieser Regel die Erinnerung an das alte deutsche Heergewette erhalten hatte.

Bunge sollte das um die Mitte des XIX. Jahrhunderts geltende Recht sammeln. Dieser Aufgabe ist er in musterhafter Weise gerecht geworden, und von den Früchten seines Fleißes haben wir nun fünfzig Jahre lang gezehrt. Spätere Änderungen sind bloß in geringer Zahl in sein Werk hineingetragen worden. Von wirklich großer Bedeutung war nur die notwendige und segensreiche Reform des Hypothekenwesens, die im Jahre 1889 im Zusammenhang mit der Gerichtsreform erfolgte.

Fünfzig Jahre lang steht nun das Provinzialrecht in Geltung, und Juristen wie Laien sind einig darüber, daß sich unter seiner Herrschaft sehr erträglich leben ließ. Es ist kein Werk, das an die Sterne ragt, aber eines, das seine Aufgabe erfüllt, das den Bedürfnissen eines kleinen Landes, dessen soziale und wirtschaftliche Struktur sich nur langsam ändert, durchaus genügt. Für die Ewigkeit war es freilich nicht geschaffen, allmählich mußte es hinter der Zeit zurückbleiben, und hier und da empfinden wir schon jetzt, daß es für andere Verhältnisse berechnet war.

So kennt es, um nur ein Beispiel zu nennen, kein Pflichtteilsrecht. Es sichert die nächsten Verwandten, insbesondere die Nachkommen, nicht gegen willkürliche und ungerechte Verfügungen der Erblasser. Nur das Erbgut darf den natürlichen Erben nicht entfremdet werden — eine Bestimmung, die vollkommen genügte, so lange das ererbte und in erster Linie in Landbesitz investierte Vermögen das wohlerworbene und mobile Kapital bei weitem überwog. Heute trifft diese Voraussetzung nicht mehr zu, ein Pflichtteilsrecht ist Bedürfnis geworden, wie es bereits das römische Recht kannte, wie es in dieser oder jener Form alle modernen Rechte haben. Dem baltischen Provinzialrecht ist es fremd, nur Kurland hat es aus dem römischen Recht hinübergenommen.

Ein anderes Beispiel wäre unser Hypothekenrecht oder richtiger unser Grundbuchrecht überhaupt. Freilich ist es, wie erwähnt, erst im Jahr 1889

reformiert worden. Aber auch den Verfassern dieser Novelle war schöpferischer Geist fremd, mehr als das, sie verstanden es nicht, die Gedanken zu erfassen, die damals in der deutschen Literatur und Partikulargesetzgebung, ja auch im I. Entwurf des BGB. Gestalt gewonnen hatten — denn das gesamte moderne Grundbuchwesen erwächst aus deutschen Rechtsgedanken, wie auch der bereits in die Duma eingebrachte russische Entwurf einer Liegenschaftsordnung (Wotschinny Ustaw) ausschließlich auf solchen beruht. So erhielten wir ein Flickwerk, mit dem sich zur Not leben läßt, das aber doch in mehr als einer Hinsicht unbefriedigend ist. Der öffentliche Glaube des Grundbuchs muß in das Gesetz hineininterpretiert werden, das Eintragungsprinzip ist nicht folgerecht durchgeführt, eine Eigentümerhypothek gibt es nicht und was dergleichen Mängel und Lücken mehr sind.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß das geschriebene Recht stets hinter dem lebendigen Recht zurückbleibt, daß es eigentlich schon in dem Augenblick veraltet ist, da es in Worte gebannt wird. Aber wie jede Binsenwahrheit, ist auch diese nur sehr bedingt richtig. Einerseits gibt es Gesetzbücher, die kraft der genialen Intuition ihrer Schöpfer dem Rechtsgefühl und dem Verkehr neue Wege weisen — wenn nicht alles täuscht, wird sich das Schweizerische ZGB. gerade in diesem Sinn bewähren. Andererseits aber legt jede Zeit in die immer gleich bleibenden Worte des Gesetzes ihren Sinn hinein und deutet sie so, wie es gerade ihren Bedürfnissen entspricht. Die Wissenschaft strebt nicht mehr danach, den Willen des Gesetzgebers zu erforschen, sie sucht nach dem Willen des Gesetzes selbst. Und dieselbe Aufgabe hat die Praxis zu lösen.

Wissenschaft und Praxis, ihnen beiden liegt es ob, das lebendige Recht im Rahmen des Gesetzes fortzubilden.

Ist ihnen das auf dem Gebiet des baltischen Privatrechts gelungen?

Fassen wir nur die letzten Jahrzehnte ins Auge, in denen das Zivilkassations-Departement des Senats die Führung in der Gesetzesauslegung hatte, so läßt sich auf diese Frage kaum mit einem unbedingten Ja antworten. Die Verdienste des Senats sollen dadurch in keiner Weise geschmälert werden. Doch läßt sich nicht verkennen, daß die Rolle, die er auf dem Gebiet des Provinzialrechts spielt, sich weder mit der vergleichen läßt, die ihm im Geltungsgebiet des V. Bandes zufällt, noch mit der, wie sie z. B. das deutsche Reichsgericht spielt. Er hat nicht die klaffenden Lücken auszufüllen gehabt, an denen das russische Zivilrecht so reich ist, er brauchte nicht elementaren Grundsätzen zur ersten Anerkennung zu verhelfen. Er hätte auf fester, breiter Grundlage fortbauen und ein modernes Recht gestalten können, wie das die ausländischen Kassationshöfe tun. Dieser größeren Aufgabe aber war er nicht gewachsen. Bei allem ehrlichen Streben und aller Gewissenhaftigkeit sind ihm zum größten Teil die Rechtsgedanken fremd geblieben, die das zeitgenössische Leben erfüllen. Er hat sich nicht befruchten lassen von den letzten großen Gesetzgebungswerken, das Beste, was er zu geben hat, schöpft er aus dem in

mehr als einer Hinsicht überlebten Pandektenrecht. Der Westen ist, dem Programm Iherings getreu, durch das römische Recht hindurch über das römische Recht hinaus gewachsen. Unsere Senatspraxis aber müht sich eben noch daran ab, das römische Recht zu erfassen und zu fruktifizieren.

Es wäre grundfalsch, wollte man dem Senat daraus einen Vorwurf machen. Er folgt nur dem Beispiel der russischen wissenschaftlichen Jurisprudenz, die gleichfalls dem wahrhaft modernen Recht fremd und vielfach verständnislos gegenübersteht. Und nie und nirgends ist es Sache der Praxis gewesen, in solcher Richtung führend vorzugehen. Doch die Tatsache bleibt bestehen: dank der Tätigkeit des Senats ist das baltische Privatrecht wohl durchackert worden, Unklarheiten und Widersprüche sind beseitigt, Lücken ausgefüllt worden, — aber mit neuen Gedanken befruchtet und fortgebildet ist es nicht.

Und die Wissenschaft?

Für den Dornröschenschlaf, in den sie seit Jahren versunken ist, kann nichts bezeichnender sein, als der Umstand, daß das Jubiläumsjahr, neben der einen verdienstvollen Arbeit Prof. Baron A. Roldes über die Geschichte der Kodifikation, nichts gezeitigt hat, als zwei mit Noten versehene Editionen des Gesetztextes, von denen die eine zudem die zweite Auflage eines bereits früher erschienenen Werkes ist, während die andere sich als erweiterte Ausgabe eines solchen darstellt. Gewiß, auch derartige Bücher sind notwendig und die Verfasser können des Dankes der Praktiker sicher sein. Aber die betrübliche Tatsache bleibt bestehen, daß wir fünfzig Jahre nach der Kodifikation außer dem Handbuch Prof. Erdmanns keine systematische Bearbeitung unseres Rechts besitzen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß jede Kodifikation zunächst zu einem wissenschaftlichen Stillstand führt. Der freien Forschertätigkeit werden Schranken gesetzt und es gilt vor allem, den Inhalt des neuen Gesetzbuchs aufzuhellen. Die Kommentare, die keine systematische Bearbeitung nach einheitlichen Gesichtspunkten geben, sondern die einzelnen Institute und Normen, meist in Anknüpfung an das frühere Recht und die frühere Praxis, erläutern, wiegen bei weitem über. Erst allmählich, mit fortschreitender Erkenntnis, beginnen sie wieder zurückzutreten und die dienende Rolle zu spielen, die ihnen in Wahrheit zukommt. Wir aber müssen es erleben, daß sie bei uns noch heute im Vordergrunde stehen. Das ist um so bedauerlicher, als im Grunde weder das Buch des Senators Baron Nolcken, noch das des Mitgliedes des Rigaschen Bezirksgerichts Bukowski mit vollem Recht als Kommentar bezeichnet werden kann. Jenes gibt den Gesetzestext unter Hinzufügung von Auszügen aus Senatsentscheidungen, dieses das gleiche, vermehrt um Entscheidungen des Appellhofs und um Auszüge aus der Literatur. Was das Wesen des Kommentars ausmacht, die fortlaufende Erläuterung der einzelnen Bestimmungen des Gesetzes, fehlt hier wie dort.

Wie geſagt, der Praxis werden beide Werke von großem Wert ſein, um ſo mehr, als in ihnen eine große Zahl von Entſcheidungen enthalten iſt, die amtlich nicht veröffentlicht worden ſind. Aber eine Fortbildung des Privatrechts werden wir keinem von ihnen zu danken haben.

Auch hier wäre ein Vorwurf nicht am Platz. Die Verfaſſer hatten ſich eine beſtimmte Aufgabe geſetzt und haben ſie in zufriedenſtellender Weiſe gelöſt. Man darf nicht mit ihnen rechten, daß ſie nicht anderes und größeres wollten.

Ebenſo wenig aber darf man den Vorwurf gegen die Geſamtheit der baltiſchen Juriſten erheben, daß ſie nicht verſtanden hätten, mit dem ihnen anvertrauten Pfunde zu wuchern. Ihre geringe Zahl, der namentlich in den letzten Jahrzehnten fühlbare Mangel an wiſſenſchaftlichen Führern und die allgemeine Ungunſt der Zeiten und Verhältniſſe machen den Stillſtand auf dem Gebiet der Theorie des Provinzialrechts mehr als verſtändlich. Daneben kann nicht überſehen werden, daß ein ungewöhnliches Maß der Entſagung und Selbſtverleugnung gerade von Seiten des wiſſenſchaftlich intereſſierten Juriſten dazu gehört, um ſeine Arbeit dem Recht eines kleinen und entlegenen Gebiets zu widmen. Neue, große Gedanken laſſen ſich aus ihm nicht ſchöpfen, er muß auf den fördernden Einfluß mitſtrebender Genoſſen verzichten, er kann nur auf ein kleines Publikum rechnen.

So iſt das Schickſal, das unſer provinzielles Privatrecht getroffen hat, etwas im Grunde unvermeidliches. Ihm könnte heutzutage kein Provinzialrecht entgehen. Auch wir müſſen uns damit beſcheiden, von dem Kapital zu zehren, das unſere Vorfahren in beſſeren Zeiten ſammelten. Es zu mehren vermögen wir nicht.

Aber das darf uns nicht davon abhalten, uns gerade jetzt mit Dank jener zu erinnern, die vor nun einem halben Jahrhundert unſer Recht vor Verwahrloſung und Verwilderung bewahrten und ſo die Grundlage ſchufen, die uns noch heute erträgliche Zuſtände ſichert. Und wenn es jetzt dem Untergang geweiht iſt, wenn es binnen kurzem nur noch für den Hiſtoriker Wert und Intereſſe haben wird, ſo ſoll deshalb das Gedächtnis Friedrich Georg von Bunges und ſeiner Mitarbeiter nicht ausgelöſcht ſein.

Wir ſtehen am Scheidewege und in naher Zukunft werden wir neue Pfade wandeln müſſen. Aber rückblickend wollen wir derer gedenken, die uns bis hierzu Führer waren.



Zur Geſchichte der Familie Struve.

Von Nikolai Struve (Riga).

(Fortſetzung.)

7. Friedrich Georg Wilhelm Struve, (1793—1864) (zweite Generation).

Wilhelm Struve, der vierte Sohn Jacob Struves, wurde 1793 zu Altona geboren. Bereits im Jahre 1807, alſo kaum 14 Jahre alt, beſtand der früh entwickelte und geiſtig ſehr befähigte Knabe die Prüfung zum Eintritt in die Selecta, in die akademiſche Klaſſe, und machte den zweijährigen Kurſus in einem Jahre durch. Im Album des Chriſtianeums iſt von ihm angegeben: mense Junio 1808 privatim valedixit Dorpatum profecturus. Dieſes frühzeitige Verlaſſen der Schule vor Abſchluß des Kurſus iſt wohl zum Teil den damaligen troſtloſen Zuſtänden in Deutſchland nach der Schlacht bei Jena zuzuſchreiben. Außerdem aber mag noch ein anderes Ereignis der Grund geweſen ſein. Auf einem Gange nach Hamburg, in der Vorſtadt St. Pauli, fiel der 15-jährige Jüngling franzöſiſchen Werbern in die Hände und wurde von ihnen in dem Obergeſchoß eines 2-ſtöckigen Hauſes eingeſperrt. Als gewandter Turner ſprang er aus dem Fenſter und floh nach Altona, wohin ihm die Franzoſen nicht folgen durften, weil Holſtein, zu Dänemark gehörig, neutrales Gebiet war.

Mit einem ſehr guten Zeugnis verſehen, verließ Wilhelm Struve Heimat und Vaterhaus und gelangte nach einer ſehr beſchwerlichen 35-tägigen Reiſe auf den ſchlechten Wegen des durch den Krieg verwüſteten Königreiches Preußen 1808 im Auguſt nach Dorpat und ward gleich am folgenden Tage immatrikuliert. Die erſte Zeit wohnte er bei dem Bruder Karl, ſuchte aber bald darauf ſich eine unabhängige Exiſtenz zu verſchaffen, indem er den Unterricht der Söhne der v. Bergſchen Familie übernahm. Gleichzeitig erhielt er durch Aufnahme in das philologiſche Seminar ein kleines Stipendium. Im erſten Semeſter hörte er verſchiedene Kollegia, namentlich philoſophiſche bei Prof. Jäſche, philologiſche beim Bruder Karl, ein Kolleg populärer Aſtronomie bei Pfaff, der aber ſchon ein Jahr darauf Dorpat verließ. Im Frühjahr 1809 erhielt er die Aufforderung, ganz als Erzieher in das Bergſche Haus zu ziehen und brachte einige Monate auf dem Gute Sagnitz, 70 Werſt von Dorpat, zu. Es war das keine leichte Aufgabe, weil ſie ſeine Arbeitskraft ſehr in Anſpruch nahm, dann aber auch, weil es viel Takt und ſicheres Auftreten erforderte, um die richtige Stellung in der Familie und den nur wenige Jahre jüngeren Zöglingen gegenüber einzunehmen. Von der vier Söhnen des Bergſchen Hauſes: Friedrich, Guſtav (Aſtaf), Max und Alexander war der älteſte, der nachmalige Feldmarſchall und Graf Friedrich v. Berg, nur ein Jahr jünger als ſein Erzieher und beſuchte die Prima des Gymnaſiums. Die beiden nächſtfolgenden,

Aſtaf und Max, 12 und 10 Jahr alt, erhielten häuslichen Unterricht, während der jüngſte, Alexander, 6 Jahr alt, (nachmals ruſſ. Generalkonſul in London,) unter mütterlicher Pflege ſtand.*) Außer den vielen Unterrichtsſtunden, die zu geben waren, hatte der junge Erzieher an den Vergnügungen und Geſellſchaften in der Familie teilzunehmen, und war ein gern geſehener Gaſt bei den Tänzen, Jagden und anderen Beluſtigungen, wie es das Leben auf dem Lande mit ſich brachte. Mit Dankbarkeit hat Wilhelm Struve ſtets der herrlichen Jugendzeit gedacht, die er im Bergſchen Hauſe, beſonders in Sagnitz, verlebt hat. Nach dem Tode des im beſten Mannesalter verſtorbenen Herrn v. Berg wurde der kaum 18-jährige Jüngling der ausſchließliche Berater der Witwe bei der Erziehung der Söhne und ſtand ihr, indem er ihr volles Vertrauen genoß, bei der Verwaltung der Güter, als Rechnungsführer und Buchhalter zur Seite. Man muß wohl ſtaunen, wie er es möglich machte, gleichzeitig die eigene wiſſenſchaftliche Durchbildung in der Weiſe raſch zu fördern, wie es der Erfolg ſpäter bewieſen hat. Geiſtige und körperliche Ermüdung war ihm fremd. Bereits 2½ Jahre nach Eintritt in die Univerſität, Ende 1810, beſtand er das Kandidatenexamen als Philolog und lieferte zu gleicher Zeit eine Preisſchrift „De studiis criticis et grammaticis apud Alexandrinos“, für die er die goldene Medaille erhielt. Bald nach Beendigung dieſer Arbeit gab er das weitere philologiſche Studium auf und wandte ſich mathematiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften zu. — Schon früher hatte er ſich brieflich dem Vater gegenüber über das Unbefriedigende der philoſophiſchen und philologiſchen Vorleſungen, die vielen Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten in dieſen Wiſſenſchaften beklagt und den Wunſch geäußert, ſich der Mathematik zu widmen. Der Vater riet ihm damals ab, obwohl er ſelbſt ein großer Verehrer dieſer Wiſſenſchaft war, indem er einerſeits den Einfluß der philologiſchen Studien auf die geiſtige und ſittliche Entwickelung hervorhob und anderſeits in der Verfolgung dieſes Zieles eine geſicherte Zukunft des Sohnes vorausſah. Damals hatte der Sohn ſich gehorſam dem Wunſche des Vaters gefügt, jetzt aber, nachdem er durch ſeine Preisſchrift und die glänzend beſtandene Prüfung der an ihn geſtellten Aufgabe genügt hatte, erwachte in ihm von neuem der lebhafte Wunſch, ſich weiter in der mathematiſchen Wiſſenſchaft auszubilden. Er beriet ſich mit ſeinem Freunde und Gönner, Profeſſor Georg Parrot, der ihn auf ſeinen ſpäteren Lebensweg hinwies. Mit dieſem war Wilhelm Struve durch freundſchaftliche Beziehung zu deſſen Sohne, Fritz Parrot, dem nachmals berühmten Reiſenden und Erſteiger des Ararat, in perſönlichen Verkehr getreten. Im erſten Semeſter 1811 hörte er regelmäßig das Kolleg über Phyſik bei Georg

*) Eine wunderbare Schickſalsfügung war es, daß 55 Jahre ſpäter Wilh. Struves jüngſter Sohn, der damals grade Student in Dorpat war, einige Zeit eine ähnliche Stellung im Bergſchen Hauſe einnahm, wie der Vater. Sein Schüler, deſſen Arbeiten er zu beaufſichtigen hatte, war der jüngſte der 3 Söhne Aſtaf v. Bergs, Georg, der nachmals eine glänzende militäriſche Karriere machte.

Parrot und arbeitete und experimentirte fleißig im physikalischen Kabinet. Parrot erkannte die ungewöhnliche Begabung seines Schülers für die Mathematik und ermunterte ihn in dieser Richtung weiter zu streben. Unter solchen Umständen gab auch der Vater nicht bloß seine Einwilligung zum Wechsel des Studiums, sondern munterte ihn selbst dazu auf. In Dorpat war damals die Professur der Mathematik mit der der Astronomie verbunden und nach Pfaffs Abgang von Huth besetzt. Wegen Kränklichkeit konnte Huth seinen Verpflichtungen als Professor nur unvollkommen nachkommen und noch weniger den Aufgaben als Beobachter und Direktor der Sternwarte genügen. Wilh. Struve rühmt ihn als geistreichen und wohlwollenden Mann, dem er manches zu verdanken habe, und dem persönlichen Verkehr mit Huth ist es wohl vor allem zuzuschreiben, daß er neben den allgemeinen mathematischen Studien den Weg der astronomischen Forschung einschlug. Im übrigen war er darauf angewiesen, sich selbst die Lehrsätze der Astronomie und Mathematik nach den Lehrbüchern eines Euler, Lalande und Schubert anzueignen, und in der Beobachtungskunst war er im wahren Sinn des Wortes Autodidakt.

Wohl waren für die Sternwarte mehrere Instrumente angeschafft worden, doch waren sie damals noch alle in Kisten verpackt. G. Paucker, der nachmalige Direktor des Mitauer Gymnasiums, war Observator der Sternwarte, und dank den freundschaftlichen Beziehungen zu ihm war es dem strebsamen Jünger der Himmelskunde freigestellt, auf der Sternwarte nach Belieben zu schalten und die Instrumente auszupacken und aufzustellen, was bei dem Mangel an Hülfsmitteln und Kräften mit Schwierigkeiten verknüpft war.

In diese 2-jährige Periode der astronomischen Vorbereitung und Studien, 1811—1813, fallen zwei Ereignisse, die einige Zeit eine Unterbrechung der Studien nach sich zogen. Während des Kriegsjahres im Sommer 1812 benutzte der junge Astronom fleißig die sich ihm auf dem Lande darbietende Gelegenheit, sich durch kleine geodätische Arbeiten in der Umgegend von Walk für die ihm damals schon im Geiste vorschwebenden künftigen großen geodätischen Messungen auszubilden.

Bei einer solchen Arbeit wird er eines schönen Tages von einer Streifwache des russischen Armeekorps überrascht, arretiert und als Spion nach Pernau vor's Militärgericht gebracht. Zum Glück wird das Mißverständnis bald aufgelöst und er auf freien Fuß gesetzt. Die andere Unterbrechung war dadurch hervorgerufen, daß der Bruder Ludwig Struve, stud. med. in Dorpat, mit mehreren Medizinern, u. a. dem berühmten K. E. v. Baer, nach Riga beordert worden war, um dort im Militärhospital Hülfe zu leisten. Sämtliche junge Leute erkrankten dort schwer am typhösen Lazaretfieber. Kaum hatte Wilhelm Struve von der Erkrankung des Bruders erfahren, so machte er sich schleunigst nach Riga auf, um alles für die Pflege des Bruders Erforderliche anzuordnen und für seine Unterkunft zu sorgen, bis die Gefahr vorüber war. — Mit welcher Energie er sich für die mathematisch-astronomische Laufbahn vorbereitete,

sieht man daraus, daß er bereits im Juni 1813 sich der Prüfung zur Erlangung des Magister- und Doktorgrades in der Mathematik und Astronomie unterwerfen konnte. Gleichzeitig stellte er auch seine auf eigene Beobachtung begründete gelehrte Abhandlung „De geographica speculae Dorpatensis positione“ der Fakultät zur Begutachtung vor.

Die Doktordisputation fand in der Aula an zwei Tagen statt, weil am ersten Tage, bald nach Beginn der Promotion, die ganze Versammlung den Saal verließ, da die ausführliche Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig eingetroffen war.

Am 20. November 1813 wurde W. Struve zum Professor extraordinarius der Mathematik und Astronomie und zugleich zum Observator an der Sternwarte ernannt. Nunmehr in fester Stellung, konnte er seinen Herzenswunsch, die Heimat und die alten Eltern wiederzusehen, ausführen. In Begleitnng des jüngeren Bruders, Ludwig, der die in Dorpat begonnenen Studien in Kiel zum Abschluß bringen wollte, reiste er zu Schiff nach Lübeck. In Altona lernte er in der mit den Eltern befreundeten Familie Wall die noch nicht 18-jährige Tochter Emilie kennen und verlobte sich mit ihr. Nur 14 Tage konnte er bei der Braut bleiben, da der Urlaub ablief, und er noch mit einigen hervorragenden Fachgenossen in persönliche Beziehung treten wollte; es waren das Repsold in Hamburg, Olbers in Bremen, Gauß in Göttingen. Während er in Berlin nur wenige Tage weilte, blieb er desto länger in Königsberg, wo ihn der Verkehr mit Bessel fesselte und freundschaftliche Beziehungen angeknüpft wurden, welche die beiden bedeutenden Männer länger als ein Menschenalter hindurch zu erfolgreichem Wettkampf auf dem Gebiete der praktischen Astronomie angespornt haben. Ein Jahr darauf konnte der glückliche Bräutigam seine Auserkorene als Frau heimführen, und im Juni fand die Hochzeit statt. Die Feststimmung wurde noch mehr erhöht durch die Anwesenheit des Bruders Karl, der gleichzeitig Dorpat verlassen und bei der Gelegenheit nach 10-jähriger Abwesenheit die alten Eltern besuchen wollte, um ihnen seine ganze Familie vorzuführen. Auch der Bruder Ernst kam mit der Familie aus Flensburg zum Fest, wie auch der jüngste Bruder Ludwig, der eben in Kiel zum Dr. med. promoviert worden war. Außerdem herrschte in jenen Tagen in Altona eine besonders gehobene Stimmung durch die Nachricht von der siegreichen Schlacht bei Waterloo, die der Napoleonischen Herrschaft für immer ein Ende machte. Anfang Oktober traf er mit seiner jungen Frau nach 14-tägiger Seereise in Dorpat ein. Die Ehe ist nach seinem eigenen Ausspruche und nach dem Zeugnisse älterer Freunde eine äußerst glückliche gewesen. Die Frau stammte väterlicher- und mütterlicherseits von französischen Réfugiés her, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus der Champagne nach Deutschland eingewandert waren. Der Name Wall war ein germanisiertes Valles, und die Großmutter eine geborene Cury, aus Magdeburg gebürtig.

Aus dieser ersten Ehe entsprangen 12 Kinder:

[1. Guſtav, 1816—1828]. [2. Alfred, 1817—1834]. 3. Otto, 1819—1905. Direktor der Sternwarte zu Pulkova. 4. Konrad, 1821—1893. Kreisarzt in Krementſchug, Gouv. Poltawa. 5. Heinrich, 1822—1908. Expert für gerichtliche Chemie in der Medizinalverwaltung zu Tiflis. 6. Charlotte, 1824—1894. Vermählt mit dem Aſtronomen Wilhelm Döllen zu Pulkova. [7. Alexandra, 1826—1828]. 8. Bernhard, 1827—1889. Gouverneur in Perm. 9. Alexandra, 1829—1900. Vermählt mit Hofrat H. Koßmann in Karlsruhe, weiland Lehrer der Mathematik an der St. Petri-Schule zu Petersburg. 10. Olga, 1830—1894. Vermählt mit Dr. Georg Lindhagen, Sekretär der Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm. [11. Guſtav, 1832—1834]. 12. Emilie, 1834—1913, unvermählt.

Die erſte Zeit nach der Verheiratung lebte die Familie in Mietwohnungen in der Stadt, und W. Struve hatte die Unbequemlichkeit, zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Beobachtungen immer erſt den Domberg hinanzuſteigen. Erſt im Jahre 1819 war die neuerbaute Direktorwohnung neben der Sternwarte fertig. War die Wohnung anfangs auch geräumig genug, ſo erwies ſie ſich doch beim Zuwachs der Familie als zu eng, zumal da drei Neffen: Adolf, Theodor und Hermann*) im Hauſe waren, die mit den Vettern zuſammen aufwuchſen. Wer die ſpäter durch ein Dachzimmer vergrößerte Wohnung geſehen hat, muß ſtaunen, wie der fürſorgliche Hausvater es verſtanden, alle einigermaßen unterzubringen, wobei er gelegentlich ſein Arbeitszimmer als Schlafzimmer oder Krankenſtube für eines der Kinder einrichten mußte. Die erſte Erziehung der Kinder war ganz in den Händen der Mutter, die die Kinder bis zum 7. Lebensjahr unterrichtete und die Arbeiten der älteren Kinder, ſowie ihr Leben und Treiben überwachte. Den Vater ſahen die Kinder meiſt nur bei den Mahlzeiten und gelegentlichen Spaziergängen, beim Turnen und beim Schlittſchuhlaufen.

Ein beſonderes Glück war es für den jungen Direktor, daß im Jahre 1817 an Stelle des Generals Klinger, der ſich um die Univerſität wenig kümmerte, Fürſt Karl Lieven zum Kurator ernannt wurde. Dieſem einſichtsvollen Manne war die Univerſität zu großem Dank verpflichtet und W. Struve fand in ihm einen ſtets wohlwollenden Gönner, der ſein hervorragendes Talent und ernſtes Streben erkannt und zu ſchätzen gewußt hat. In ſeiner Wirkſamkeit wurde Fürſt Lieven aufs beſte durch Guſtav Ewers unterſtützt, der als Profeſſor der Geſchichte nach Dorpat berufen, durch das Vertrauen der Kollegen geehrt, die einflußreiche Stellung des Rektors bekleidete.

Zu Ewers ſtand Struve alsbald in ſehr freundſchaftlichem Verhältnis und ihm hatte er es beſonders zu danken, daß alle ſeine Beſtrebungen im Intereſſe der Sternwarte ſtets aufs eifrigſte gefördert wurden. Die im Jahre 1812 bei Sagnitz begonnenen geodätiſchen Arbeiten fanden bald eine nützliche

*) Sohn des Onkels Ludwig in Dorpat.

Verwendung, da die „Livländiſche gemeinnützige und ökonomiſche Sozietät“ ihn aufforderte, ſichere Grundlagen zu einer von ihr geplanten Karte der Oſtſeeprovinzen zu liefern. Dieſe Arbeit wurde in den Sommerferien 1816—1819 ausgeführt und lieferte feſte Anhaltspunkte für die bekannte Rückerſche Karte von Livland, ſo daß Struve ſpäter häufig bei Straßenbauten, Trockenlegung von Sümpfen u. ſ. w. als Autorität in dieſer Beziehung gelten konnte. Als Gehülfen bei dieſen trigonometriſchen Meſſungen und geographiſchen Ortsbeſtimmungen ſtanden ihm zur Seite Studioſus Karl Knorre (nachmals Direktor der Sternwarte in Nikolajew) und Wilhelm Baron Lieven, in der Folgezeit General-Quartiermeiſter und Leiter des Topographenkorps im Generalſtab.

Die zwanziger Jahre brachten viel Leben und bunte Abwechslung im Struveſchen Hauſe. Eine Reiſe in die holſteiniſche Heimat nach Altona im Jahre 1820 wurde mit dem von der Regierung gegebenen Auftrag, Inſtrumente für die Gradmeſſung in den Oſtſeeprovinzen in München zu beſtellen, verbunden. Diesmal ging die Reiſe mit der jungen Frau und den drei damals lebenden Söhnen: Guſtav, Alfred und Otto. Die Familie blieb ein ganzes Jahr bei den Großeltern Wall, wo auch der vierte Sohn Konrad geboren wurde. Nur kurze Zeit konnte der glückliche Familienvater bei den Seinigen bleiben, denn es galt den Auftrag der Regierung möglichſt raſch auszuführen, und zugleich bot dieſe Reiſe die Gelegenheit, ſich von den großen Fortſchritten in der Verfertigung von aſtronomiſchen Inſtrumenten durch Fraunhofer zu überzeugen und ſich mit dieſem über den zu beſtellenden großen Refraktor für Dorpat zu beſprechen, denn immer lebhafter wurde der Wunſch nach einem größeren Inſtrument. Die Beſchaffung des Fraunhoferſchen Refraktors, eines zu jener Zeit allgemein als Rieſenrefraktor bezeichneten Inſtruments, galt als höchſte Leiſtung damaliger Optik und Technik. Um den Transport des Inſtruments (im Jahre 1824) auf den zu der Zeit noch ſehr mangelhaften und unebenen Wegen durch Kur- und Livland zu überwachen, wurde Baron Wilhelm Wrangell bis an die preußiſche Grenze entgegengeſchickt. Am 9. November kam der Refraktor wohlbehalten in Dorpat an und wurde in feierlichem Zuge durch die Stadt auf die Sternwarte transportiert.

Bei den Vorleſungen über Aſtronomie wurde Struve die Arbeit zum Teil dadurch erleichtert, daß im ganzen nur wenige Studenten dies Fach als Hauptwiſſenſchaft wählten; dieſen wenigen brauchte er nicht regelmäßig Vorleſungen zu halten, ſondern brachte ihnen durch perſönlichen Verkehr und zwangloſe Unterhaltung, durch Leitung und Überwachung der Aufgaben die gewünſchten Kenntniſſe bei. Hierbei, wie beim Unterricht kam es ihm ſehr zu ſtatten, daß er nie beſonderer Vorbereitung bedurfte, ſondern, mit ausgezeichnetem Lehrtalent begabt, die Vorträge ſozuſagen aus dem Ärmel ſchüttelte. Mehr Anforderung ſtellte der Unterricht von Offizieren des Generalſtabes und der Marine, die ſeit dem Jahre 1822 zum Studium der Aſtronomie auf einige Jahre nach Dorpat geſchickt wurden. Einer der erſten war der Marine-

leutnant, nachmalige Admiral und Marineminister Baron Ferdinand Wrangell, der sich für eine wissenschaftliche Reise nach Sibirien vorbereiten sollte. Ferner besonders Baron Wilhelm Wrangell, der ein treuer Gehülfe seines Lehrers bei der Gradmessung in den Ostseeprovinzen, später als Admiral die hydrographische Aufnahme der Ufer des Finnischen Meerbusens geleitet hat.

Große Freude herrschte im Struveschen Hause, als im Frühjahre 1824 der Bruder Ludwig, seit 1817 mit Conradine Wall, der jüngeren Tochter aus der Wallschen Familie, verheiratet, zum Professor der Medizin nach Dorpat berufen, mit seiner ganzen Familie dorthin übersiedelte. Besonders epochemachend waren die Jahre 1827 und 1828, da in jener Zeit das 25-jährige Jubiläum der Universität gefeiert wurde und die Durchreise Alexander Humboldts durch Dorpat nach Sibirien stattfand, wobei Struve Gelegenheit fand, in näheren persönlichen Verkehr mit dem berühmten Naturforscher zu treten. Auf diese fröhlich-bewegte Zeit folgten einige traurige Ereignisse, die einen dunkeln Schatten auf das ungetrübte glückliche Familienleben werfen. Durch einen wiederholten Blutsturz wurde der Onkel Ludwig in wenigen Tagen dahingerafft und im November 1828 starben im Laufe von 14 Tagen bald nacheinander zwei der Kinder am typhösen Fieber.

Da Wilhelm Struve als Direktor der Sternwarte sowie durch seine wissenschaftlichen Arbeiten ganz in Anspruch genommen war, hatte er sich von allen zeitraubenden Stellungen als Rektor und Dekan von vornherein frei zu machen gesucht; dennoch war er gelegentlich genötigt, den lieben Kollegen Ewers zu ersetzen, der häufig durch Kränklichkeit verhindert war, sein Amt auszuüben. Wenn auch selten, so kam es doch vor, daß er bei etwaigen Unordnungen und Reibereien unter den Studenten richtig einzugreifen verstand und durch den Respekt, den er einflößte, mit Leichtigkeit Frieden stiften und versöhnen konnte. Einen großen Dienst erwies er der Universität auch als Leiter der Feuerwehr, so namentlich bei einem im Januar 1829 ausgebrochenen Brandschaden, der das Hauptgebäude der Universität bedrohte. Trotz der furchtbaren Kälte von fast 30 Grad, was das Löschen bedeutend erschwerte, gelang es den Brand auf einen kleinen Teil des Gebäudes zu beschränken. Für seine tatkräftige und umsichtige Leitung des Löschwesens wurde Struve eines Allerhöchsten Dankes des Kaisers Nikolai I. gewürdigt. Mehrere Jahre hindurch war er auch Mitglied der Baukommission der Universität und seit dem Abgang Georg Parrots 1827 auch mit der Verwaltung des Domparkes betraut.

Mit seinen Kollegen, den Professoren der Universität, hat Struve stets freundschaftliche Beziehungen unterhalten, die kaum jemals getrübt worden sind, da er, von Natur äußerst friedfertig, gegen Fehler andrer stets nachsichtig war; ein glücklicher Optimismus ließ ihn die Schwächen anderer leicht übersehen und, wenn es irgend anging, sie entschuldigen. Am nächsten standen ihm Georg Parrot und Gustav Ewers, der Mineraloge Moritz v. Engelhardt, der Chirurg Chr. Moser, der Physiker und Mediziner Fritz Parrot. Später

gestalteten sich besonders nahe Beziehungen zu Professor Martin Bartels, seitdem dieser als Mathematiker nach Dorpat berufen war. Daneben herrschte ein sehr freundschaftlicher Verkehr mit den Professorenfamilien Rambach, Lenz, Erdmann, Eschholz und Ledebour. — Die Observatorstelle, die früher Struve selbst bekleidete, war seit seiner Ernennung zum Ordinarius aufgehoben und erst 1827 neu geschaffen und besoldet und seinem früheren Schüler Wilhelm Preuß übertragen worden. Die Assistentenstelle an der Sternwarte wurde abwechselnd ebenfalls von ehemaligen Schülern: Knorre, Sabler, Pohrt, Pahnsch, O. Struve und Döllen bekleidet.

Aus dem letzten Jahrzehnt der Dorpater Periode ist besonders erwähnenswert eine Reise in die alte Heimat nach Altona, die Wilhelm Struve wieder mit seiner ganzen Familie unternahm. Von Altona aus reiste er sehr bald allein weiter nach Paris und London. In Paris kam er gerade zur Zeit der Juli-Revolution an und verbrachte dort die 3 historischen Julitage, die mit der Abdankung Karls X. und der Verbannung der Bourbons endeten. Drei Tage mußte er auf der Sternwarte sitzen, bis der Aufstand unterdrückt war und er ins Gasthaus zurückkehren konnte. Nach London zog ihn der Wunsch, mit Sir John Herschel und Sir James South, seinen beiden Rivalen auf dem Gebiet der Doppelsternmessung, in persönlichen Verkehr zu treten, aus dem dann später freundschaftliche Beziehungen bis an's Lebensende entstanden. Eine Folge dieser Reise war, daß 2 Jahre darauf Sir James South nach Rußland kam, um den Riesenrefraktor in Dorpat kennen zu lernen. Der reiche Engländer erregte durch seine große Originalität in den höheren aristokratischen Kreisen der Residenz großes Aufsehen. Insbesondere fand der humorvolle Großfürst Michael Pawlowitsch Gefallen an ihm und veranlaßte ihn, in Wilh. Struves Gesellschaft die Reise nach Moskau auszudehnen, wo der Großfürst selbst ihm die Sehenswürdigkeiten der alten Zarenstadt zeigte. Dadurch kam Struve in häufigere Beziehung zum großfürstlichen Hause, wo ihm die geistreiche Großfürstin Helene Pawlowna mit besonderem Wohlwollen entgegentrat. Auch nach Dorpat kam der große englische Gelehrte, wo er neben ernsten Studien auch an verschiedenen Gesellschaften und Jagden in den adligen Familien teilnahm.

Kaum hatte Struve das 40. Lebensjahr (1833) erreicht, so traten Ereignisse ein, die eine große Wandlung in seinem Leben zur Folge hatten. Von einer Chronometerexpedition behufs Längenbestimmung einiger Punkte am Baltischen Meere zurückgekehrt, fand er im August die Familie in großer Aufregung. Der 16-jährige Sohn Alfred war an einem bösartigen Hüftleiden erkrankt. Trotzdem entschloß Struve sich im November darauf nach Petersburg zu reisen, um an den Beratungen über die Gründung einer Hauptsternwarte teilzunehmen. Bei seiner Rückkehr zu Weihnachten findet er den Sohn in hoffnungslosem Zustande, und am Neujahrsmorgen (1834) stirbt die Frau bei der Geburt des jüngsten Kindes, worauf der Sohn Alfred am folgenden

Morgen ſeinen Leiden erliegt. Wie betäubt ſtand Struve am Sarge ſeiner Lebensgefährtin, umringt von einer Schar unmündiger Kinder, die ſo ſehr der Fürſorge der Mutter bedurften. Zufällige Umſtände vermochten den Schmerz zeitweilig zu lindern und in ihm neuen Lebensmut zu entfachen. Beſonders wohltuend war es ihm, daß er Ende Februar nach Petersburg mußte, um die von Brülow entworfenen Baupläne der Pulkovaer Sternwarte zu prüfen. Am 3. Apeil 1844, ſeinem 42. Geburtstage, wurde er zur Audienz beim Kaiſer berufen, um Sr. Majeſtät die Baupläne vorzulegen und darüber Bericht zu erſtatten. Nachdem der Kaiſer den Bericht angehört, wird der Brülowſche Bauplan zur Ausführung beſtimmt, der Pulkovaer Berg zur Anlage der Sternwarte bezeichnet und Struve zum Direktor ernannt, wobei ihm die Vollmacht erteilt wird, die erforderlichen aſtronomiſchen Inſtrumente zu beſtellen.

Im Juni des Jahres 1834 unternimmt W. Struve eine Reiſe ins Ausland, um Rückſprache mit einigen Fachgenoſſen zu nehmen und ſich mit ihnen über mancherlei zu beraten, ſo mit Beſſel in Königsberg und Humboldt in Berlin, Schuhmacher in Altona und Olbers in Bremen. Mit den hervorragenden Meiſtern Repſold in Hamburg und Ertel in München werden Einzelheiten der neuen Inſtrumente eingehend beſprochen. Geſtärkt und erfriſcht kehrte er im November zu den Seinigen zurück, fand aber bei ſeiner verwaiſten Kinderſchar nicht alles in dem Zuſtande, wie er es gehofft hatte. Es fehlte die rechte Aufſicht, die Seele des Hauſes, die treue Gattin und liebevolle Mutter. Dieſer Umſtand mag in ihm den Entſchluß beſtärkt haben, ſich nach einer neuen Lebensgefährtin umzuſehen. Bereits Ende November hielt er bei ſeinem Kollegen Bartels um die Hand ſeiner Tochter Johanna an, auf deren vortreffliche Eigenſchaften ihn ſchon ſeine erſte Frau aufmerkſam gemacht hatte. Aus dieſer zweiten Ehe ſtammten ſechs Kinder:

1. Karl, (1835—1907), Ruſſiſcher Geſandter in Waſhington und darauf im Haag. 2. Friedrich, (geb. 1836). 3. Paul, (geb. 1838), beide ſtarben bald nach der Geburt. 4. Anna, (1839—1905), vermählt mit dem Kaufmann Ludwig Cremers. 5. Ernſt, (1841—1912), Maſchineningenieur, Agent einer Feuerverſicherungsgeſellſchaft in Moskau. 6. Nikolai, (geb. 1842), Lehrer der deutſchen Sprache, der einzig Überlebende von 12 Geſchwiſtern. Von den 18 Kindern aus 2 Ehen haben 12 den Vater überlebt und alle ein hohes Alter erreicht; die meiſten ſind 70 und drüber, einzelne über 80 Jahre alt geworden.

Am 21. Juni 1835 fand die feierliche Grundſteinlegung der neuen Sternwarte ſtatt. Unterdeſſen waren ſchon in München, Hamburg, Berlin, London und Petersburg die erforderlichen Inſtrumente in Arbeit. Das alles in Gang zu bringen, war keine kleine Aufgabe, da es darauf ankam, den Meiſtern nicht nur die Gedanken klar zumachen, ſondern auch dieſe zur Ausführung zu bringen. Gehülfe bei dieſer Arbeit war Struves ehemaliger

Schüler von Dorpat her, Uno Pohrt, der ſich als Aſtronom der angewandten Mechanik gewidmet hatte. Pohrt wurde auch mit dem Transport der Inſtrumente nach Pulkova betraut. Die Hauptſorge und Arbeit lag indeß auf den Schultern des neuen Direktors, der über alles der Baukommiſſion zu berichten und über etwaige Schwierigkeiten zu beratſchlagen hatte.

In ſeiner „Description de l'observatoire de Poulcova“ ſagt er: „Eine beſſer geeignete Örtlichkeit als den Pulkovaer Berg konnte der Kaiſer nicht gewählt haben. . . . Der Geſichtskreis der Sternwarte iſt ſehr weit, denn die größte Entfernung zwiſchen zwei ſichtbaren Punkten beträgt etwa 70 Werſt. Auch in andrer Beziehung hat der Ort vieles für ſich, er hat ſchönes geſundes Quellwaſſer und iſt von allen Seiten von ſchönen Wieſenflächen umgeben, hat kleinere und größere Parkanlagen und Baumanpflanzungen mit ſchönem Laub- und Nadelholz.“ — Während die Bauern ihre Obſtbäume noch umpflanzten und ihr Hab und Gut auf die ihnen vom Kaiſer angewieſenen Wohnplätze transportierten, war ſchon ein proviſoriſcher Turm fertig, auf welchem der Aſtronom Fuß das Paſſageninſtrument aufſtellte und es auf die Feſtungsſpitze richtete, um ſich daran zu erfreuen. Aus verſchiedenen Orten kamen die für Pulkova beſtimmten Inſtrumente an; aus München bis Travemünde wurden ſie auf eigens dazu beſtimmten Federwagen transportiert. In Travemünde wurden ſie darauf nebſt den aus England gebrachten Inſtrumenten auf Dampfer verladen und nach Petersburg geſchickt. Bald nach den Münchener Inſtrumenten langten auch die Kiſten aus Hamburg an. Es ſtellte ſich heraus, daß ſämtliche Inſtrumente heil und unverſehrt angekommen waren, und keins auch nur im geringſten gelitten hatte. Somit ſtand der Eröffnung der neuen Sternwarte im Auguſt 1839 nichts weiter im Wege. Im Juni ſiedelte die ganze Familie nach Pulkova über, nachdem im März vorher Struve tief gerührt und ſichtlich ergriffen in einer Konſeilſitzung von der Univerſität Abſchied genommen hatte: „So muß ich denn,“ hieß es in der Abſchiedsrede, „von Dorpat ſcheiden, und Sie werden es verſtehen, wenn ich den Gefühlen Ausdruck gebe, die mich bei dieſer Trennung bewegen. Tiefe Wehmut erfaßt mich, da ich den mir ſo lieb gewordenen Ort, die Kollegen und ergebenen Freunde verlaſſe. Zu dieſem wehmütigen Gefühl kommt noch die herzliche Dankbarkeit für alles das, was mir von der Vorſehung während des Aufenthaltes in Dorpat beſchieden worden. Die Dorpater Univerſität hat mich als Jüngling in die Zahl ihrer Schüler aufgenommen. Sie hat mir nicht nur die Mittel zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung gegeben, ſondern auch die Möglichkeit, mich dem Studium der Aſtronomie zu widmen. Im Jahre 1813 hat ſie mich zum Profeſſor ernannt und im Laufe von 26 Jahren meine Pläne ſtets gefördert, die, wenn ſie auch immer zum Ruhm der Wiſſenſchaft und zur Ehre der Univerſität gedient, manchmal auch zu kühn geweſen ſind. Die in Dorpat erſchienenen Werke — es iſt mir angenehm, ſo zu denken — haben die Aufmerkſamkeit der Petersburger Univerſität darauf gelenkt, daß auf dem

Gebiet der Aſtronomie eine neue Aera in Rußland anbrechen muß. Und ſo erlaube ich mir, der Dorpater Univerſität im Namen der Wiſſenſchaft und von mir perſönlich dem Gefühl der Anerkennung und Dankbarkeit, das mein Herz erfüllt, mit den Worten Ausdruck zu geben, die hoffentlich auch in den Herzen der Anweſenden Widerhall finden werden: Vivas, crescas, floreas, alma mater Dorpatensis!“

Am 7. Aug. 1839 fand im Beiſein des Miniſters Uwarow, hoher Würdenträger, verſchiedener Geſandter und faſt ſämtlicher Direktoren der ruſſiſchen Sternwarten, Knorre aus Nikolajew, Paucker aus Mitau, Savitſch aus Dorpat u. a. die Einweihung der neuen Sternwarte in Pulkova ſtatt, — ein Markſtein in dem Leben Wilh. Struves. Nach vorangegangener kirchlicher Feier hielt der Direktor eine Rede über die Wichtigkeit dieſes Feſtes für die Wiſſenſchaft und ſtattete zugleich dem erlauchten Gründer, dem Miniſter, dem Vorſitzenden der Baukommiſſion, Admiral Greigh, ſeinen tiefgefühlten Dank aus. Einige Wochen ſpäter ſtattete Kaiſer Nikolai der Sternwarte einen längeren Beſuch ab und hörte aufmerkſam den eingehenden Vortrag Struves über die Einrichtung, den Gebrauch und die Eigenſchaften der verſchiedenen Inſtrumente. Beim Abſchiede wünſchte er dem Miniſter Glück zu der großen Errungenſchaft und fragte in ſcherzendem Tone den Direktor, ob er auch zufrieden wäre. Dieſer antwortete bejahend, fügte aber mit der ihm eigenen Offenherzigkeit hinzu, er ſtehe nicht dafür, daß er nicht in kurzem wiederum an die Großmut Sr. Majeſtät appellieren würde.

Aus der erſten Periode des Pulkovaer Aufenthaltes iſt beſonders eine Reihe öffentlicher Vorleſungen über populäre Aſtronomie zu erwähnen, die im Winter 1841 und 1842 in Petersburg in der Univerſität und in der Akademie zu wohltätigen Zwecken gehalten wurden. Zu den regelmäßigen Zuhörern gehörte auch der junge hochbegabte Großfürſt Konſtantin Nikolajewitſch mit ſeinem Erzieher, dem Admiral Lütke, der ſpäter auch einen vollſtändigen Kurſus der Aſtronomie an der Pulkovaer Sternwarte durchmachte. Dieſe Beziehungen des Großfürſten wurden noch mehr gefeſtigt durch die im Herbſt 1845 auf ſeinen Betrieb erfolgte Gründung der „Ruſſiſchen Geographiſchen Geſellſchaft“, zu deren erſtem Vorſitzenden Seine Kaiſerl. Hoheit ernannt wurde, während die geiſtige Urheberſchaft vornehmlich den Admiralen Lütke und Baron Ferd. Wrangell und den Akademikern Baer und Struve gebührte. An den Verhandlungen und Arbeiten der geogr. Geſellſchaft nahm Struve in der erſten Zeit lebhaften Anteil, je mehr er ſich aber in ſeinem Studierzimmer den aſtronomiſchen Arbeiten hingab, räumte er ſeinen Platz in der geogr. Geſellſchaft jüngeren Kräften ein. Eine Reihe glänzender Werke ſind in dieſer Zeit entſtanden, ſo vor allem die ſchon erwähnte „Description de l'Observatoire centrale de Poulkova“ (1845), ein Werk, das durch die ſorgfältige Beſchreibung der Inſtrumente und die Anweiſung über ihren Gebrauch ein hochgeſchätztes

Handbuch der praktischen Astronomie wurde. Nach Vollendung dieses Werkes beschäftigte ihn die umfangreiche Einleitung zu dem Katalog der Besselschen südlichen Zonenberechnung, welche ihn zu eingehenden Studien über die Verteilung der Sterne am Himmelsgewölbe führte und damit die Grundlage zu seiner 1847 erschienenen klassischen Schrift „Etudes d'Astronomie stellaire" bildete. Ferner ging Struve an die Bearbeitung der von ihm und unter seiner Leitung ausgeführten Meridianbestimmungen der Doppelsterne. Die Ergebnisse dieser Arbeit sind in dem 1852 erschienenen, dem Andenken William Herschels und W. Bessel gewidmeten Werke „Positiones mediae stellarum duplicium et multiplicium" niedergelegt, welches die Summe aller Studien auf dem Gebiet der Stellarastronomie bietet. Die letzte große Arbeit, die in den Jahren 1853—57 ausgeführt wurde, hatte die Bearbeitung der russisch-skandinavischen Breitengradmessung zwischen der Donau und dem Eismeer zum Gegenstande.

Außer dieser Menge wissenschaftlicher Arbeiten war W. Struve vielfach auch nach außen hin in den 40-er Jahren durch Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken in's Ausland in Anspruch genommen. Im Jahre 1843 führte ihn die große Chronometerexpedition zwischen Pulkova und Altona in seine alte Heimat, wo er die Freude hatte, seine alte hochbejahrte Mutter noch in voller geistiger Frische und Rüstigkeit wiederzusehen. Die Reise dehnte er bis an den Rhein aus, wohin das Wiedersehen mit dem Freunde Argelander in Bonn lockte, sowie nach Gotha, um mit Hansen in nähere Beziehung zu treten. Im folgenden Jahr 1844 bot ihm die Fortsetzung der Chronometerexpedition zwischen Altona und Greenwich Veranlassung zu einer Reise nach England, und seit der Zeit rühren die näheren Beziehungen zwischen Pulkova und Greenwich, welche später fast 50 Jahre hindurch die beiden Sternwarten zu gegenseitiger Förderung ihrer Wissenschaft innig verbunden haben. Das dadurch entstandene Freundschaftsverhältnis zu dem als Mensch und Gelehrten gleich hochstehenden englischen Astronomen Airy ist für Vater und Sohn, Wilhelm und Otto Struve, eine reiche Quelle des Glücks geworden. Auf der zweiten Reise nach England 1847 sah Struve die verehrte Mutter zum letzten Mal; kurz vor seiner Rückfahrt nach Hause war sie sanft entschlafen. In England war es für W. Struve von großem Interesse, der Einsetzung des Prinzen Albert als Kanzler der Universität Cambridge beizuwohnen und daselbst den durch die Entdeckung des Neptun berühmt gewordenen französischen Gelehrten Le Vernier kennen zu lernen, mit dem er dann zusammen nach Paris kam, um dort Gegenstand großer Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen zu werden. Auf der Rückreise nach Rußland schloß sich in Stettin Airy seinem Freunde an, um einige Wochen in Pulkova zuzubringen und dort die neuen Instrumente in der Sternwarte kennen zu lernen.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Дозволено военною цензурою. — Ревель, 16 Марта 1915 г.

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“** erscheint im Jahr 1915 in 6 Doppelheften.

Bezugspreis: jährlich 3 Rbl., mit Zustellung durch die Post 3 Rbl. 50 Kop.

Abonnements nehmen alle größeren Buchhandlungen bei gleichzeitiger Einsendung des Betrages entgegen und der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstr. 20. Postfach 317.

Preise für Anzeigen in der „Deutschen Monatsschrift“: 1 Seite — 20 Rbl., 1/2 Seite — 10 Rbl., 1/4 Seite — 6 Rbl., 1/8 Seite — 3 Rbl. Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20. (Ревель. Эстляндской губ. Татарская ул. 20.)

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Buchhandlung von G. Löffler, Riga.
Sandstraße 20. Telephon 15-80.

Deutsche Monatsschrift für Rußland, der Balt. Monatsschrift 56. Jahrg., herausgegeben von Alex. Eggers.

Jahrgang 1914 in Heften 5 Rbl., geb. in 2 Bde. 6 Rbl. 20 Kop., in 1 Bd. 5 Rbl. 90 Kop.
„ 1913 in Heften . . . . . 3 Rbl.
„ 1912 „ „ . . . . . 2 Rbl.

Die Freunde der **Deutschen Monatsschrift** seien noch besonders aufmerksam gemacht auf den **IV. Quartalsband** des Jahrgangs 1914 (enthaltend die Monate Oktober-November-Dezember), Preis 1 Rbl. 25 Kop., mit Porto 1 Rbl. 45 Kop., der eine ganze Reihe besonders interessanter Aufsätze enthält, wie: Aus dem Leben des weil. Moskauer Generalsuperintendenten H. Dieckhoff. — R. Winkler: König Karls XII. Zug nach Narva im Jahre 1700. — H. Semel: Die weltgeschichtlichen Voraussetzungen für die Entstehung des Naturalismus in der modernen Literatur. — E. Seraphim: Michael von Reutern, ein russischer Staatsmann unter Kaiser Alexander II. — Carl Worms: Narzissen. — Prof. P. Mitrofanoff: Rußland und Deutschland. — Norman Angell: Der Krieg und die Industrie. — O. Greiffenhagen. Zur Entwicklungsgeschichte des baltischen Literatenstandes.

Vergoldungs- und Bildereinrahmungs-Atelier
RIGA Wallstraße № 12. **Gustav Fedrowitz,** Telephon 4369. Malerstraße № 12.
Gemälderahmen in allen Stilarten, für Bildereinrahmungen stets Neuheiten.
Neuvergoldungen an Rahmen, Möbeln u. inneren Architekturen u. s. w.

Печатать разрѣшается полиціею. Verantwortlicher Redakteur: **Alexander Eggers.**
Buchdruckerei Christoph Mickwitz, Reval, Breitstraße 5.

Deutſche Monatsſchrift für Rußland

der

Baltiſchen Monatsſchrift 57. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 5. 6. Mai-Juniheft. **1915.**

Nachdruck verboten.

Dorettchen.

Eine kurländiſche Erzählung aus alter Zeit von Elſa Bernewitz (Riga).

(Schluß.)

Siebentes Kapitel.

Seit jenem Tage lief Dorettchen noch ſtiller, noch blaſſer durchs Haus, und wenn ſie allein war, rang ſie heimlich die Hände.

Wie konnte ſie Paul Wiedemann heiraten, da ſie doch einen anderen ſo ſehr liebte und dieſer Weg ſo tief hinein in Sünde und Schande und Verzweiflung führte! Darum faßte Dorettchen einen Entſchluß, der furchtbar war, denn ſie, das kleine, ſchüchterne Dorettchen, hatte vor, das zu tun, was niemand im Hauſe und niemand auf dem Hofe, ja keiner der Herren in der Umgegend zu tun wagte! Sie wollte ihrem Vater den Gehorſam weigern, vor ihn hintreten und ſprechen: ich kann Paul Wiedemann nicht heiraten!

Sie rang tagelang mit ihrer Angſt, wie mit dem Tode, und als ſie nun mit ſinkenden Knieen, im Kopf einen Wirbel angſtvoll durcheinander hetzender Gedanken, vor Paſtor Ilefelds Schreibzimmertür ſtand, die ſtreng geſchloſſen war, denn es war Sonnabend, und er wollte nicht geſtört ſein, ſelbſt in der anſtoßenden blauen Stube durfte ſich niemand aufhalten, da zwang die Verzweiflung ihr ein läſterliches Gebet ab: Gott möge ſie ſterben laſſen, jetzt, in dieſem Augenblick, damit ſie ihr Leben voller Not und Qualen nicht zu Ende zu leben brauchte.

Vielleicht wäre ſie nie in das Studierzimmer gelangt, und die Bitte, die über ihr Leben entſchied, wäre nie geſprochen worden, hätte ſich nicht in dem Augenblick drinnen ein Geräuſch hören laſſen, als ſtehe jemand auf, und in der Angſt, der Vater könne ſchnell heraustreten und ſie an ſeiner Tür finden, wie jemand, der heimliche Wege des ſchlechten Gewiſſens ſchleicht, drückte ſie die Klinke auf und ſtand vor dem Vater.

— Was willſt du? herrſchte er ſie an. Es iſt Sonnabend, ich will nicht geſtört ſein. Geh ſofort hinaus!

Aber Dorettchen rührte ſich nicht vom Fleck. Ihr war klar, daß ſie jetzt dableiben mußte, weil ein zweites Mal einen ſolchen Augenblick zu durchleben, es ihr an Kraft und entſchloſſenem Mut fehlen würde.

— Geh, ſagte Paſtor Ilefeld noch einmal und ſchrieb weiter an ſeiner Predigt, als wäre niemand im Zimmer.

Als er den Kopf nach einer Weile hob, ſtand ſeine Tochter noch immer da, und wie er ſie nun näher anſah, da las er auf ihrem Geſicht eine Botſchaft geſchrieben, die ſich an ihn richtete.

— Was willſt du? fragte er kurz.

— Vater, ſtammelte Dorettchen, Vater! und brachte kein weiteres Wort über die Lippen.

Da dämmerte in Paſtor Ilefeld eine Ahnung der Wahrheit auf, er wußte, worum ſein Kind ihn bitten wollte, und ſeine Augenbrauen fuhren zornig in die Höhe. —

— Ich frage dich zum zweiten Male: was willſt du? Sprich! Oder verlaß augenblicklich mein Zimmer!

— Ich kann Paul Wiedemann nicht heiraten, ſagte Dorettchen.

— Du kannſt Paul Wiedemann nicht heiraten? Ja, wer hat dir denn das eingeredet? Das iſt ja eine ſchöne, eine erfreuliche Neuigkeit!

— Ich kann Paul Wiedemann nicht heiraten, wiederholte Dorettchen.

— Kind, ſprich keinen Unſinn, ſagte Paſtor Ilefeld ruhig. Du biſt krank. Komm, laß mich deinen Puls fühlen . . . du haſt kaltes Fieber! Geh, ſchlaf dich aus, wir ſprechen morgen weiter. . .

Dorettchen ging nicht nach der Tür, ſie trat näher an den Schreibtiſch und griff mit den Armen rückwärts, wie um eine Stütze zu gewinnen für ihre ſinkenden Glieder.

— Ich will ihn nicht heiraten, ſprach ſie wie von Sinnen.

— Du — wirſt — ihn — nicht — heiraten? ſtieß Paſtor Ilefeld, jedes einzelne Wort ſchwer betonend, heraus. Du wirſt ihn nicht heiraten? Ja, wer iſt hier eigentlich der Verrückte von uns beiden? Bin ich es oder biſt du es? Ich verſtehe nicht, ich begreife nicht . . . . er griff ſich wie verwirrt an den Kopf. Warum willſt du ihn nicht heiraten? Antworte! ſchrie er, als Dorettchen nicht gleich ſprach.

— Ich liebe ihn nicht. . .

— Du liebſt ihn nicht! Wie willſt du auch mit deinen dummen neunzehn Jahren ſchon wiſſen, was Liebe iſt! Wer verlangt denn auch von dir, daß du Paul Wiedemann lieben ſollſt? Du Grünſchnabel, ſchrie er plötzlich auf in raſendem Zorn, willſt du mehr vom Leben wiſſen, als ich alter erfahrener Mann? Glaubſt du, das Leben iſt ſo, wie es in deinen Romanen beſchrieben iſt? Brennende Leidenſchaft. . . . Ewige Liebe. . . Er fuhr mit der Hand durch die Luft, als ſcheuche er lauter verächtliche Geſpenſter von ſich. Ich ſage dir, ich, der das Leben kennt, es verlangt mehr von uns, als ſchöne Gefühle. Frage doch die verliebten Brautpaare nach zehnjähriger Ehe, was ſie von dem ganzen verliebten Getue dann noch halten? Heirate erſt, und einen prächtigen Menſchen, wie Paul Wiedemann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, und du wirſt erfahren, was Liebe iſt! Liebe kommt in der Ehe: zuſammen tragen, zuſammen leiden, ſich zuſammen freuen — kurz miteinander leben, — das iſt Liebe, vor der ich mich beuge, aber alles verliebte Getue und Getändel, die verliebten Brautgefühle ſind nicht mehr wert, als ein Strohfeuer, das keine Wärme gibt!

Dorettchen ſtand regungslos. Des Vaters Worte brauſten über ſie hin, wie ein wildes furchtbares Waſſer. Sie hörte ſie kaum und verſtand ſie nicht.

— Oder haſt du eine andere Liebe? Sag es mir bitte, ich will dir nicht im Wege ſein! Und wer ſollte es denn auch ſein? Einer von Fritz Ilefelds Söhnen? Hans? Peter? oder Joachim? Willſt du warten, bis die ausſtudiert haben? Oder vielleicht, bis der junge Sumahlſche um dich wirbt . . . da kannſt du freilich lange warten. Kind — ſagte er und ſein Ton wurde ganz ſanft, faſt freundlich, — ich habe dich doch beobachtet, ich weiß, daß du dir aus keinem Manne in der Gegend etwas machſt, auch wenn du vielleicht anders darüber denkſt! Das ſind kindiſche Torheiten, die zerreißen vor dem wirklichen Leben wie die Spinnweben, wenn der Wind hinein bläſt. Geh jetzt, und wir wollen nicht mehr davon ſprechen!

Da ſank Dorettchen in die Knie und rang die Hände empor in flehender Angſt.

Paſtor Ilefeld erhob ſich aus ſeinem Seſſel. Er reckte ſich zu ſeiner ganzen Länge und trat in furchtbarer Majeſtät vor ſein Kind, das vor ihm am Boden lag.

— Du willſt mir trotzen? ſprach er und ſeine Stimme kündete Sturm und Gewitter. Weißt du, was du damit tun willſt? Wenn ein Knecht mir nicht gehorcht, ſo laſſe ich ihn peitſchen, und wenn einer meiner Patrone nicht meiner Meinung iſt, dann laſſe ich ihn fühlen, wer von uns den feſteſten Willen hat! Ich hatte ſie alle gegen mich, als es ſich darum handelte, die Kirche neu zu bauen. Sie wollten einen anderen Platz, ich allein ſtimmte für die alte Stelle. Sieh hinaus, ſchrie er auf und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gegenſtände auf ihm klirrend aufſprangen. Wo ſteht meine Kirche? Und du, du Kind willſt mir Trotz bieten!

Dorettchen wand ſich am Boden.

— Haſt du das vierte Gebot vergeſſen, oder meinſt du, einem neumodiſchen Frauenzimmer tue nicht mehr not, darnach zu handeln? Wer iſt hier Herr im Hauſe, ich oder du? Ich meine wohl ich, und ſo lange ich am Leben bin, beſtimme ich den Geiſt in meinem Hauſe, und der heißt Gottesfurcht und Ehrfurcht vor den Eltern. Sofort ſagſt du mir das vierte Gebot!

Dorettchen am Boden flüſterte:

— Du ſollſt Vater und Mutter ehren . . .

— Ehren! ſchrie ihr Paſtor Ilefeld dazwiſchen . . .

— . . . auf daß es dir wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden.

— Und wie ehrſt du deine Eltern? Wie dankſt du es ihnen, wenn ſie für dein Wohlergehen auf Erden ſorgen, für dich denken und in die Zukunft ſehen? Du willſt ſelbſt für dich ſorgen! Kennſt du das Leben etwa beſſer, als deine Eltern? Du denkſt dir wohl, die Freier wachſen in Kurland aus dem Boden, wie die Pilze bei Regen? Jede Woche kommt ein anderer in der Staatskaleſche vorgefahren und du kannſt nur ſo wählen. . . . Heutzutage kann man froh ſein, wenn man eine Tochter unter der Haube hat! Oder erſcheint dir das Los deiner Tanten nachahmungswert? Daſitzen bis in alle Ewigkeit und auf den Rechten warten, bis man alt und grau und mürriſch wird, ſich ſelber und anderen eine Laſt! So . . . jetzt wird kein Wort mehr über die Sache geſprochen. . . . Er reckte den Arm nach der Tür . . . Hinaus!

Dorettchen erhob ſich, der Wagen des Schickſals war über ſie hingegangen, er hatte ſie zermalmt. Langſam, ohne den Vater anzuſehen, ging ſie nach der Tür.

Sie ſuchte die Mutter. Sie fühlte, daß dieſe Stunde zu ſchwer, zu dunkel war, um allein durch ſie zu gehen.

Es war eine ängſtliche Stille in den Räumen, als hätte das Unwetter, das in der Studierſtube getobt, ſeine Wogen bis in den letzten Winkel des Hauſes geſchlagen. Nichts rührte oder regte ſich, die Schweſtern waren verſchwunden, die Mutter nicht da.

Dorettchen raffte ihre letzte Kraft zuſammen und ging durch die Küche, wo die Leute beim Veſperbrot ſaßen.

Sie fand die Mutter in der Speiſekammer. Dort ſtand ſie am Fenſter und weinte.

Es wurde kein Wort zwiſchen ihnen gewechſelt, ſie ſchloſſen einander auch nicht in die Arme, ruhig blieb die Paſtorin am Fenſter ſtehen, ſie fuhr ſich nur häufiger mit dem naſſen Tuch über die Augen, ſeit ſie in die toten Augen ihres Kindes geſehen, und Dorettchen ſetzte ſich ſtill auf die Mehlkiſte im Winkel und ſchluchzte dort hoffnungslos in ſich hinein.

Sie ſprachen nicht mit einander, ſie klagten niemand an, ſie lehnten ſich nicht heimlich auf, aber es war doch der tiefe Troſt wortloſen Verſtändniſſes in dieſen ſtumm geweinten Tränen, das troſtreiche Ineinanderfließen von zweierlei Geſchick, das Sichbeugen und Gehorchen hieß und ſeine Laſt tragen, ſtumm und ergeben, bis an die Grenze der Kraft.

Es war Dorettchen gut, daß in dieſem Augenblick jemand da war, der ihr half, ſonſt hätte ſie ſich vielleicht einſam gefühlt, weil draußen das Leben gleichmütig ſeinen gewohnten Gang ging, das Vieh von der Weide kam und brüllend zur Pumpe ſtampfte, der Schwengel kreiſchend hin und her flog und Sappe vor der Küchentür ihr eintönig zärtliches „zipp, zipp zahling“*) rief, den Hühnern das Abendfutter ſtreuend.

Dann kam ein wunderlicher Abend, ſo wie er droben in dem ſtillen Mädchenzimmer des Birſeneeker Paſtorats noch nicht erlebt worden war.

Dunkle Angſt hockte in den Winkeln und ſah ſchwarz heraus, und die unbeſtimmte Schwere eines abziehenden Ereigniſſes, das fortgehend ſeinen Schatten noch lange hinter ſich herzieht, drückte die Gemüter.

Conſtanzchen und Luischen wußten nicht, was vorgefallen war, aber ſie fühlten, daß es ſchwer und ſchrecklich geweſen ſein mußte: des Vaters Geſicht zum Abendbrot war furchtbar geweſen und das laſtende Schweigen während der Mahlzeit ängſtlicher, als jedes laute Schelten.

Und nun lag Dorettchen in ihrem Bett und weinte und ſchluchzte, daß es jämmerlich durch das Zimmer klang. Mit einem Gefühl, das aus Angſt und Ehrfurcht ſeltſam gemiſcht war, ſahen die Schweſtern zu Dorettchen hin, aber ſie machten einen ſcheuen Bogen um ihr Bett, denn als Conſtanzchen verſucht hatte, ihr gutmütig tröſtend über das Haar zu ſtreichen, da war das ſanfte Dorettchen heftig aus ihren Kiſſen gefahren, und, die Hände der Schweſter mit einer wilden Geberde des Abſcheus von ſich ſtoßend, hatte ſie angefangen eintönig jammernd immer wieder dasſelbe zu rufen:

— Laßt mich in Frieden, laßt mich nur in Frieden!

Nun duckten ſich die beiden in ihren Betten, fürchteten ſich vor der Dunkelheit, vor der eintönig klagenden Regenmelodie am Fenſter und vor Dorettchens großem Jammer.

Als es Nacht wurde, kam die Mutter und ſaß ſtill, die Hände im

*) lettiſch.

Schoß gefalten, in ihrer weißen Nachtjacke und dem runden Häubchen auf den dünnen Haaren an Dorettchens Bett, bis Conſtanzchen und Luischen, durch ihre ſtille Gegenwart beruhigt, in Schlaf ſanken, um Angſt und Kummer zu verſchlafen und fröhlich aufzuſtehen, weil am anderen Morgen die Sonne doch wieder ſchien, bis auch ihr verweintes Kind, das arme traurige Dorettchen, ſtiller wurde und in Schlaf ſank.

Achtes Kapitel.

Es war Dorettchen klar, nachdem des Vaters Zorn ſie aus dem dämmernden Traumzuſtand geriſſen und ihr die Augen für die Unabänderlichkeit ihres Schickſals geöffnet hatte, daß ſie Ulrich Märzendorff noch einmal ſehen mußte, um von ihm traurigen Abſchied für immer zu nehmen.

Sie dachte dabei nicht an Paul Wiedemann.

Wenn ſie ſich auch immer wieder klar zu machen ſuchte, daß ſie in gar nicht langer Zeit ſeine Frau ſein würde, ihr Gefühl wußte nichts von ihm. Sie hörte nicht zu, wenn er ihr ſeine langen Geſchichten erzählte, ſeine Küſſe und ungeſchickten Liebkoſungen merkte ſie kaum, ihre Seele kannte nur den einen: Ulrich Märzendorff, den fremden Mann, der, aus der Ferne gekommen und ihr friedliches Daſein heimlich und rätſelhaft kreuzend, deſſen ſtärkſter Eindruck und ganze Sehnſucht geworden war.

Darum fragte ſie niemand um Erlaubnis, ſondern ging eines Tages am ſpäten Nachmittag ſtill davon. Ihn noch einmal ſehen und die fremdbekannten Worte hören, die er zu ihr ſprach, das allein, ſo meinte ſie, würde ſie ſtiller und ergebener in die künftige Leere ihres Geſchicks gehn laſſen.

Sie dachte auch nicht daran, einen Umweg zu machen, wie eine, die auf verbotenen Wegen iſt, — geradeswegs ging ſie durch die Sonne auf Birſeneeken zu, lief mehr, als daß ſie ging, bis ſie atemlos vor dem Gitter ankam: dort blieb ſie betroffen ſtehen, die immer verſchloſſene Pforte war offen und auf der Steintreppe zwiſchen den Roſen ſaß Ulrich Märzendorff, den Kopf in die Hände geſtützt, verloren und verlaſſen da.

Nun erſchrak Dorettchen doch, das Herz begann ihr zu hämmern, die Hände fielen ihr herab und ſie rührte ſich nicht vom Fleck.

Aber das Gitter bewegte ſich und knarrte, Ulrich Märzendorff wandte den Kopf und ſah ſein Dorettchen, ganz blaß und ſchmal geworden, mit einer jämmerlichen Miene in ihrem Kindergeſicht, vor ſich ſtehen. Da wich der Ausdruck müder Verzweiflung von ſeinen Zügen, er lächelte und ſtreckte ihr die Hand entgegen. Und Dorettchen machte ein paar Schritte nach vorne, faßte ſeine Hände und ſelbſtvergeſſen ſank ſie auf ihn.

Und er vergaß, daß es eines anderen Mannes Braut war, die er in ſeine Arme ſchloß, dachte einzig und allein daran, daß er ſeines armen verlorenen Lebens letzten Glücksſchimmer noch einmal mit den Händen faßte.

— Es war ein ſchöner Traum von mir, daß ich dich einmal heiraten würde, ſprach Ulrich Märzendorff. Aber es war Frevel, davon auch nur zu träumen! Wenn ich mit einer Bitte vor deinen Vater getreten wäre, weißt du, was mein Los geweſen wäre? Mit ſeinen Hunden hätte er mich vom Hof gehetzt, mit ſeinen Hunden! ſchrie er auf, als erlebte er in Wahrheit dieſe Pein.

Dorettchen weinte. Sie wollte ihn tröſten, die Wunden verbinden, die das Leben hier geſchlagen hatte, aber in der Einfalt ihres kindlichen Herzens wollte ihr nichts anderes einfallen, als daß ſie leiſe und beſchämt zu ihm ſagte:

— Ich hätte dir keine gute Frau ſein können, ich bin ſo dumm!

Und Ulrich Märzendorff, berauſcht von der unſchuldigen Süße dieſes reinen Kindes, beugte ſich zur Erde und küßte den Saum ihres Kleides:

— O Kind, Kind, ſprach er zu ihr. Meinſt du wir ſuchten im Weibe etwas, das uns gleich ſei, und uns darum in unſerer Qual verſteht? Meinſt du, wir ſehnten uns nach uns ſelbſt? O nein, o nein, du biſt wie die Natur, die holdſelige, die, ihr eigenes Rätſel nicht kennend, doch die Löſung in Händen hält, die ewig fremd, ewig fern doch das liebſte, das nächſte, das köſtlichſte iſt, das ewige Erlebnis!

Er wiſchte ihr die Tränen von den Wangen. Weine nicht, Geliebte, das Leben ſcheidet uns, und es iſt gut ſo. Du gehſt von mir, dem Unglücklichen, zu den Glücklichen, den Lebensſtarken, von denen du dich zu mir verirrt haſt. Aber es wird mir ſchwer, dich ihnen wiederzugeben, denn ich haſſe ſie! In plötzlich aufflammendem Zorn ſtand er auf. Ich klage ſie an, rief er, ich klage ſie an! Sie ſind auf mir herumgetreten, wie man auf Holz und harte Steine tritt, und wo ſie nicht treten konnten, da ſahen ſie über mich hinweg in ihrem grenzenloſen Hochmut! Was gab ihnen ein Recht dazu, mich zu verachten und unter ihre Füße zu treten? Glaubſt du, daß gerade die, die in ihrem lebensfernen Winkel froh an gedeckten Tiſchen ſitzen, fern von Kampf und Lebensnot und jeder Leidenſchaft, meine Richter ſind? Was könnten ſie, die von der Kindheit in die Mannesjahre, vom Alter in den Tod hinüberdämmern, von den Leiden eines Künſtlers wiſſen! Sie wollen ja vom Leben nichts als den Alltag mit ſeiner Arbeit und ſeinem Frieden! Wer kennt hier die Not? Wer kann hier verſtehen, wie dem zu Mute iſt, der morgens aufwacht und nicht weiß, wovon er den Tag über leben ſoll, oder wie einem das Mittagbrot ſchmeckt, wenn man Woche um Woche nichts anderes hat, als Linſen um vierzehn Pfennige! Dorettchen! Dorettchen! ſo war mein Leben: ein Irren und Straucheln, ein wirres Stürzen von Traum zu Traum! Und der Ertrag: Sehnſucht! Sehnſucht! und ein paar Lieder, die dieſer Sehnſucht Ausdruck geben. . . Es war zu wenig, Dorettchen, zu wenig! Und Ulrich Märzendorff brach ſtöhnend zuſammen, deckte das Geſicht mit den Händen und lag ſo auf den kalten Stufen zu Dorettchens Füßen.

Sie ſaß ſtill und feierlich, fühlte den eigenen Schmerz zuſammen klingen mit der geheimnisvollen Tragik dieſes verirrten Lebens und dadurch größer und ſtiller werden.

Es dauerte lange, ehe Ulrich Märzendorff weiter ſprach:

— Man ſoll verſtehen, ehe man verurteilt! Bald wird es jedermann wiſſen, und ſie werden es auch dir erzählen: Ulrich Märzendorff hat im Kruge geſeſſen und mit den Bauern getrunken! Man hat ihn im Rauſch den Birſeneeker Berg heraufſchwanken ſehen . . . Sie lügen nicht, ſie erzählen dir die Wahrheit, ich habe getrunken da unten in dem ſchmutzigen Kruge. Wer kann von der Verachtung allein leben? Die Bauern rücken doch zur Seite, wenn ich komme, es ehrt ſie, daß des Paſtors Sohn mit ihnen trinkt! So grenzenlos verdirbt das Leben einen, daß man zuletzt zufrieden iſt mit der Anerkennung von Menſchen, die man verachtet . . .

Eine kurze halbe Stunde waren Dorettchen und Ulrich Märzendorff zuſammen, aber ſie ſprachen nun nicht mehr.

Wie die Sonne nach einem dunklen Tage noch einmal, ehe ſie hinter den Wald ſinkt, aus den Wolken tritt und ihren letzten Scheideblick leuchtend über die Erde wirft, ſo fühlten die beiden, daß dieſe traurig ſchöne Abſchiedsſtunde das letzte Lächeln ihres ſcheidenden Glücks war, ehe ſie weiter mußten, ein jeder den eigenen Weg.

Die Rosen über ihnen nickten und wiegten sich im Winde, die Tabaksblumen öffneten ihre Kelche und dufteten betäubend, über den fernen Wald zog das letzte Sonnenlicht, der Abend kam.

Dorettchen fühlte, daß sie jetzt gehen mußte, und Ulrich Märzendorff hielt sie nicht zurück. Abschiednehmend hielt er ihre beiden Hände.

— Fluche mir nicht, Dorettchen, sprach er traurig, weil ich die goldne Ruhe deines Lebens gestört habe und du um meinetwillen viel hast leiden müssen! Laß es dich trösten, daß du die einzige Wohltat warst, die der Verstoßene in seiner Heimat erfahren hat!

Dann ging Dorettchen, und aufstöhnend sank Ulrich Märzendorff auf der Treppe zusammen. Undeutlich in all seinen Jammer hinein hörte er, wie die Gitterpforte ins Schloß fiel. Als er den Kopf wieder hob, war er allein, die Rosen dufteten um ihn, und er lag da, willenlos hingebrochen auf die kalten Nesseln eines unseligen Geschicks.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war nicht Sitte im Birseneeker Pastorat, daß jemand fortging, ohne zu sagen, wohin, darum geriet das ganze Haus in große Sorge, als man merkte, daß Dorettchen verschwunden war und Stunde um Stunde verging, ohne daß sie wiederkam.

Jammernd liefen die Schwestern durch den Garten, sahen bald den Birseneeker Weg entlang und bald in entgegengesetzter Richtung, liefen dann wieder ins Haus:

— Ist denn Dorettchen noch immer nicht da?

Die Pastorin war in die Speisekammer geflohen und weinte dort heimlich ihre bitteren Tränen der Angst. Das Gespenst von Birseneeken, das unselige Ende der Gräfin, drückte ihr das Herz ab. Das Kind war mit dieser Geschichte aufgewachsen, wer weiß wohin ihr Jammer sie führte.

Pastor Ilefeld verbarg seine Angst. Er hatte jede Nachforschung verboten, er wollte kein Gerede aufkommen lassen. — In einer halben Stunde ist sie wieder da! sagte er kurz und ging in sein Zimmer.

Aber auch er sah nach der Uhr. Und eine halbe Stunde nach der anderen verrann. War Dorettchen um acht nicht zu Hause, dann wollte er den Kutscher schicken, sie zu suchen.

Ruhelos ging er in seinem Zimmer auf und ab, sah aus dem Fenster und zog die Uhr:

Noch zehn Minuten!

Dann — der Zeiger rückte auf acht, schallte ein Freudenruf durchs Haus:

— Dorettchen kommt!

Sie kam langsam den Birseneeker Weg herauf vom Herrenhause her. Sie sah rot und erregt aus, ihre Haare waren verwirrt, als wäre sie gegen den Wind gelaufen, die Augen abwesend, von Tränen und Träumen umflort.

— Wo warst du? rief der Vater ihr entgegen.

Dorettchen sah ihn still an und schwieg.

— Wo warst du? Er hatte sie in das Vorhaus gezogen und die Tür ins Schloß geworfen, daß ein zitterndes Krachen durch das Haus geflogen war bis in das Gebälk hinauf.

Dorettchen senkte den Kopf, legte die Lippen eigensinnig auf einander und schwieg. Mochten sie sie mit Ruten züchtigen oder gleich auf der Stelle töten, — ihres Lebens trauriges Geheimnis wollte sie sich nicht entreißen lassen.

Pastor Ilefeld schwollen die Adern an der Stirn und die Augen schienen

ihm aus dem Kopf zu treten. Die Angst, die er eben noch ausgestanden, mischte sich mit dem Zorn über die Widersetzlichkeit seines Kindes und schüttelte ihn wie ein gewaltiger Sturm durch den ganzen Leib.

— Antworte! schrie er aus aller Kraft.

Und als Dorettchen immer noch nicht sprach, hob sich seine Stimme zu furchtbarer Gewalt:

— Dorette, ich bin dein Vater, ich habe das Recht dich zu züchtigen, noch bist du meiner Hand nicht entwachsen!

Mit seiner schweren Hand schlug er sie in das Gesicht, so daß sie schwankte und taumelte und auf die Knie fiel.

— Es ist furchtbar, daß du mich zwingst, das zu tun, sprach der Vater und verließ mit abgewandtem Gesicht das Zimmer.

Zitternd standen die Schwestern an der Wand. Seit Jahren hatte man solch eine Szene nicht erlebt, all die alte Kinderangst wurde in ihnen wieder lebendig. Sie wagten kaum zu atmen und die Augen zu heben.

Dorettchen lag am Boden. Es war nur ein Gefühl in ihr, daß es süß war, um der Liebe willen zu leiden. Sie dachte nicht daran aufzustehen; die rechte Hand auf den Boden gestützt, den Kopf gebeugt, verharrte sie regungslos, so wie sie unter dem Schlage zusammengebrochen war.

Endlich hob die Pastorin sie auf und führte sie in ihr Schlafzimmer. Dort bat sie sie unter Tränen, den Vater zu versöhnen, und um dieser Tränen willen, vielleicht auch unter dem leisen Mahnen des Gewissens, daß die heimliche Liebesstunde unter den Birseneeker Rosen durch Leid gesühnt sein wollte, vor allem wohl, weil sie das gute kleine Dorettchen war, ging sie den schweren Gang nach des Vaters Stube, stand bebend vor seiner Tür und küßte dann unter Tränen die Hand, die er ihr mit kalt abgewandtem Gesicht hinstreckte.

Dann wurde Dorettchen krank und lag tagelang in einem hitzigen Fieber. Der Arzt wurde geholt, Paul Wiedemann kam und ging mit einem bedrückten Gesicht umher. Angst und Sorge, so schien es, wollten gar nicht mehr weichen von dem Birseneeker Pastorat.

Neuntes Kapitel.

Nach dem heißen Sommer kam der Herbst früh und brachte kalte graue Tage. Als sei ihre Kraft durch die Sommerhitze erschöpft, fielen die Blätter fast noch grün zur Erde; die Astern und Reseden verblühten, ohne daß sie jemand pflückte und ins Haus hinauftrug. Dorettchen kümmerte sich nicht mehr um ihre Blumen, sie saß oben in der blauen Stube und nähte still und fleißig an ihrer Aussteuer.

Aber sie freute sich nicht über die Berge von Wäsche, die sie um sich entstehen sah, auch nicht über manches wertvolle Stück, das die Mutter aus den alten Truhen auf dem Boden heruntertrug, und als die Kiste aus Riga eintraf und die Schwestern unter frohem Gelächter und aufgeregter Neugierde den Stoff zum Brautkleide hervorholten und den Schleier dazu, zart, fein, durchsichtig wie ein Hauch, als allen zumute war, wie am Vorabend von Weihnachten, da ging Dorettchen still aus der Tür.

Die Tage wurden kürzer, die Blätter fielen, das Glück war zu Ende. Dorettchen sah nicht mehr zum Herrenhause hinüber, das viel deutlicher als im Sommer zwischen den kahl gewordenen Bäumen sichtbar war, das Haus

war ihr leer geworden, eine trübe Stätte der Sehnſucht und der Erinnerung, ſeit Ulrich Märzendorff nicht mehr darin wohnte.

Denn ſchon am Tage, nachdem er von Dorettchen Abſchied genommen, hatte er Birſeneeken verlaſſen.

Dorettchen erfuhr davon durch Paul Wiedemann, der einmal — ſie war eben von ihrer Krankheit geneſen — während des Kaffees davon anfing.

— Alſo Ulrich Märzendorff iſt glücklich wieder über alle Berge... ſagte er.

Paſtor Ilefeld zuckte die Achſeln und machte ſo drohende Augen, als läge ſchon ein Unrecht darin, eine ſolche Charakterloſigkeit in ſeiner Gegenwart überhaupt zu erwähnen. Was iſt geſchehen? fragte er.

— Gott weiß, eines Tages kommt er zur Blimberg und erklärt ihr, er müſſe fort, er könne es nicht mehr ertragen in Birſeneeken. Alſo er packt ſeine Siebenſachen, beſtellt ſich den Juden und iſt auf und davon und über alle Berge!

— Mir ſeinen Abſchiedsbeſuch zu machen, hat er jedenfalls nicht für nötig gehalten. Nur ſo viel ſteht feſt: hier hat er ſich auch wieder unmöglich gemacht, unten im Kruge geſeſſen und mit den Knechten getrunken.

— Iſt es die Möglichkeit! rief Paſtor Wiedemann verwundert aus. Und ich hab wieder gedacht, mag er ſein, wie er will: Haltung hat er noch in Anzug und in Allüren. Wer ſeine Vergangenheit nicht kennt, ſieht ſie ihm nicht an. . .

Paſtor Ilefeld nickte nachdenklich vor ſich hin.

Die Märzendorffs ſind eine gute Raſſe, die hält doch wenigſtens nach außen, wenn auch innerlich ſchon alles faul und hohl und tot iſt.

Seitdem war von Ulrich Märzendorff nicht mehr die Rede im Birſeneeker Paſtorat, Dorettchens Hochzeit nahm alle Gedanken in Anſpruch.

Die Einladungen zu dem Feſt flogen durch ganz Kurland.

Im allgemeinen war man zufrieden mit der Verlobung, beſonders die, die ſie hatten kommen ſehen. Als Paul Wiedemann nach Sumahlen gewählt worden war, in die unmittelbare Nähe der drei ſchönen Kinder im Birſeneeker Paſtorat, da war es doch faſt ſelbſtverſtändlich, daß er, der ſchon in vorgerückten Jahren ſtand, die Frau nun endlich dort fand.

Nur die Tanten waren nicht ganz einverſtanden, ſie meinten, Conſtanzchen hätte beſſer nach Sumahlen und zu Paul Wiedemann gepaßt, als Dorettchen, die zwar ſchöner, aber lange nicht ſo geſcheidt war, wie die ältere Schweſter; auch fanden ſie, daß die Wiedemanns nicht ganz auf der Höhe der Ilefelde ſtanden. Zwar war Paul Wiedemanns Vater ſchon Paſtor und eine einflußreiche Perſönlichkeit in Kurland geweſen, aber ſein Großvater war als ſchlichter Handelsmann ins Land gekommen, und hatte in Haſenpot ſeinen Kramladen gehabt, in dem er ſelber Schnittwaren abgemeſſen hatte und Kohl und grüne Seife verkauft. Und wenn das auch ſchon lange her war, Traditionen lebten auch lange in Kurland.

Eines Nachmittags ging Dorettchen ins Herrenhaus, um von der Blimberg Abſchied zu nehmen.

Sie hatte ſich die Erlaubnis zu dieſem Gange vom Vater erbeten, denn ſeit Dorettchen einmal einen Nachmittag fortgeblieben war, durfte keines der Mädchen den Hof ohne beſondere Erlaubnis verlaſſen. Wenn auch Paſtor Ilefeld genau zu wiſſen meinte, was er von dem damaligen Ausbleiben ſeiner Tochter zu halten hatte, daß da nichts weiter dahinter geſteckt

hatte, als ihre mädchenhafte Empfindſamkeit, die ſich unverſtanden wähnte, und ſie ſo mit dem Gefühl ihres vermeintlichen Unglücks gerne allein war, ſo hatte er doch ſolche einſame Promenaden als unnütz unterſagt.

Heute ließ er ſie gehen, denn die Schweſtern ſteckten bis über die Ohren in Hochzeitsvorbereitungen, und ohne von der Blimberg Abſchied genommen zu haben, konnte Dorettchen nicht aus Birſeneeken fortziehn.

Es war ein klarer windiger Tag, der Wind trieb die Blätter vor ſich her und jagte zerriſſene Wolkenfetzen über den Himmel, der, eine kalte durchſichtig grünliche Glocke, über der Erde ſtand, gleichgültig herabſehend, als ginge ſie, die ihren Sommertraum zu Ende geträumt hatte und alle blühende Schönheit eingebüßt, ihn nun nichts mehr an.

Dorettchen ging ſchnell. Sie fror und zog ſich die warme Mantille feſter um die Schultern.

Das war nicht mehr dasſelbe Dorettchen, das fröhliche Kind, das unter lächelnden Träumen gedankenlos ſeiner Wege lief, — das war ein unter ſein Schickſal gebeugter Menſch, dem die Bürde des Lebens ſchwer auf den Schultern lag. Auch ihr Gang hatte alles Leichte, fröhlich Federnde verloren, ſie ging langſam und ſchwerfällig, und ihr Kleid, das früher jede Bewegung ihres Körpers luſtig wippend begleitet hatte, lag ihr ſchwer um die Glieder.

Anfänglich hatte Dorettchen gemeint, Ulrich Märzendorff hätte ihr genug gegeben, um ein ganzes langes Leben von dem ſüßen, heimlichen Schatz zu zehren, nun ſpürte ſie, wie die Erinnerung ſchwer und dumpf und ſchattenhaft wurde, und die Tage mühſeliger zu durchleben. Noch immer hoffte ſie, irgend ein himmliſches Ereignis würde ſie von der trüben Gegenwart erlöſen und ihr den ungetrübten Frieden, die Heiterkeit und ſelige Erwartung früherer Zeiten wiedergeben. Aber es geſchah nichts, die Tage rollten vorüber, einer glich dem anderen, und ein jeder führte ſie ihrem Hochzeitstage näher.

Dorettchen ſtand am Gitter. Verwelkt hingen die Roſen, braun und tot: die Blätter waren abgefallen und die kahlen Stämme zeigten widerwärtige Dornen. Das einſame Kind ſchauderte und ging weiter. Halb ängſtlich, halb neugierig ſah ihr der dumme Graf aus der Herberge nach. Ihm war es draußen auch zu kalt geworden, er ſuchte jetzt die letzte ſpärliche Sonne am Fenſter.

Dorettchen ging in den Park hinein und ſetzte ſich auf die weiße Bank, auf der damals Ulrich Märzendorff geſeſſen hatte.

Das Gras war gelb, die Birken am Teich kahl, nur hin und wieder zitterte noch ein braunes Blättchen verloren in der kalten Luft. Der Sommer war vorüber, Ulrich Märzendorff fort.

Dorettchen ſaß ſtill und fühlte, wie das Leben rinnt und jedes Erlebnis in ſeine gleitenden Kreiſe zieht; ſie begriff, daß ihre Kindheit, ihr ſtilles freundliches Mädchenleben zu Ende waren, daß ihr das Leben ſo ſüß und ſorglos nicht wiederkehrte.

Und ſie weinte darüber und ſah Bild auf Bild ſtill vorüberziehen.

Nun kam der Winter, auf den Feldern um Birſeneeken lag Schnee, die Welt wurde weiß bis an den Horizont. Die Schweſtern fuhren auf kleinen Schlitten die Schlucht hinunter — Dorettchen war nicht mehr dabei.

Weihnachten kam, der Kutſcher holte den Tannenbaum aus dem Walde und die große Kiſte mit Gewürz und Süßigkeiten aus der Stadt, ſie konnte

nicht mehr beim Auspacken dabei ſein und das neugierige Näschen prüfend an jede Tüte halten; Lichte wurden gezogen, Schokolade und Wurſt gemacht, — Dorettchen half nicht mit.

Sie war fern, ſaß einſam in dem großen, fremden Sumahlſchen Paſtorat, wenn der Frühling nach Birſeneeken kam, der Storch ſein altes Neſt auf der krüppligen Weide am Hange bezog und die Amſel auf der höchſten Spitze der alten Tanne ihr ſehnſüchtiges Lied in den Frühling hineinſang. Dann ſtiegen die jungen geheimnisvollen Säfte in den Bäumen, die Birken am Teich ſchlugen zuerſt aus, der Wind trug ihren ſaftigen Geruch ins Paſtorat hinüber.

So zog noch einmal das alte Birſeneeker Leben, fern und ſonnig, an ihr vorüber, grüßte abſchiednehmend und ſchwand für immer.

Dorettchen dachte nicht weiter, ſie ſchnitt ſich die Fäden ihrer Gedanken dort ab, wo ſie anfingen von dem alten Leben zu dem neuen hinüberzuſpinnen, das hier, auf dieſer Bank, für ſie begonnen hatte. Sie fühlte keine Kraft in ſich, auch nur ein Bild daraus lebendig werden zu laſſen, mit dem leiſeſten Finger daran zu rühren, denn das war ein Abgrund ſo voller Leid und Qual und dumpfer Lebensangſt, — ſollte man da hinunter, ſo ſank einem der Mut.

Der Abend kam und die Schatten wuchſen, Angſt und Geſpenſter ſchlichen über die Wege, zitterten in den Bäumen und hoben ſich ſchwarz aus dem Teich. Dorettchen lief davon, ſo ſchnell die Füße ſie trugen, und atmete wie erlöſt auf, als ſie in Blimbergs warme Stube trat.

— Wie gehts, Blimberg?

Wie immer, wenn Beſuch kam, hatte die Alte ihren Schrank geöffnet und kramte an den Blechbüchſen.

— Wie ſoll es gehn? Ein Tag vergeht wie anderer, kalt is, Winter kommt frieh dies Jahr, räſonnierte ſie unzufrieden und ſchob noch einen Scheit Holz in den Ofen. Eizen kann man von morgen bis abend.

— Blimberg, was haſt du da für eine Arbeit?

— Ich äkle kleines Deckchen für Frau Doktorin. . .

— Es iſt eine mühſame Arbeit.

— Was iſt das gegen frieher, da ab ich Perlen nähen kennen, ſo fein wie Staub, Errſchapten aben ſich gewundert, wenn ſie meine Arbeiten geſehen aben, Antuchalter un Teedeckchen un Stickerei um Fuß von Teemaſchine fir junge Frau Gräfin. Aber jetz ſind Augen alt, man muß ihnen ſchonen, wenn man nich blind werden will. . .

— Blimberg, wie alt biſt du eigentlich?

— Gott weiß, ich ab die Jahre nich gezählt, die ich auf Puckel abe.

— Blimberg, wie iſt es, wenn man alt iſt?

— Nu wie ſoll es ſein? In Jugend is ein Tag immer anders als anderer, in Alter ſind alle gleich. Neiigkeiten gibt es gar keine mehr, einzige Neiigkeit is Tod, wenn kommt. . .

— Blimberg, iſt das Leben ſchwer?

— Gewiß is ſchwer, fir Errſchapten oder fir Leite, ganz einerlei. Unſer Errgott at ſo eingerichtet, denn wird wohl ſo gut ſein fir Menſchen.

Die Uhr tickte ſchläfrig, die Minuten rannen, die Zeit, das Leben. Ja, es war ja wohl gut ſo für Gottes Menſchenkinder, daß ſie viel leiden mußten auf ſeiner Erde.

— Übermorgen iſt mein Hochzeitstag, ſprach Dorettchen ſchwer.

— Ja, ja, wenn man jung is, dann fährt man zu Trauung nach Kirche, un wenn man alt wird, legt man sich in Sarg, das is nu mal nich anders in Leben, sagte Blimberg gleichmütig.

Dorettchen hatte bis jetzt gedacht, ihr Schicksal wäre einzig schwer und trostlos, aber nun, unter der erfahrenen Weisheit dieser alten Frau, wurde es gewöhnlicher und gleichgültiger, ordnete sich ruhig in das übrige Weltgeschehen ein. Hätte sie nun weiter gesprochen: Blimberg, ich liebe den Mann nicht, den ich heiraten muß, — sie hätte ruhig geantwortet: Du bist nicht die erste Frau in Kurland, die ohne Liebe vor den Traualtar tritt, und wirst die letzte nicht sein. Erst weint man, dann vergißt man; du bist nicht anders, als die anderen.

Dann kam Blimberg auf die Wirtschaft zu sprechen und erteilte Dorettchen, als einer künftigen Hausfrau, allerlei guten Rat, verriet ihr das Geheimnis, gewöhnliches Lammfleisch in regelrechten Rehbraten mit Wildgeschmack zu verwandeln, sprach von der Zubereitung ihres berühmten Kartoffelpuddings mit Speck, und wie sie ihre klaren Säfte einkochte. Sie wurde ordentlich lebhaft dabei, schnitt den Braten in der Luft auf, rührte den Pudding kunstgerecht von links nach rechts, weil doch Ei dabei war, streute Pfeffer, Salz und Gewürz aus Büchsen, die sie aus der Luft griff und wieder in die Luft zurückstellte.

Dorettchen nickte hin und wieder mit dem Kopf in Blimbergs Vortrag hinein; in Wahrheit hörte sie nicht zu, sah vielmehr gedankenvoll auf den öden Hofplatz hinaus, und es wurde still und stiller in ihr. Leise sanken die Blätter, und jedes, das müde zur Erde fiel, schien zu sprechen: vorüber! Und dasselbe sagten auch die Mauern von Birseneeken, der tote Hof, und jeder Busch und Strauch auf ihm und jeder Stein am Wege: Birseneeken, das stille Grab, in dem so viel Glanz und Reichtum, so viel Glück und Erlebnis begraben lag, hatte nun auch Dorettchens Schicksal hineingezogen in sein totes, wunderliches Sein.

Vorüber! summte es in ihren Ohren, vorüber!

Dorettchen rutschte von der Fensterbank, die seit den Kindertagen ihr Platz in Blimbergs Stube war. Als Mädchen würde sie nicht mehr auf ihm sitzen.

Blimberg trat mit ihr vor die Tür und sah nach dem Himmel.

— Diese Nacht kommt Frost, sagte sie frierend, man muß Blumen vom Fenster abrücken. . . Nu leben Sie wohl, Freilein Dorettchen. Gott behiete Ihnen! Wenn lieber Gott mich in diese drei Tage nich bei sich ruft un gutes Wetterchen schenkt auf ihren Ochzeitstag, dann will alte Blimberg auch nach Kirche kommen! Arrendator at schon gesagt, er spannt an un nimmt mir mit.

— Ja, Blimberg, leb wohl!

— Wenn kommen Sie denn wieder nach Birseneeker Errenaus?

Dorettchen schlug die Augen zu Boden.

— Ich glaube, Blimberg, ich komme nicht wieder.

Als die Alte in der Stube stand, waren ihr die Augen noch voller Tränen, und länger als sonst zögerte sie, ehe sie die Lampe holte, saß still in der Dämmerung und seufzte vor sich hin.

Dorettchen ging unterdessen langsam dem Pastorat zu. Immer wieder wandte sie den Kopf und sah zurück, bis ihr die frühe Dunkelheit alle Linien verwischte und Birseneeken, die Stätte ahnungsvoller Herrlichkeit, in die

Dämmerung geſunken war. Dann tauchte das Heimathaus zwiſchen kahlen Bäumen auf. Als hätte die Natur ſelber dieſen Hof gebaut, ſo ſelbſtverſtändlich ſtand zwiſchen den hohen Bäumen eingewurzelt das Wohnhaus da, von Ställen, Kleete und Herberge umgeben.

Es war ſo ſchwer, von Birſeneeken zu ſcheiden. Dorettchen ſchlichen die Tränen über die Wangen, leiſe ging ſie ihr Zimmer hinauf. Da ſchwang ihr vom Bodenfenſter die alte luſtige Schaukel entgegen. Jetzt dachte niemand daran, ſich auf ihr zu wiegen, ruhelos peitſchte der Wind ſie hin und her und Dorettchen dachte traurig: Vorüber!

So kam der Hochzeitstag heran, den Berg herauf rollten ſchon die Wagen der Gäſte.

Auf Paſtor Ilefelds Wunſch ſollte es eine große Hochzeit werden, ein Feſt, von dem das ganze Land ſprach, wo ſich zeigte, daß die Jungen noch zu tanzen verſtanden und die Alten ihre fröhlichen Geſchichten zu erzählen und froh zu ſein auf ihre Art, wo jeder fühlte, daß die Freude noch nicht tot war in Kurland.

Alle Gaſtzimmer waren eingerichtet, man hatte in der Herberge drei Räume hinzugenommen und in der Knechtswohnung Platz geſchafft für die Kutſcher.

Bald ſchallten Lachen und Sprechen aus allen Zimmern, im Eßzimmer hörte das Tellerklappern gar nicht auf, und aus dem Schreibzimmer, wo die alten Herren zuſammenſaßen, fuhr der Zigarrendampf wie eine dicke blaue Wolke heraus, ſo oft die Tür ging. In der blauen Stube ſaß unterdeſſen die Jugend beiſammen, die Brautjungfern banden den Myrtenkranz, ließen ſich necken und entwandten dabei heimlich und abergläubiſch ein Myrtenreislein, daß ihnen die Zukunft ein ähnliches Glück beſcheren wolle.

Mit der frühen Dunkelheit wurden Lichter und Lampen angeſteckt, und das Tanzen begann.

Wie ein Fremdling ſaß Dorettchen zwiſchen der fröhlichen Jugend und ſprach faſt gar nichts. Es wunderte ſich aber niemand darüber, man verlangte nicht von einer Braut, daß ſie noch viel Intereſſe für Mädchenunterhaltungen und Neckereien zeigte, und wer hatte auch Dorettchen Ilefeld je anders als ſchweigſam geſehen?

Sie aber mühte ſich, zum Leben zu erwachen, quälte ſich um die Vorſtellung, daß alles um ſie Wirklichkeit war, daß ſie und Paul Wiedemann, der mit einem zufriedenen Lächeln neben ihr ſaß, zuweilen ihre Hand faßte und ihr dazu allerlei von Haus und Hof und Garten erzählte, von morgen an zuſammengehörten für Zeit und Ewigkeit.

Da wurde in ihrer Nähe ein Geſpräch geführt, unwillkürlich horchte ſie hin, denn ihr Onkel, der Propſt Ilefeld, ſprach ſehr laut.

— Iſt nicht möglich, rief Hans Torberg verwundert dazwiſchen, und der Propſt verſicherte mit erhobener Stimme:

— Verlaß dich darauf, ich hab ihn mit meinen eigenen Augen geſehen! Wie ich über den Hof fahr, ſteht da ein Menſch vor dem Hauſe und ſieht an der Mauer hinauf, als wäre da Gott weiß was zu holen. Ich denk: das iſt doch kein Bauer! Wie ich nun näher heranfahre, verkriecht er ſich vor mir wie ein Hund hinter das Haus. Nun, ich hab auf meine alten Tage noch Augen wie ein Luchs und erkannte ihn ſofort. Ich hab ihn noch vorigen Tag hier geſehen. Elend und abgeriſſen ſah er aus, wie ein Bettler!

Bald wußte es jeder im Saal, daß Ulrich Märzendorff in Birſeneeken war. Man hatte verſchiedenes Unliebſame von ihm gehört.

Propſt Ilefeld wußte zu erzählen, daß er daheim beim alten Märzendorff geweſen war; die Auseinanderſetzungen, die die beiden mit einander gehabt hatten, hatten aber nur dahin geführt, daß Ulrich Märzendorff ſein Vaterhaus wieder verlaſſen hatte. Paſtor Torberg hatte gehört, daß er ſich vergeblich in Mitau um eine Anſtellung bemüht habe, und Doktor Junker hatte ihn in Riga bei einem gemeinſamen Bekannten getroffen, den er um eine Summe Geldes angegangen.

So hatte er ſich ſchließlich von Paſtorat zu Paſtorat gebettelt, ein unwillkommner Gaſt, wo er ſich zeigte.

— Da klagt man nun die Götter an und ſchreit über ſein Schickſal! gab Paſtor Ilefeld ſein Urteil ab. Wer iſt ſchuld an dem ganzen Elend? Er ſelber! Was hat er in Birſeneeken getan? Gefaulenzt vom Morgen bis zum Abend! Ohne Selbſtzucht kommt man nicht durch die Welt, ſelbſt dann nicht, wenn man meint, ein Künſtler zu ſein. . .

Nun war Dorettchen zum Leben erwacht, aber was ſie ſah, war angſtvoll und ſchrecklich. Während ſie immer wieder durch den Saal flog, denn jeder der Herren wollte noch einmal mit Dorettchen Ilefeld tanzen, ehe das fröhliche Leben für ſie ein Ende hatte, ſchien es ihr, als wollten alle Kerzen im Saal erlöſchen, ſchienen Tod und Elend zum Fenſter hineinzuſehn, kreiſchten die Zweige der alten Linde, die der Wind über das Dach rieb: elend und verkommen! elend und verkommen! bettelnd von Haus zu Haus! Es war ſo furchtbar ſinnlos, daß ſie hier in Glanz und Wärme ſaß und Ehre und Liebe ſie umgaben, daß ſie nicht bei ihm ſein konnte, der allein und voller Jammer in dem leeren Hauſe ſaß! Und war es nicht eine furchtbare, liebloſe Ironie des Schickſals, daß man ihr gerade in dieſem Augenblick Kranz und Schleier brachte, das junge ausgelaſſene Volk mit hoffnungsfrohen Augen um ſie ſtand und ſie in einem langen Liede als die Glückliche, die Erwählte pries? Konnte ſie, als dann um Mitternacht, nach altem luſtigen Brauch, klirrendes Gepolter das Haus erfüllte, anderes darin hören, als Glück und Hoffnung, die der kommende Tag für immer in Scherben und Splitter ſchlug. . .

Es war eine verzweifelte Angſt in Dorettchen, die ſie angſtvoll hinhorchen ließ, ſo oft ſie zwei lebhafter mit einander ſprechen ſah, ob nicht ſein Name an ihr Ohr ſchlug, und ſo ſtand ſie denn auch von einer unſeligen Ahnung getrieben dabei, als Doktor Junker eintrat, ein verſpäteter Gaſt, auf deſſen Geſicht der Wiederſchein eines trüben Erlebniſſes wie ein Schatten lag, und hörte ihn ſagen, daß er von Ulrich Märzendorffs Sterbebett komme. Was weiter geſprochen wurde, hörte ſie nicht, denn die Herren dämpften die Stimmen und es war ein ſtarkes eintöniges Sauſen in ihren Ohren, ſo als brandete das Meer um ſie und zerſchlüge hart Welle um Welle, auch zerrannen ihr die frohen Geſichter und hellen Kleider mit den Klängen der Muſik und dem luſtigen Flimmern der Kerzen in eine einzige unſichere Lichterſcheinung, die ſich wirbelnd um ſie drehte, bis der Nebel wich und ſie ihres Vaters Geſicht ganz hart und ſcharf vor ſich ſah und ihn mit furchtbarer Feierlichkeit ſagen hörte:

— Ein Leben ohne Gott zerrinnt im Abgrund! Er erbarme ſich dieſer Seele! ſo als träte er von einem offenen Grabe zurück, in das er einen letzten erbarmenden Segen hinabgerufen.

Dann lief Dorettchen in den Garten hinaus. Die frohen Hochzeitslichter warfen einen hellen Kreis um das Haus, aus jedem Fenſter flogen Lichtbahnen

über die Wege und Beete und das kahle Gebüſch, aber der Garten ſtand ſchwarz, der Himmel eiſig darüber, im kühlen Lichtgefunkel unzähliger Sterne.

Dorettchen ging in die Lindenlaube und ſtieg auf die Bank, wie ſie ſo oft in den vergangenen heimlich-glücklichen Tagen getan. Sie blickte nach dem Herrenhauſe, aber da ſah kein Lichtchen herüber, kein heller Schein ſeiner weißen Mauern, Dorettchen ſank von der Bank herab und kauerte, das Geſicht in den Händen, am Boden, ſinnlos zuſammengekrümmt in dem Gefühl namenloſen Unglücks, bis ſie nichts mehr von ſich wußte und warum ſie da am Boden lag in großer tränenloſer Verzweiflung, nur noch dunkel empfand, daß es ſchwer war, ſo allein zu ſein in der furchtbaren Einöde ſeines Geſchicks, daß die Nacht erbarmungslos dunkel um ſie ſtand und die liebe alte Linde ihres Heimatgartens die letzten traurigen Blätter des Jahres über ſie warf.

Aber es dämmerte ihr, daß ſie ſo nicht länger daliegen konnte, daß ſie zurück mußte zu dem Feſt, das ihren Ehrentag feierte. Das Leben rief, und Dorettchen ſtand auf. Als ſie ſo noch einmal durch den Garten ging und dabei in den Himmel ſah und in das ferne ewige Leuchten der Sterne, trat ihr, dämmernd und fromm, die Ahnung davon ins Bewußtſein, daß jedes Erdenleben ein Kreislauf iſt, das zurückfließt in den ewigen Urgrund, von dem es einſt kam, und daß es dabei gleichgültig iſt, welche Ringe es auf dieſem Wege zieht.

So klopfte ſie ſich den Sand von den Knieen und ſtrich ſich die trockenen Blätter aus den Haaren, aber da ſie ſich nun, ſtill wie ſie gegangen war, unter die Gäſte miſchte, trug ihr Geſicht jenen Ausdruck eines tief und gewaltſam vergrabenen Schmerzes, der Dorettchen in ihrem ſpäteren Leben eigen war, ſo daß die ſchwermütigen Augen nun nicht mehr fremd und rätſelvoll aus dem fröhlichen Unbewußtſein eines runden Kindergeſichts ſahen, vielmehr floſſen ſie nun mit den herb verfeinerten Linien ihres Frauenantlitzes zu einer ſchmerzlichen Harmonie zuſammen.

Es war wohl gegen vier Uhr am Morgen, als es endlich ſtill wurde im Birſeneeker Paſtorat. Im Schlafzimmer der Mädchen ging es luſtig her, man hatte in der Ecke einen Braß aufgeſchlagen, darauf ſchliefen drei Couſinen Ilefeld und zwei Torbergs. Sie konnten ſich nicht genug freuen über das ſeltſame Lager, tollten lachend darüber hin, ſchwatzten, uud erzählten; ſo dauerte es lange, ehe ſie zur Ruhe kamen.

Als endlich alles ſchlief, hob ſich Dorettchens Kopf aus den Kiſſen. Der gewohnte Raum ſah ihr verändert aus, ſeit die fremden Weſen in ihm ſchliefen und die vielen fremden Sachen an den Wänden hingen und überall herumlagen. Sie wachte, bis es hell wurde, und ſah ſo zum letzten Mal die Nacht über Birſeneeken ziehen und ihren Hochzeitsmorgen, jung und golden, aus ſchweren Nebeln ſteigen.

Wie eine helle Perle an die andere, ſo reihte ſich der frohe Tag an den geſtrigen frohen Abend an.

Wieder ſaß die Jugend vom frühen Morgen an in der blauen Stube beiſammen, lachte, neckte ſich, ſpielte törichte Spiele, und all die zarten Fäden, die geſtern begonnen hatten zwiſchen den jungen Herzen hin und her zu fliegen, wurden heute feſter geknüpft. Es war ein Augenwerfen zwiſchen ihnen, ein Flüſtern, ein Hin- und Herſchwirren von luſtigen Reden! Da war niemand, der nicht auf ſeine Rechnung kam.

Conſtanzchen und Luiſchen ſchrien laut vor Vergnügen. Ob wohl ein Tag wie dieſer je wiederkam im Leben? O ja, o ja! Der eigne Hochzeits-

tag, der heute näher denn je, faſt ſchon hinter der Tür zu ſtehen ſchien, war noch tauſendmal ſchöner!

Wer wollte aber heute nicht ſelber ſchön ſein, die ſchönſte von allen? Wer wollte nicht die meiſten Verehrer zu ſeinen Füßen ſehen, mehr tanzen als alle anderen?

Es wurde an Dorettchens Hochzeitstag viel und lange Toilette gemacht im Birſeneeker Paſtorat. Es wurden Bänder geknüpft und Schleifen geſchlungen, die Mieder feſter geſchnürt, die Haare gelockt und lieblich um den Kopf gewunden. — Es wurde an Stirnlöckchen gezupft und vorſichtig, daß die kunſtvollen Haargebäude nicht zuſammenfielen, flogen die leichten Kleider über die Köpfe und glitten am Körper nieder.

Schminke aber und Puder kamen nicht zur Verwendung, denn das war um die Zeit, als Dorettchen Hochzeit hielt, nicht Mode: Waſſer und Seife und grobe Handtücher, andere Mittel, die Haut zart und weiß und roſig zu erhalten, kannte man damals in Kurland noch nicht.

Als dann die Mädchen endlich fertig waren, man ſich gegenſeitig genügend beſtaunt und bewundert hatte, den eignen Aufputz mit dem der andern verglichen und heimlich ſchöner gefunden, oder doch wenigſtens ſo, daß man ſich neben dem auch ſehen laſſen konnte, zog die fröhliche Schar, Conſtanzchen und Luiſchen voran, die Braut zu holen.

Ausgelaſſen traten ſie zur Tür hinein, verſtummten aber dann jäh und blieben gedrückt und ängſtlich an der Schwelle ſtehn.

Denn da ſaß Dorettchen auf einem Stuhl am Fenſter, und während die Paſtorin ihr Kranz und Schleier raffte, und das Stubenmädchen vor ihr am Boden kniete und ehrfürchtig die weißen Hochzeitsſchuhe band, hatte die Braut den Kopf geneigt, die Augen zu Boden geſenkt und unabläſſig liefen ihr die Tränen über die Wangen.

Einen kurzen Augenblick lang waren die Mädchen betroffen von dem ſeltſamen Anblick: wer weinte denn, wenn man ihr Kranz und Schleier in die Haare ſteckte? Oder weinten alle Bräute? War es der Abſchied von der Heimat oder die Angſt vor dem unbekannten Land der Ehe? War das Leben doch am Ende anders als alle Erwartungen, die Mädchenköpfe ſpinnen?

Sie hatten aber keine Zeit, einem ſo wunderlichen Rätſel nachzuſinnen, das Leben würde es ihnen ſchon ſelbſt löſen, — noch war man jung und konnte warten! Darum ſah man keine betrübten oder nachdenklichen Geſichter, als man bald darauf den Berg hinunter fuhr zur Kirche, vielmehr ſchallten Lachen und Fröhlichkeit aus allen Wagen und ſchwollen durch die Luft.

Die Kirche war mit Kränzen geſchmückt und die Lichter in den Kronleuchtern brannten feierlich. Man hatte Sand den Gang hinunter geſtreut, und die letzten Blumen, Reſeda, Kreſſe und Aſtern darüber geworfen.

Die Gemeinde war faſt vollzählig verſammelt; wer irgend abkommen konnte, hatte ſein Sonntagskleid angelegt und ſaß in der Kirche, die Knechte, die Herbergsleute, die Wirte der Umgegend. Blimberg war da und es war wunderlich, ſie, die man nie anders als in der hängenden Jacke kannte, in einem ſchwarzen Kleide, das wie ſie ſelber ſich in der Gegenwart nicht recht wohl zu fühlen ſchien, feierlich daſitzen zu ſehn. Selbſt Baltemuſch hatte ein neues Kopftuch umgebunden und eine Haube mit Blumen darüber geſetzt und war gekommen. Wenn ſie auch nicht ſehn konnte, wie ſchön ihr liebes Fräulein Dorettchen in ihrem Hochzeitskleide war und von der Rede nichts

verſtand, ſo konnte ſie doch wieder einmal in der Kirche ſitzen und die Hochzeitslieder hören, die geſungen wurden.

Es war eine ſolche Feſtfreude in allen Herzen, ſo viel wirbelnde Erregung in allen Köpfen, und daher ſah niemand, daß die ſchöne bleiche Braut ganz tote Augen hatte und wie zerbrochen daſtand, ſo als ſähe ſie nicht den Traualtar vor ſich, ſondern ein offenes Grab.

Paſtor Ilefeld hielt eine ſchöne Rede, aber in ſeiner ſtrengen Weiſe ſprach er mehr von dem Glück in Gehorſam und ſteter Pflichterfüllung, als von junger Liebe im Sonnenſchein.

Dann, nach einem Augenblick der Sammlung und des Ernſtes, kamen Tanz und Freude wieder an die Reihe.

Wie die Lichter funkelten, heller noch als am Vorabend, und ſo als blinzelten ſie Freude! Wie dem jungen Volk die Sohlen brannten, wie die Füße ihnen nicht müde wurden, wieder und wieder über den glatten Boden zu fliegen! Und wie die Augen der Alten erinnerungsſelig an ihnen hingen!

Wie ſie ſich, wollte einen unter ihnen das Gefühl des eigenen Alters wehmütig beſchleichen, in dem Gedanken tröſteten, daß wenn *ihnen* auch die Beine ſteif geworden waren, die Jugend ewig iſt und die Freude nicht ausſtirbt. Wer hatte dabei Zeit an Ulrich Märzendorff zu denken? Außer Paſtor Ilefeld, der nicht darüber hinwegkam, daß es ſein Birſeneeken war, auf dem jetzt der Schatten einer dunklen Tat lag, außer der Paſtorin, die jedes Leid bereitwillig auf ihr Herz nahm, — außer Dorettchen!

Sie irrte wie betäubt durch die hellen Räume. Man tanzte ja hier, ſprach laut und war fröhlich! Was hatte ſie hier in dem feſtlichen Saal zu ſuchen? Was ging der luſtige Wirbel, das laute Lachen, das ausgelaſſene Tanzen ſie an? Ihr lief es kalt durch die Glieder; ſie dachte an Tod und Sterben, an Abſchiednehmen für immer, — was hatte ſie mit Hochzeit und Fröhlichkeit zu tun?

Der Zeiger der alten Uhr rückte auf Mitternacht, da trat Conſtanzchen hinter die Braut und verband ihr die Augen mit einem Tuch, die Mädchen ſchloſſen einen Kreis um ſie und ſtimmten das Lied an vom Jungfernkranz und der veilchenblauen Seide.

Dorettchen aber, wie ſie ſo unter ihnen ſtand, faßten Abſcheu und unendlicher Widerwille. Sie riß ſich den Kranz aus den Haaren und ſchleuderte ihn verächtlich von ſich, in die tanzende Mädchenſchar hinein.

Die dachten, Dorettchen Ilefeld machte einen mutwilligen Scherz, und riſſen ſich lachend um ihn.

Durch die Nacht fuhr Paul Wiedemann mit ſeiner jungen Gemahlin nach Sumahlen. Sie lag wie tot in ſeinen Armen; nur einmal, als die Pferde langſam die Schlucht hinuntergingen, richtete ſie ſich auf und warf einen Blick hinaus. Aber ſie ſah nicht nach dem Paſtorat, wo fröhlich weiter getanzt wurde bis in den hellen Morgen hinein. Wie einer, der in der Heimat alles verloren hat und, da er ſie verlaſſen will, den Kopf noch nach dem Friedhof wendet, wo ihm das Liebſte in der Erde ruht, ſo ſah Dorettchen noch einmal das Birſeneeker Herrenhaus an.

Fremd und unheimlich ſchienen aus dem toten Hauſe zwei Lichtpünktchen durch die Nacht.

Blimberg hielt einſame Totenwache.

Ausklang.

Auf Dorettchens fröhliche Hochzeit folgte ein trauriger Herbſt.

Es dauerte lange, ehe die Birſeneeker ſich darüber beruhigten, was dort geſchehen war. Man war nicht daran gewöhnt, daß außergewöhnliche Dinge vorkamen. Seit Jahren und Jahren, ja eigentlich ſeit ſich damals die Gräfin im Birſeneeker Mühlenteich ertränkte, hatte man friedlich fortgelebt, in Arbeit und Freude, in Geburt und Hochzeit, im Tode, wo Gott die Stunde beſtimmte.

Paſtor Ilefeld ging nicht mit zu dem Begräbnis des Selbſtmörders. Ein paar Birſeneeker Knechte begleiteten Ulrich Märzendorffs Sarg, auch Blimberg hatte ſich den weiten Weg geſpart, denn man begrub Ulrich Märzendorff nicht auf dem Friedhof um die Kirche, ſondern weit draußen auf dem elenden kleinen Bauernfriedhof, der ſieben Werſt von Birſeneeken auf einem öden Hochplateau, an dem ſteilen Hange über dem Fluſſe lag.

Niemand pflegte hier die Gräber, aber wenn es Sommer wurde, wuchſen Thymian und blauer Ritterſporn und hochaufgeſchoſſene Gräſer auf ihnen. Die kleinen grauen Holzkreuze waren ſchief geweht, die ſchweren Weſtwinde hatten ſie alle in eine Richtung gebeugt, nach Sonnenaufgang zu.

Ulrich Märzendorffs Grab hatte kein Kreuz. Es war durch einen Stein bezeichnet, den ihm ſeine Familie einige Jahre nach ſeinem Tode hatte ſetzen laſſen. Darauf war der Name des Verſtorbenen in ſchwarzen Buchſtaben zu leſen: ULRICH CASIMIR MAERZENDORFF, ſein Geburtsjahr und ſein Todestag am vierzehnten September im Jahre 1832, Dorettchens Hochzeitstag.

Und wenn, was ſelten geſchah, ein Deutſcher ſich auf den kleinen Friedhof verirrte, in ſpäteren Jahren, als nur noch die Älteren im Lande etwas von Ulrich Märzendorff wußten und ſeinem traurigen Geſchick, und es war einer von denen, die Traditonen kannten und die Namen in Kurland, der wunderte ſich wohl darüber, daß hier ein Märzendorff begraben lag, in dieſer Einöde und unter lauter Bauern. . . .

In dieſem Herbſt kam der Tod noch zweimal nach Birſeneeken. Es war als hätte er, als er das erſte Mal in dem verlaſſenen Winkel einkehrte, gefunden, daß da noch mehr Arbeit für ihn zu tun war.

Zuerſt ſtarb der dumme Graf und bald nach ihm Blimberg, an einer Lungenentzündung.

Man ſetzte den dummen Grafen in dem Erdbegräbnis der Birſeneeker Grafen bei, und der Tod löſchte alle Unterſchiede, denn wer nun ſeinen Namen in goldenen Lettern an der Stelle der Mauer las, die ſeinen Sarg umſchloß, der ſah in ihm nur noch den Abkömmling des alten vornehmen Geſchlechts und fragte wenig darnach, daß er bei Lebzeiten ein armer Trottel geweſen war, der mit den Birſeneeker Knechten aus einer Schüſſel gegeſſen und keine andere Freude gekannt hatte, als ſich von Gottes Sonne den Rücken wärmen zu laſſen.

Und man trug Blimberg ſtill heraus, an einem grauen Tage voller Nebel und Herbſtwind. Paſtor Ilefeld hielt eine ſchöne bewegliche Rede, und Conſtanzchen und Luiſchen weinten bittre Tränen. Es war das erſte Mal, daß jemand geſtorben war, den ſie gut gekannt hatten, und ſie fühlten beide, daß hier ein Faden zerriſſen war, der ihre Kindheit feſt und geheimnisvoll mit dem Heimatboden verknüpft hatte.

Der Hof verödete immer mehr, kaum daß noch jemand über ihn ging. Wer aus der Umgegend war, machte gern einen Bogen um ihn, ſeit der Tod dreimal in einem Herbſt dort eingekehrt war, und nur ſelten verirrte ſich ein Fremder in die Birſeneeker Gegend.

So gingen die Jahre.

Es hatte lange gedauert, ehe man ſich in Sumahlen an Dorettchen gewöhnte. Die alte Sumahlſche Paſtorin war eine raſche und tatkräftige Frau geweſen, die Haus und Hof und den großen Garten ſtreng und praktiſch verwaltet hatte, und nun ſtand an ihrer Stelle ein ſtummes und ängſtliches Kind, das für nichts, was um es vorging, das rechte Intereſſe und den rechten Verſtand zeigte.

— Das iſt keine Sumahlſche Paſtorin, hieß es von ihr.

— Und wird es nie, fügten die Peſſimiſtiſchen hinzu.

Man fragte ſich wohl auch, ob ſie vielleicht einen anderen liebte, aber wer ſollte es denn ſein? Man konnte ja die Herren, die in Birſeneeken und in Sumahlen verkehrten, an den Fingern aufzählen, da war ſicher keiner darunter, und ſo föhnte man ſich allmählich mit ihrem ſtillen, matten Weſen aus.

Und es hatte noch viel länger gedauert, ehe Dorettchen anfing ſich in ihrem neuen Leben zurechtzufinden, Jahre waren vergangen, ehe ſie wieder lächeln konnte und ohne Herzweh ſehen, wie die Sonne ſchien.

Bittre Tränen, heiße Kämpfe lagen hinter ihr. Einmal hatte ſie gemeint, ihr Leben nicht mehr ertragen zu können und war wie ſinnlos aus dem Hauſe gelaufen, den Birſeneeker Weg, aber dann war ſie doch umgekehrt, und als Paul Wiedemann von ſeiner langen Fahrt fröhlich heimkehrte und ihr ſeine Jagdbeute zu Füßen legte, da fand er ſie ſtill und geduldig, nicht anders als ſonſt, im Eßzimmer an ihrem kleinen Nähtiſch ſitzen.

Dann kamen die Kinder und an ihnen lernte Dorettchen wieder leben, aber recht eigentlich fröhlich wurde ſie nie wieder, der Schatten, der in ihre Jugend gefallen, war ſchwer genug geweſen, ein ganzes langes Leben zu verdunkeln.

Auch Paul Wiedemann hatte in der Ehe ſeine Erfahrungen gemacht und man konnte ihn häufig ſagen hören, die Frauenzimmer wären alle anders, als ſie ausſehen. Er hatte anfänglich gedacht, es würde ihm ein leichtes ſein, das junge biegſame Weſen, das er ſich zur Lebensgefährtin gewählt, ganz nach ſich umzuformen und ſo zu einem Teil des eignen Weſens zu machen. Nun fand er mit Erſtaunen, daß Dorettchen gar nicht aus ihrer Art zu bringen war. Still und fern von ihm lebte ſie ganz ihr eignes Leben und bewahrte ihm gegenüber immer die ihr eigne abwehrende Vornehmheit, die ihn ſchon als Bräutigam ſo ſeltſam kühl berührt hatte.

Sie war eben doch, bei aller äußern Sanftmut, durch und durch eine Ilefeld, ſagte er ſich, und die waren eine Raſſe, die feſthielt. Die konnte man nicht ändern, man mußte ſie verbrauchen, wie ſie war.

Weiter und weiter gingen die Jahre. Die einſt jung geweſen waren, gehörten längſt zu den Alten.

Im Birſeneeker Paſtorat war es ſtill geworden; zwar führte Paſtor Ilefeld trotz hohen Alters noch das Regiment, aber die Paſtorin war ganz zuſammengefallen, und Conſtanzchen und Luischen brachten kein frohes Leben mehr ins Haus. Ihr Leben war eng, einförmig, langweilig geworden, es gab ihnen nicht mehr viel Anlaß zu lachen, wohl aber zu murren und ſich über andere Leute zu wundern und zu ärgern.

In Birſeneeken war das Herrenhaus ſeit einer Reihe von Jahren wieder bewohnt. Man hatte es ganz umgebaut, der Blitzableiter ſtand kerzengerade auf dem neuen Dach, der Garten war gepflegt, der Park ausgehauen und neue Wege angelegt.

Der Sohn des Grafen lebte jetzt dort mit seiner jungen Gemahlin.

Fröhlich waren sie in das alte Schloß gezogen und kümmerten sich wenig darum, daß man Birseneeken ein verfemtes Haus nannte und eine Stätte des Unglücks. Was ging es ihr junges Glück an, daß dort einmal eine Ahnfrau aus unglücklicher Liebe in den Teich gegangen war, und irgend ein ganz unbekannter Dichter sich an derselben Stelle eine Kugel durch den Kopf geschossen hatte!

Freilich, die wunderlichen alten Dämchen aus dem Pastorat hatten von der Ahnfrau noch erzählen hören von Leuten, die sie gut gekannt hatten, und den Dichter hatten sie mit eignen Augen gesehn und am Hochzeitstage ihrer Schwester hatte er sich erschossen, und sie erzählten der jungen Gräfin davon, wenn sie mit ihren Strickbeuteln zuweilen zu einem Täßchen Kaffe zu ihr herüber kamen, — aber das war alles schon so lange her, die alten Fräulein selber schienen aus ihrer alten Zeit wie durch ein Wunder in die Gegenwart verschlagen.

Auch über Ulrich Märzendorffs Andenken ließ die Zeit allmählich ihr unbarmherziges Kraut der Vergessenheit wachsen. Man hatte unter seinen nachgelassenen Papieren einige schöne Gedichte gefunden und das Fragment einer größeren Dichtung „das tote Haus", und wenn man sie auch in weiteren Kreisen nicht beachtete, — denn wer außer ein paar überspannten Frauenzimmern las damals in Kurland Gedichte und noch dazu von einheimischen Dichtern? — so fanden sich doch einige Literaturfreunde, die das feine Gefühl in ihnen, die zarten Schilderungen der Natur und das Ringen um eine vollendete Form wohl zu schätzen wußten.

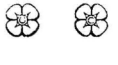
Und als man viele Jahre später, — als Pastor Ilefeld und Dorettchen und alle, die Ulrich Märzendorff noch persönlich gekannt hatten, längst tot waren, — eine Sammlung baltischer Gedichte herausgab, da fanden die von Ulrich Märzendorff auch ihren Platz darin, und es wurde ihm in der Vorrede ein großes Talent zuerkannt, dem aber Charakter und Sonne des Schicksals zum Wachsen und Reifen gefehlt.

Neue Zeiten kamen nach Kurland.

Dorettchens Kinder wuchsen heran. Es waren keine Wiedemanns mit hellen Augen und derber praktischer Lebensfreude, und keine Ilefelds, die sich ihr Leben mit festem Willen gestalteten, sie waren von stillerer und feinerer Art. Als sie Kinder waren, wünschten sie sich die Sterne zu Spielkameraden, und als sie erwachsen waren, dachten sie schwer an den Rätseln des Lebens.

— Von mir haben sie dieses Sternguckrige weiß Gott nicht geerbt! pflegte Paul Wiedemann sich zu entschuldigen, wenn seine Kinder, inneren Gesetzen folgend, viel schwerer mit dem äußeren Leben zurecht kamen, als er begreifen konnte. Ich habe in meinem ganzen Leben kein einziges Gedicht gemacht, selbst dann nicht, als ich verliebt war, — und die gehen durchs Leben, als dichteten sie inmmerfort. . . .

Und Dorettchen lächelte dazu, still und wehmütig einsam. Sie dachte an das Fünkchen, das in der fernen Jugendzeit in ihre Seele gefallen war, um nun als helleres Licht in ihren Kindern weiterzubrennen. Und sie dankte Gott dafür und segnete die verworrenen Schicksalsfäden, die ihre Seele in Ulrich Märzendorffs Hände gegeben, und daß so durch ihn ihre Kinder glücklichere Menschen wurden, sofern es Glück ist in dieser Erde, Gottes Rätsel und Geheimnis zu sehen.



Johann Auguſt Hagen.

Ein Beitrag zur baltiſchen Muſikgeſchichte.

Von Joh. Gahlnbaeck (Petrograd).

In Sachſen am 2./14. April 1786 geboren und nach Vollendung ſeiner muſikaliſchen Erziehung von dort nach Eſtland eingewandert, wo er in Reval ſeit 1814 lebt und lehrt, iſt J. A. Hagen durch ſeine Lehrtätigkeit und ſeine in Reval geſchriebenen muſiktheoretiſchen Arbeiten mit der Geſchichte der baltiſchen Kultur verknüpft und füglich zu den Balten zu zählen. — Er beſchließt ſein Leben daſelbſt in hohem Alter, ſeit Jahren erblindet, am 11. Juni 1877.

Seine muſikaliſchen Fähigkeiten und Neigungen ererbte J. A. Hagen offenbar von ſeinem Vater, der, aus Bayreuth gebürtig, in Pirna Garnwollhändler, Bürger und Hausbeſitzer, nebenbei aber, aus Liebhaberei und von ſeinem muſikaliſchen Sinn geführt, auch Organiſt war; von demſelben erhielt er ſeinen erſten Unterricht im Klavier- und Orgelſpiel, vom Kantor der Hauptkirche daſelbſt Geſangunterricht, was ihn ſchon früh befähigte, Kirchenchorſänger und ſpäter Choriſt im Hoftheater zu werden. Seit ſeinem elften Jahr beſucht er das Gymnaſium zu Dresden, wird mit neunzehn Jahren Seminariſt, mit einundzwanzig Jahren Lehrer an einer Privatſchule und zieht ſchon 1809 nach Eſtland, wo er als Lehrer der Muſik und einiger Wiſſenſchaften im Hauſe des Dichters Auguſt von Kotzebue zu Schwarzen bei Reval eine dauernde Anſtellung findet, bei einer Gage von 100 Dukaten in Gold jährlich. Dort wirkte er drei Jahre und lernte von da aus in häufigen Ausflügen die baltiſchen Provinzen, ſpeziell Eſtland,*) gut kennen. — Als Kotzebue 1812 zur Kriegszeit nach St. Petersburg flüchtet, endet für Hagen dieſer belehrende und vergnügungsreiche Aufenthalt. Das Jahr 1813 ſieht ihn als Mentor des unmündigen Peter von Brevern-Koil, welcher am Gehör litt, in Deutſchland; mit Brevern nach Reval zurückgekehrt, das er ſchon lieb gewonnen und dem zu Liebe er vorteilhafte Anerbietungen in Königsberg ausgeſchlagen, meldet Hagen ſich 1815 zur Hauptlehrerſtelle bei der „Großen Stadttöchterſchule“. Er erhält dieſe Stelle, wird 1820 gleichzeitig Lehrer der Muſik und des Geſanges am Gymnaſium, gibt ſeine Stelle an der Töchterſchule auf, eröffnet 1823 eine Privatknabenſchule und ſtiftet in demſelben Jahr einen „Singverein“, der ſich zum größten Teil aus ſeinen Schülern und Schülerinnen der Töchterſchule und des Gymnaſiums rekrutiert, und der wohl als der erſte derartige Verein in der baltiſchen Heimat zu gelten hat. Dieſem deutſchen Verein folgte in kurzer Zeit ein eſtniſcher Singverein; nicht nur gibt Hagen Jahrzehnte hindurch ſein Beſtes dieſen Singvereinen, ſondern es werden dieſelben in ihren Beſtrebungen von den damals noch meiſt deutſchen

*) Aufzeichnungen J. A. Hagen's. S. 1 ff.

Paſtoren unterſtützt und gefördert wegen ihrer Bedeutung für das Gemeindelied, und finden bei den geſangliebenden und liederreichen Eſten ſolchen Anklang, daß auf dem Lande, namentlich in ganz Eſtland, ſich bald aus den Sängerchören der Kirchſpiele weitere Geſangvereine bilden, die ſich endlich 1869 zur Feier der vor 50 Jahren erfolgten Aufhebung der Leibeigenſchaft zu einem großen Geſangfeſt in Dorpat zuſammenſchließen können.*)

Seit 1827 Organiſt an der St. Olaikirche in Reval, hatte Hagen Gelegenheit, ſich um die Vervollkommnung des Kirchengeſanges (Chorgeſang und Gemeindelied) zu bemühen, und er beklagt in ernſten Worten die Mängel auf dieſem Gebiet in der Stadt und beſonders auf dem Lande bei den Eſten. Hier wurde, ſeit die Reformation in den baltiſchen Ländern in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts Eingang gefunden hatte, Chorgeſang und Gemeindelied gepflegt.**) Im 19. Jahrhundert wurden in den Gebietsſchulen neben Leſen und Schreiben, den Hauptſtücken des Katechismus und etwas Rechnen der einſtimmige Geſang von Kirchenliedern geübt. In den Kirchſpielsſchulen erweiterte ſich dieſer Geſangunterricht, und mit Hilfe der Paſtoren werden Verſuche gemacht, den vierſtimmigen Geſang zu üben.***)

Dieſen Verſuchen zu Hilfe zu kommen, ſie in das richtige Fahrwaſſer zu lenken, war Hagen dank ſeiner nicht nur theoretiſchen, ſondern namentlich großen praktiſchen Vorbildung wohl berufen. In erſter Linie iſt es der Chorgeſang in ſeiner St. Olaikirche, deſſen er ſich annimmt; es fehlt an einem beſtändigen, wohlgeſchulten und eingeſungenen Chor und an Mitteln, einen ſolchen zu beſolden; Hagen findet oder beſchafft ſie, indem er bei Gelegenheit des 25-jährigen Amtsjubiläums des Superintendenten Chriſtian Gottlieb Mayer (1769 bis 1848)†) eine Stiftung anregt, deren Kapital durch eine Kollekte, bei der Mayer ſelbſt ſich mit Rbl. 1000.— Banco beteiligt, zuſammengebracht wird, und aus deren Zinſen ein „Knaben-Singchor" beſoldet werden kann, der der „Mayer'ſche Sänger-Chor"††) genannt wird. Von Geldüberſchüſſen des Hagen'ſchen Singvereins (bei einem Mitgliedsbeitrag von Rbl. 10.— Banco) wurden dieſen Sängern für die kalte Zeit wärmende Überſchuhe und Mäntel angeſchafft, ja es konnten zur Erhaltung dieſer Kleidungsſtücke noch Rbl. 140.— S. der Kirchenkaſſe übergeben werden.†††)

Wie ernſt es J. A. Hagen ſich hat angelegen ſein laſſen, den Geſang in Stadt und Land, und namentlich auf dem Lande bei den Eſten, „ſeinen

---

*) H. Roſenthal, Kulturbeſtrebungen des eſtniſchen Volkes. Reval, 1912.

**) Amelung, Baltiſche Kulturſtudien aus den 4 Jahrhunderten der Ordenszeit (1184—1561). Dorpat, 1885. S. 312 ff.

***) H. Roſenthal, Kulturbeſtrebungen des eſtniſchen Volkes. Reval, 1912. S. 35 ff.

†) Inland, 1848. Sp. 1000.

††) Inland, 1848. Sp. 955.

†††) Aufzeichnungen. S. 45.

lieben Mitchriſten", in Kirche und Haus zu fördern, beweiſt eine ganze Reihe von muſiktheoretiſchen Werken, die heute zwar der Vergangenheit und der Vergeſſenheit angehören, in nur einzelnen, ja oft nur einem Exemplare erhalten blieben, die aber ſeit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Übungen und Ausführungen des allgemeinen Gemeindeliedes und des dasſelbe begleitenden Orgelſpieles der eſtniſchen Gemeinden Eſt- und Livlands und Öſels nicht wenig geſtützt und gefördert haben. In Reval wurde im Jahre 1841 von Hagen eine Anweiſung zum Notenleſen und Singen bei Lindfors' Erben in Druck gegeben: „Öppetus, kuida laulomehhed, ja kes muud tahtwad, joudwad notideſt laulo wiſid ülleswõtta, lauloerrelatte ſeäl mängides ja nende järrel lauldes, ni hästi nemmad iſſe, kui ka nende õppetuslapſed". (Anweiſung, wie Sänger oder wer ſonſt will, den Noten-Geſangweiſen zu entnehmen vermögen, indem ſie auf der Geſangesorgel ſpielen und darnach ſingen, ſowohl ſie ſelbſt, als auch die von ihnen unterrichteten Kinder.)

„Es zerfällt in zwei Teile. Im erſten werden die Muſikzeichen beſprochen, die Noten gelehrt, die Tonarten angeführt; im zweiten werden Anweiſungen für das Singen gegeben. Zum Einüben und zum Mitſpielen der Melodien (einſtimmig) empfiehlt der Verfaſſer ſogenannte „Geſangesorgeln", die klein und transportabel, ſelbſt in den ärmſten Dorfkirchen aufgeſtellt werden können. Sowohl die rein theoretiſchen Dinge, wie die Geſangesregeln ſind primitivſter Natur und können nur für den allererſten Unterricht in Betracht gekommen ſein."

Zum Schluß nennt Hagen einen Orgelbauer, der wohl imſtande ſei, nach ſeinen Angaben brauchbare Geſangesorgeln herzuſtellen, und zwar K. A. Tanton im Riſſi'ſchen Kirchſpiel, „Nurme moiſa al, Saita Karjamoiſas." — Das Büchlein war „zum Druck erlaubt Dorpat, den 11. Auguſt 1841." Der Preis war 15 Kop. Silber; es enthielt 21 gezählte Seiten im Format 190 × 225 mm. Ein Exemplar befindet ſich in der Bibliothek der „Gelehrten Eſtniſchen Geſellſchaft zu Dorpat" sub Nr. 713.

Drei Jahre ſpäter erſcheint 1844 Hagens einſtimmiges Melodienbuch: „Laulo-wiſi-ramat. Tallina ja Tarto Makele lauloramatute kõrwa, ja peale ſedda weel üks weikene liſſa" (Melodienbuch zum Reval-eſtniſchen und Dorpat-eſtniſchen Geſangbuch, und dazu noch ein kleiner Anhang). Es enthält 88 gezählte Seiten im Format 142 × 280 mm und iſt wieder bei Lindfors Erben in Reval gedruckt. Auf der Seite 88 iſt der Preis vermerkt: Ühhe heäle Wiſiramat juhhatajaga, makſab 85 koppikat höbbedat. (Das einſtimmige Melodienbuch mit den Regiſtern koſtet 85 Kopeken Silber). Dieſe Regiſter füllen die letzten 16 Seiten des Buches und enthalten die zu den Liedern gehörigen Melodien, beide nach Nummern geordnet, die Melodien alphabetiſch geordnet, für beide Dialekte beſonders geführt, desgleichen die Melodien nach den deutſchen Bezeichungen, ebenſo geordnet, und Erläuterungen.

„Auch dieſe einſtimmige Melodienſammlung kann nur einfachen liturgiſchen Zwecken gedient haben. Weſentlich mag aber dies Büchlein genützt haben durch die auf Seite 81 befindlichen Bemerkungen zur Ausſprache und zur Einteilung des Textes. Man ſieht, daß es dem Verfaſſer auch hier darum zu tun iſt, daß der Sänger weiß, was er ſingt."

Ein Exemplar des „Laulo-wiſi-ramat“ befindet ſich in der Bibliothek der „Gelehrten Eſtniſchen Geſellſchaft in Dorpat“ sub Nr. 647a. Der auf dem Titelblatt erwähnte Anhang (liſſa) dürfte in erſter Auflage erſt 5 Jahre ſpäter erſchienen ſein, gleichzeitig mit der zweiten Auflage des vierſtimmigen Choralbuches, sub Nr. 168, wie dieſes „vom Eſtländiſchen Evangeliſch-Lutheriſchen Provinzial-Konſiſtorio atteſtiert“, und zwar beginnt er mit der Seitenzahl 89 und ſchließt mit der Seite 109. Er iſt wie das vierſtimmige Choralbuch (täis nelja hääle wiſi-ramat) bei Gerhardt und Schreiber gedruckt und hat nur einen eſtniſchen Titel: „Laulo-wiſi-ramat, Tallinna ja Tarto ma kele. Liſſa. Neljahäleliſſe wiſi-ramato teiſe trükki körwa“ und nur eſtniſche Bezeichnungen und eſtniſche Regiſter, erſtere und letztere in den zwei eſtniſchen Dialekten — dem Reval-eſtniſchen und Dorpat-eſtniſchen. — Das Heftchen iſt 155 mm hoch und 145 mm breit. In der Bibliothek der „Gelehrten Eſtniſchen Geſellſchaft“ zu Dorpat iſt ein Exemplar sub Nr. 647.

Hagen berichtet in ſeinen „Aufzeichnungen“, wie er dazu kam, ſich an die große Arbeit der Verfaſſung eines Choralbuches zu machen:

Mein Landsmann — Konſiſtorialrat Punſchel in Livland — hatte die Abſicht, ein Choralbuch drucken zu laſſen, woran er ſchon mehrere Jahre gearbeitet hatte, als er mich brieflich bat, ihm in muſiktechniſchen Fragen Auskunft zu geben, was ich ſehr gerne tat, denn ein ſolches Buch war ſehr notwendig vorzüglich in den Städten, wo in jeder Kirche ein und dieſelbe Melodie in verſchiedener Art geſungen wurde; als Punſchel ſein Choralbuch gedruckt hatte, ſchickte er dem Generalſuperintendenten Mayer ein Probeexemplar, damit dasſelbe für Eſtland angenommen würde. Doch es waren die Paſtore*) dagegen, weil Punſchel die ſeit langer Zeit gebräuchlichen, (wohl auch mitunter verfälſchten) Melodien nicht beachtet und dagegen mehr ausländiſche aufgenommen hatte, was bequemer war, da die Harmonie dort fertig war und daher keine Anſprüche an eine Kenntnis derſelben gemacht wurde. Das Punſchel'ſche Choralbuch wurde von den Paſtoren nicht angenommen, ich dagegen von ihnen erſucht, ein Choralbuch zu ſchreiben, was ich ablehnte, da mir das zum Druck nötige Geld fehlte. Jetzt wurde mir dasſelbe angeboten.**)

Hagen hatte während ſeines langjährigen Aufenthalts im Baltikum in den verſchiedenen Kirchen des Landes und der Städte, ja oft in den Kirchen einer und derſelben Stadt „zahlloſe Abweichungen der Geſangesweiſen“ konſtatieren können. Der Muſiklehrer Fr. Brenner in Dorpat ſchreibt (Inland 1840. Sp. 695 ff.) über dieſe Zuſtände: „Es ergab ſich, daß der öffentlichen Gottesverehrung eine namhafte Zahl in ihren Melodien weſentlich abweichende Choralbücher zu Grunde lagen, welche überdies, je nach den Anſichten des jedesmaligen Organiſten oder Vorſängers, in einzelnen Stücken ihrer Anwendung nach Modifikationen im Gefolge hatten, die vollends jeden feſten Haltepunkt für den Geſang der Gemeinde raubten. Dasſelbe gilt von den Schulen.“ — Wie wünſchenswert die Einführung eines allgemeinen Choralbuches für die lutheriſchen Gemeinden Rußlands war, leuchtet ein.

*) U. a. Generalſuperintendent Mayer und Dr. Chr. H. Girgenſohn.

**) Wohl durch das Konſiſtorium in Reval.

Hagen schrieb nunmehr zuerst sein „Melodienbuch für die Deutschen und die Revaler und Dorpater Esten", indem er sich an die durch Graf Zinzendorff in den baltischen Provinzen eingeführten Singweisen hielt; dieses Melodienbuch wurde, wie Hagen selbst mitteilt, „in 3000 Exemplaren vom Lithographen Mackdonald gedruckt" *). Schreiber dieser Zeilen hat weder in den Beständen der Kais. Öffentlichen Bibliothek, noch in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, noch in den Bibliotheken der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat und der Estländischen Literärischen Gesellschaft in Reval dieses Melodienbuch vorgefunden.

In seinen Aufzeichnungen berichtet Hagen, daß ihm der Druck von Mackdonald **) nicht genügt habe und er deshalb in Deutschland in der Typo-Lithographie von Gerhardt und Schreiber in Erfurt auf eigene Kosten eine zweite Auflage habe herstellen lassen; seiner geringen Mittel wegen mußte er diese auf 500 Exemplare beschränken, doch sicherte er sich und seinen Erben gleichzeitig sein geistiges Eigentumsrecht durch Hinweis auf einen „Allerhöchsten Ukas vom 5. Februar 1845". Das Choralbuch hat 3 Titelblätter, ein deutsches, ein lettisches und ein estnisches. Der deutsche Titel lautet: „Choralbuch zu mehreren Evangelisch-Lutherischen, Deutschen, Estnischen und Lettischen Gesangbüchern Rußlands; unter den deutschen Gesangbüchern vorzugsweise zu der Dr. Karl Chr. Ulmann'schen geistlichen Liedersammlung. Zweite vermehrte Auflage. Erfurt usw." Der lettische Titel lautet: „Meldiju grahmata tchetrâs balsis preeksch tahm Ewangeliskahm Latwiskahm Luttera drandschm" usw. Als Haupttitelblatt dürfte das estnische zu gelten haben, ist es doch vor den anderen durch das Bild Martin Luthers ausgezeichnet. Der Text lautet: „Tallinna ja Tarto lauloramatute tais wisi ramat." — Das Choralbuch enthält 495 Choräle und Responsorien auf 317 gezählten Seiten in der Größe: 290 mm (breit) und 115 mm (hoch) und erschien im Verlage des Verfassers.

Das „Estländische Evangelisch-Lutherische Provinzial-Konsistorium" attestiert das Choralbuch sub Nr. 168 (vom 31. Januar 1850): „daß in vorliegender Schrift nichts wider die heilige Schrift und die symbolischen Bücher enthalten sey", und es wurde von da ab bis 1863 im Baltikum allgemein benutzt und erlebte noch eine dritte und vierte Auflage ***).

„In den Bemerkungen, die als ein Nachwort anzusehen sind, macht Hagen seine Absichten offenbar, die er mit diesem Choralbuch verbindet; er hat die Choralmelodien für die einfachste Orgelbegleitung eingerichtet, die für angehende Choralspieler bestimmt ist. „Absichtlich sind diese Melodien einfach kirchlich für Landgemeinden harmonisiert, wobei auch unmusikalische Glieder der Gemeine in den Stand gesetzt werden, ungestört und sicher

*) S. Aufzeichnungen S. 61.

**) Lithographie von F. W. Mackdonald, Reval, Dunkerstraße Nr. 305 (Reval'sche wöchentliche Nachrichten 1840).

***) S. Aufzeichnungen, Nekrolog S. 2.

ihre Weiſen zu ſingen". „Iſt eine Gemeine im Singen der Kirchenlieder geübt, ſo kann der, welcher ſie begleitet, künſtleriſche Harmonien zur wohltuenden Abwechslung ſich ſelbſt wählen, auch unter dieſen Umſtänden ſogar die Mittelſtimmen des Chorals imitatoriſch bewegend rhythmiſieren, welches den einfachen und ſteifen Rhythmus der Melodien beleben wird." Für eingeſchobene Zwiſchenſpiele hat der Verfaſſer nichts übrig; er ſagt: „Die ſogenannten Zwiſchenſpiele, und wenn ſie auch noch ſo ausgezeichnet melodiſch, harmoniſch, kurz und den Textworten entſprechend wären, ſind und bleiben Wechslertiſche im Tempel des Herrn." Für die Hauptſache im Choral erklärt Hagen den Text. Deswegen dürfte die Reichhaltigkeit der Begleitung niemals auf den Sinn drücken, damit der Sänger nicht „ermüdet, oder unaufmerkſam wird auf den Inhalt des Liedes." In lebhaften Worten klagt er über das Mangelhafte des Gemeindegeſanges. — Das Regiſter iſt in deutſcher, lettiſcher Sprache und in zwei eſtniſchen Dialekten, dem revalſchen und dem dörptſchen Eſtniſch abgefaßt, da dies Choralbuch dem Gottesdienſt in dieſen drei Sprachen dienen ſollte. Der Orgelſatz, durchwegs vierſtimmig, iſt korrekt, einfach und wohlklingend. Ein Pedalgebrauch erſcheint kaum vorgeſehen zu ſein."

Das Hagen'ſche Choralbuch iſt heute, und wohl ſchon längere Zeit, obgleich es 4 Auflagen erlebte, nicht mehr im Gebrauch; einerſeits hatte es bei ſeinem Erſcheinen ſchon vorhandene Melodienbücher zu verdrängen, wie das Schicht'ſche*), das in den St. Petersburger deutſchen Gemeinden damals im Gebrauche war, und namentlich das Punſchel'ſche**), das kurz vor dem Erſcheinen des Hagen'ſchen ſich trotz ſeiner offenkundigen Mängel in weiten Kreiſen eingebürgert hatte, andererſeits trafen die Vorausſetzungen, unter denen Hagen arbeitete, ſpäter nicht mehr zu. Dieſen Vorausſetzungen verleiht Hagen ſelbſt Ausdruck am Schluß ſeiner Arbeit, wo er ſchreibt:

Da dieſes Choralbuch das erſte für Geſangbücher verſchiedener Sprachen iſt, ſo wird es mir, hoffe ich, an nachſichtiger Beurteilung nicht fehlen. Und hätte ich auch dasſelbe vollkommen gut meinen lieben lutheriſchen Mitchriſten in die Hände geben können, ſo würde ich doch nicht gemeint haben, dem, was der Kirche Not tut, ein beſſerer und allgemeiner Kirchengeſang, damit einen Hauptbeitrag geliefert zu haben. Dieſen Gedanken hat meine Erfahrung verſcheucht. Sie hat mich belehrt, daß weder gute Vorſänger, noch im Geſang gut geübte Chorknaben, noch vortreffliche Orgeln, noch geſchickte Organiſten im Stande ſind, den Geſang einer gemiſchten Gemeinde zu vervollkommnen, wenn nicht auch die Herren Dichter geiſtlicher Lieder das Gemüt ergreifende und den Geſang erhebende Choral-Melodien zu ihren Dichtungen wählen, welche aus frommen Gefühlen hervorgeſungen, wieder zum Herzen dringen, leicht nachzuſingen ſind, und die zum Mitſingen derſelben unabläſſig drängen und treiben. Dieſe Melodien werden ein Haupthebel werden, und das, was der Kirche Not tut, herbeiführen.

Exemplare dieſes Choralbuches in der 2-ten Auflage ſind in der Bibliothek der Gelehrten Eſtniſchen Geſellſchaft (sub Nr. 1218), ſowie in der Bibliothek der Eſtländiſchen Literäriſchen Geſellſchaft zu Reval vorhanden, finden ſich wohl auch noch in einzelnen Kirchenarchiven im Baltikum.

Als Ergänzung des Heftchens „Öppetus" läßt Hagen im Januar 1876 ein Büchlein erſcheinen: „Kurze Übergänge aus einer Tonart in eine andere,

*) Aufzeichnungen S. 62.

**) Punſchel, Johann Leberecht Ehregott, Paſtor auf Löſern und Konſiſtorialrat, Evangeliſches Choral-Melodien-Buch. Leipzig 1844.

nebſt (meiſt choralartigen) Vor- und Nachſpielen, und zum Schluß des Gottesdienſtes, zum Gebrauche für Land-Organiſten, auch für diejenigen, welche dieſelben beim häuslichen Gottesdienſte auf dem Pianoforte ſpielen wollen", mit eſtniſchem Text und eſtniſchen Erklärungen und Titel: „Lühhikeſſed mängi tükkid, muiſt ühheſtheäle-mõnuſt teiſe, muiſt laulude algul ning lõppul, ja muiſt kui koggodus kirrikuſt wälja lähheb, mängida, mis Esti-Ma kirrikutte erreli mängiatte kaſſuks on walmistanud, kokko ſannud, ja trükki annud Ollewiste kiriko errelimängia". Erfurt, bei Gerhardt und Schneider.

„Auf Seite 4—11 gibt er Erläuterungen zu den praktiſchen Beiſpielen. Er beſchließt dieſe Einleitung mit den Worten: „Wer aus dieſer Erklärung trotz ernſten Fleißes doch nicht alles verſtanden, frage um Rat ſolche, die mehr davon verſtehen (kes täieminne õppetud ja ſellega aina tutwad on), und ihm mündliche Erklärungen geben können. Solchen, die in meiner Nachbarſchaft wohnen, bin ich gern bereit, alles zu erklären." Die Notenbeiſpiele ſind erſchöpfend, indem alle überhaupt möglichen Übergänge (Üleminnekud) ausgeführt werden. Ein Regiſter orientiert raſch darüber, ebenſo über eine Anzahl von Vor- und Nachſpielen. (Eelmängi-tükkid, Järrelmängi-tükkid.) Der vierſtimmige Tonſatz iſt korrekt, auf Pedalgebrauch iſt auch hier verzichtet."

Das Büchlein enthält 80 gezählte Seiten im Format 235 mm hoch und 145 mm breit. Ein Exemplar befindet ſich in der Bibliothek der Eſtländiſchen Literäriſchen Geſellſchaft in Reval sub Nr. XIV.342/40134.

Als letztes ſeiner für die Eſten verfaßten muſiktheoretiſchen Werke erſchien in Reval 1861 ein Lehrbuch für Orgelſpiel unter dem Titel: „Juhhataja errela mängimiſeks neile, kes maal errela mängimiſſe ammetid noudwad ja ennaſt ſelle wasto tahtwad walmistada. (Eſſimenne ja teine jäggo.) Tallinas 1861. (Lehrbuch für Orgelſpiel, für diejenigen, welche auf dem Lande Orgelſpieler werden und ſich dafür vorbereiten wollen. Erſter und zweiter Teil.) Der Druck iſt den 4. Februar 1861 geſtattet. Hagen betont auch für dieſen „Juhhataja" ſein geiſtiges Eigentumsrecht. Der Juhhataja iſt in zwei geſonderten Heften erſchienen, in dem einen gibt der Verfaſſer alle nötigen muſiktheoretiſchen Erklärungen, im zweiten die dazu gehörigen Übungsſtücke und Noten. Das erſte Heft enthält 26 gezählte Seiten, 220 mm hoch und 275 mm breit und der Verfaſſer unterzeichnet ſich auf der zweiten Seite: Joh. Aug. v. Hagen; auf der letzten wünſcht er den Eſten allen Nutzen von ſeiner Arbeit: Peaks ſe tö Estima-rahwale rohkeste kaſſo ſaatma, ja kui wilja iwwa hea ma ſiſſe langema! (Möge die Arbeit dem Eſtenvolke reichen Nutzen bringen und als gute Saat auf einen fruchtbaren Boden fallen!) Vom Leſer mit dieſem Wunſch Abſchied nehmend, ſchließt er mit den Worten: Sedda ſowib ſüddamiſt „Õppetuſſe", „laulo-wiſe", „tei-ramato" ja „lühhikeste mängitükkide" kirjotaja! (Das wünſcht von Herzen der Verfaſſer des „Lehrbuchs", des „Melodienbuches", des „vollſtändigen [vierſtimmigen] Choralbuches" und der „kurzen Spiele".) — Das zweite Heft iſt größeren Formates, 260 mm hoch,

215 mm breit, und führt den Titel: Nodi-ramat Juhhatamiseks, kuidas need, kes ma kirikutes köstri- ehk errilamängia ammetit noudwad, ennast selle wasto woiwad walmistada. (Notenheft zum Lehrbuch als Anweisung, wie diejenigen, die in landischen Kirchen Küster oder Orgelspieler werden wollen, sich dafür vorbereiten können.) Es enthält auf 16 gezählten Seiten zum ersten Teil 23, zum zweiten Teil 20 Motive, als Notenbeispiele zu den theoretischen Betrachtungen, die sich auf den Anfangsunterricht beziehen. Bibliothek der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat NNr. 3995 a und 3995 b.

„Es bringt die einzelnen Etappen des Lehrganges, eine Richtschnur für den Lehrer, da das Werkchen kaum dem Selbstunterricht gedient haben konnte. Es ist eine gemeinfaßliche Harmonielehre: ausgehend von dem Begriff der Tonleiter, der Intervalle führt es zum Bilden der Akkorde. Aber es behandelt nur den Dreiklang und seine beiden Umkehrungen. Den Septimakkord untersucht es nicht. Die Ausführlichkeit der Notenbeispiele weist darauf hin, daß diese Arbeit für die Jugend bestimmt war.

Überschaut man die Reihe der vorliegenden Arbeiten Hagens, so findet man überall das Bestreben, durch sie zum Besten des Gottesdienstes auf Organisten und Gemeinde zu wirken; nicht auf die großen Kirchen kommt es ihm an, sondern auf die estnischen Landgemeinden, auf kleine Verhältnisse, wo eben intensivere Pflege des Gesanges nottut und Organisten ihr Amt ausüben sollen, die eine abschließende musikalische Erziehung nicht durchgemacht haben. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, können seine dahingehenden Arbeiten als durchaus zweckentsprechend angesehen werden."

Eine größere Arbeit J. A. Hagen's liegt auf einem anderen Gebiete; nicht musik-theoretisch ist sie, sondern künstlerisch: es ist dies das Oratorium „Wir haben sie wieder, die teure Stätte". — In seiner „Bibliotheca livonica historica, 2-te Auflage 1878" gibt Winkelmann unter NNr. 6715, 6716 dieses Werk Hagens an, ohne irgendeines seiner anderen Werke zu kennen. Der volle Titel lautet: „Wir haben sie wieder, die teure Stätte", Oratorium zur Einweihung der erneuerten St. Olai-Kirche zu Reval, in Musik gesetzt von Johann August Hagen, Organist an derselben. Lithogr. v. J. W. Macdonald, in Reval. — Es sind 37 gezählte Seiten qu. fol., 265 mm hoch, 350 mm breit, mit einer vorausgeschickten Beschreibung der Einweihefeier (vom 16. Juni 1840), einer detaillierten namentlichen Aufzählung sämtlicher ausführenden Sänger und Artisten, Dirigenten und Stifter, und dem Text des Oratoriums (von dem Diakonus A. F. Huhn), 8 ungezählten Seiten, 8°, 150 mm breit, 235 mm hoch. — Auf dem Titelblatt ist die in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1820 von einem Blitzstrahl getroffene und von dem dadurch entstandenen Feuer zerstörte St. Olaikirche, auf der Rückseite des Umschlages die wieder hergestellte St. Olaikirche abgebildet, beides Lithographien von F. W. Macdonald in Reval. — Der Text erschien 1841 auch in russischer Sprache, 4 Seiten 8°, 150×235 mm. Das Manuskript des Oratoriums [sc. die vollständige Partitur*)] befindet sich in der Bibliothek der Estländischen

*) Hagen, Aufzeichnungen. S. 63.

Literärischen Gesellschaft zu Reval und ist auf 48 Blättern Büttenpapier resp. 96 Seiten Großfolio (490 : 335 mm) niedergeschrieben; auf der letzten (96.) Seite steht die Notiz: „Angef. d. 3-ten Februar, geend. d. 2-ten April 40." Der 2-te April war J. A. Hagens Geburtstag.

„Das Werk ist für Soli, gemischten Chor und Orchester komponiert. Ein feierlicher Chor: „Heilig ist der Herr" eröffnet den ersten Teil, Solostimmen wechseln ab. Ein kurzes Baß-Solo leitet zu einem anmutigen, vom Solotenor gesungenen Arioso „Lieblich geschmückt" über. Ein feuriger Chor: „Und drinnen wohnte Deine Herrlichkeit" antwortet. Ein Choral: „Wie lieblich ist's" trennt den Chorsatz von einem Duett zwischen Sopran und Tenor: „Du Vater warst bei uns". Eine Fuge, deren Thema: „Und drinnen wohnte Deine Herrlichkeit" schon früher intoniert wurde, beschließt den „ersten Abschnitt". Den „zweiten Abschnitt" beginnt ein Ensemble des Chors und der Solostimmen. Ein kräftiger Chor preist den Herrn als den Meister über Sturm und Not: „Jehovah groß im Donner, der rollt". Ein Recitativ des Tenors berichtet vom Brande der Kirche, der Chor preist den himmlischen Vater, der die Hütten der Menschen verschonte. Wie im ersten Abschnitt verallgemeinert ein Choral die Stimmung des einzelnen: „Verdecken Dich schon finstre Wolken". Ein Baß-Recitativ leitet über zu einem Chorsatz, der die Trauer über das in Trümmer zerfallene Gotteshaus ausspricht. Aber der Herr erbarmte sich der trauernden Gemeinde und ließ erneut aus der Asche den Tempel erstehen. Mit einem von Soli und vom Chore ausgeführten Finale, das Dank und Freude über den Wiederbesitz ausdrückt, schließt das Werk.

Die Musik des Oratoriums ist die fleißige und sorgsame Arbeit eines guten Musikers, der sein Handwerkszeug wohl zu benutzen versteht. Gewissenhaft geht der Komponist in den Wegen der Dichtung, geschmackvoll teilt er den Stoff den Solisten und dem Chore zu und weiß musikalische Steigerungen wohl vorzubereiten. Das Orchester hat nur die Begleitung zu besorgen, irgendwie besonders hervortretende Orchestersätze finden sich nicht vor. Die Deklamation ist eine singemäße, Melodik und Rhythmik nicht uninteressant. Es ist ein Gelegenheitswerk, das weit über das Maß der Mittelmäßigkeit hinausgeht und in seinen musikalischen Teilen, wenn auch bekannte Pfade wandelnd, doch niemals trivial oder eintönig wirkt. Die Begeisterung, die den Komponisten bei seiner Arbeit begleitete, tönt aus seinem Werke wider, eine Anerkennung, die nur einem ehrlichen und edlen Wollen zuteil werden kann."

Das „Inland" bringt (1840 Nr. 26) nach den „Revaler wöchentlichen Nachrichten", Nr. 25, eine kurze Wiedergabe des Inhalts des Oratoriums, in der Auffassung eines Zeitgenossen: „Nun begann das zu diesem Tage eigens komponierte Oratorium, welches mit lieblichen Melodien das Bild der Kirche, wie sie vor 20 Jahren war, und was die damals Anbetenden in ihr gefunden, vor die Seele führte, dann aber auch mit schauerlichen Tönen in die Nacht des 16. Juni 1820 versetzte, dazwischen mit Lobgesang die treue Hand des Herrn pries, die in jener Nacht so wunderbar die Stadt verschont, dann die Sehnsucht nach Erneuerung des zerstörten Tempels schilderte und für die Gnade dankte, mit der Gott diese Sehnsucht durch das Erhabene Bruderpaar unseres großen Kaiserhauses (S. M. Kaiser Alexander I. und S. M. Kaiser Nikolai I.) gestillt, und endlich mit Jauchzen über den Besitz der teuren Stätte schloß."

Als J. A. Hagen sein „Oratorium" schrieb, war er 53 Jahr alt, ein Alter, in dem allgemeiner Ansicht nach die Schaffenskraft am höchsten steht. —

Außer den bereits beſprochenen ſind von den im Druck erſchienenen Werken Hagens in ſeinen Aufzeichnungen noch folgende Arbeiten erwähnt:

12 Lieder für Geſang und Guitarre und Pianoforte-Begleitung, im Verlag von Kühnel in Leipzig 1803 erſchienen.

6 Geſänge mit Begleitung des Pianofortes, gewidmet Baron Haſſer in Wien.

6 Geſänge mit Begleitung des Pianofortes, gewidmet der Baronin Haſſer in Wien.

12 Chorgeſänge für die baltiſchen Gymnaſien.

Lieder für die Revaler Kreisſchule.

Während ſeines Aufenthalts in Schwarzen, in der Familie des Dichters Auguſt von Kotzebue, ſetzte er mehrere von dieſem und Herrn von Knorring-Merremois gedichtete Singſpiele und Poſſen in Muſik. Von den von Hagen in Muſik geſetzten Singſpielen und Luſtſpielen des Herrn v. Kotzebue wurden einige auf dem kleinen Haustheater in Schwarzen von Familiengliedern und Freunden und Bekannten des Hauſes zur Aufführung gebracht, einige in Reval im Theater vom Muſikdirektor Mainzer aufgeführt, ſo z. B. „der blinde Gärtner". — Ich kann mir nicht verſagen, hier einen Ausſpruch Prof. Dr. Kruſes zu wiederholen, weil ich in der angeführten Erſcheinung Hagens Einfluß vorausſetze: „Merkwürdig iſt, daß auch in Reval mit dem im Jahre 1809 durch Kotzebue geſtifteten ſo ausgezeichneten Theater auch die Muſik ſich hob und wieder fiel."*) Auch Gelegenheitsgedichte wurden von ihm in Muſik geſetzt, ſo für den Freiherrn Ulrich Schlippenbach, Herausgeber der „Curonia", und den Baron Ungern-Sternberg von Noiſtfer. Dieſe Arbeiten blieben wohl ungedruckt; die Manuſkripte dürften ſich in den Bibliotheken der erwähnten Familien finden, und mögen wohl auch irgend einmal noch zum Vorſchein kommen, — Denkmäler des geiſtigen Lebens eines verfloſſenen Jahrhunderts und unſerer baltiſchen Heimat.

Im Jahre 1812 überſandte Baron E. Ungern-Sternberg Hagen, wohl nach Schwarzen, patriotiſche Gedichte, die derſelbe in Muſik ſetzte und drucken ließ, und die ein Oberſt von Aderkas zur Armee mitnahm; ſie begannen mit den Worten:

„Ja gürte Dich in Gottes Namen
Und zücke Dein gerechtes Schwert. . . ."

Als die franzöſiſchen Heere im Dezember 1812 Rußland verlaſſen hatten, ſandte ihm Baron E. Ungern-Sternberg noch ein Gedicht zu:

„In meinem Herzen ſtand's geſchrieben:
Wir gehen glorreich aus dem Streit. . . .",

das wieder von Hagen in Muſik geſetzt und in Druck gegeben wurde. Ob noch irgendwo ein Exemplar exiſtieren mag?

*) Inland 1844 Sp. 834.

Als Hagens letztes Werk ist zu nennen ein Autograph: „Erster Unterricht in der Musik, für seine Großkinder Katja und Nadja verfaßt von J. A. Hagen" Reval 1869. 17 Seiten, 200 mm hoch, 320 mm breit.

„Ein liebenswürdiges Werkchen. . . . . Hagens pädagogische Ansichten, auch in Dingen der Musik, erhellen aus den Eingangsworten: „Vielleicht fängt Euer lieber Vater schon im Herbst 1870 oder 71 an, Euch das Klavierspiel selbst zu lehren, dabei werdet Ihr nicht nur Euer Gedächtnis, sondern vorzüglich Eure Denkkraft brauchen. Das Letztere ist bei allem, was Ihr lernt, notwendig, wenn Ihr Euch das Lernen nicht erschweren wollt."

Der Gang der Ausbildung ist ein rein praktischer, aber der Verfasser führt die Lernenden auf 17 Seiten so rasch vorwärts, daß er schon auf S. 13 die Anweisung gibt, wie gebrochene Akkorde mit überschlagenden Händen zu spielen seien. Daß zwischen dem Erlernen der Noten und der Schwierigkeit dieser Technik sehr viel mehr Übungsstoff vorhanden ist, als der Verfasser hier angibt, liegt klar am Tage. Heute würden wir nicht mehr nach dieser Methode zu unterrichten unternehmen dürfen, so sehr auch in dieser Anweisung manches pädagogisch Wertvolle enthalten ist. Das Intime und Persönliche, das sich an einigen Stellen zeigt, macht die Arbeit besonders sympathisch, so wenn er auf einem eingeklebten Streifen, auf dem er die drei Lagen des Dreiklanges aufzeichnet, bemerkt: „Mein lieber Paul, nimm mit dem guten Willen vorlieb, ich kann nicht mehr deutlich schreiben."

Das Theoretische wird an kleinen Liedchen, die zum Teil auf eignen Texten beruhen, eingeübt. Für Anfänger, die kein höheres musikalisches Ziel erstreben wollen, ist dies eine ganz vortreffliche Methode, indem das der Melodie unterlegte Wort die Musik ungleich verständlicher macht. — Auf Seite 17 sind die Anweisungen zu Ende. Mit Seite 18 beginnen weiße Blätter. Zu oberst steht: „Auf das leere Notenpapier wird Katja und Nadja selbst Noten schreiben. Wenn ich es doch sehen könnte." Die Blätter sind alle leer geblieben."

Es wäre Hagen auch nicht beschieden gewesen, in den beschriebenen Blättern zu lesen, da er wenig später, im Jahre 1870, sein Augenlicht einbüßte.

J. A. Hagen hatte kurz vorher, von seinen Söhnen dazu veranlaßt, in seinen Aufzeichnungen alles das aufgeschrieben, was er Bemerkenswertes erlebt hatte, soweit ihn sein Gedächtnis dabei unterstützte. Diese Aufzeichnung ist als Manuskript vervielfältigt worden und einem Exemplar derselben habe ich einen Teil der Daten zu dieser Arbeit entnommen.

Die klein gedruckten und mit Anführungsstrichen bezeichneten technischen Besprechungen im vorliegendem Aufsatz stammen von Dr. Fr. Prelinger in Petrograd.

Vom Pergel zur Glühbirne.

Eine kulturgeschichtliche Plauderei.

Von Oskar Grosberg (Riga).

Manche Leute der jüngeren Generation werden wohl nicht einmal wissen, was ein Pergel ist; zum mindesten werden sie keine Ahnung davon haben, daß das aus gradschäftigem Grähnenholz gesplissene dünne Brettchen

einſt in unſeren Provinzen der Lichtſpender geweſen iſt, und doch liegt dieſe Zeit um nicht mehr als etwa 45 Jahre zurück. In dieſer relativ kurzen Zeitſpanne iſt der gewaltige Schritt von der primitivſten Beleuchtungsart bis zu den modernen Wundern der Elektrotechnik zurückgelegt worden. Man kann daher wohl kühnlich ſagen, daß, wenn man die eminente techniſche Entwicklung der Menſchheit ganz beſonders ſcharf charakteriſieren will, man die Fortſchritte auf dem Gebiete des Beleuchtungsweſens nennen muß.

Ich nannte den Pergel die primitivſte Lichtquelle; jedenfalls iſt er noch einfacher, als etwa der Fettklumpen, in den der Eskimo eine Sehne als Docht hineinſteckt und auf dieſe Weiſe eine Lampe konſtruiert; ſein Gerät beſteht immerhin aus zwei Teilen: aus dem Fett und dem Docht, während der baltiſche Pergel nicht erſt eines nährenden Fettes bedarf, ſondern ſelbſt brennt und leuchtet.

Ob gegenwärtig noch irgendwo in baltiſchen Landen Pergel gebrannt werden, entzieht ſich meiner Kenntnis, doch möchte ich annehmen, daß ſolches nur ausnahmsweiſe geſchehen kann, denn, wenn früher die Pergelbeleuchtung die wohlfeilſte geweſen war, weil Holz ſo gut wie gar keinen Wert hatte, ſo dürfte ſie gegenwärtig, wo das billige Petroleum ſchon längſt in den allerärmſten Hütten Einzug gehalten, ſo ziemlich die teuerſte Beleuchtungsart ſein, denn heutzutage ſollte es niemandem mehr einfallen, Sägebalken zu Pergeln zu ſpliſſen und das koſtbare Material einfach zu verbrennen. Das, was vor einem halben Jahrhundert weiſe Sparſamkeit geweſen, würde heute wahnwitzige Verſchwendung ſein. So ſtark haben in unſeren Landen die wirtſchaftlichen Geſichtspunkte ſich verſchoben!

Der Pergel war ein rechtes Kind der Naturalwirtſchaft, d. h. einer Zeit, wo man mit den Früchten des Feldes und des Waldes reich geſegnet war, aber noch über ſo wenig Bargeld verfügte, daß man nach Möglichkeit alles in der eigenen Wirtſchaft erzeugte und nur das unumgänglich Notwendige aus der Stadt bezog. Das tat nicht nur der Bauer, der keine Geldpacht zahlte, ſondern Gehorch leiſtete, es tat auch der Edelmann, der alſo ebenſo im gewiſſen Sinne ſein „Holzzeitalter“ hinter ſich hat, wie der Lette. In der Tat brachte man es in der guten alten Zeit fertig, nicht nur Wagen und Schlitten, ſondern auch ganze Gebäude zu bauen, an denen kaum ein Pfund Eiſen zu finden war. Das nötige Holz ließ eben der liebe Gott im eigenen Walde wachſen, während Eiſen aus der Stadt geholt und mit dem raren Gelde bezahlt werden mußte.

Bei dieſer Wirtſchaftsführung und den ſehr einfachen Lebensgewohnheiten unſerer Altvorderen war es ganz ſelbſtverſtändlich, daß man in allen Dingen, auch im Haushalte, ſparte, — man lebte damals nicht, wie heute, von der Hand in den Mund, ſondern man ſchaute auch in die Zukunft, man ſorgte für den „ſchwarzen Tag“.

Den Pergel hatten die Gutshöfe von den Bauern adoptiert, die damals

in Rauchriegen lebten und keine andere Beleuchtung kannten, als den Kienſpan, den die heimiſchen Wälder in unerſchöpflicher Fülle lieferten. Die Bauern hatten pro Geſinde ſo und ſo viele Pergelblöcke oder Bunde fertig geſpliſſener Pergel aus dem Hofswalde auf den Hof zu liefern, wo die Pergel nach Maßgabe des Bedarfs getrocknet und verbrannt wurden. Natürlich fanden ſie nur in der Leuteſtube Verwendung, denn in den Herrenzimmern wurden — Talglichte gebrannt. Doch davon ſoll ſpäter die Rede ſein.

Man verwendete den Pergel, der etwa zwei Arſchin lang war, — das Maß war übrigens genau feſtgeſetzt, — indem man ihn in eine Mauerſpalte ſteckte, oder ihn in einer eiſernen Schleife, die die Form eines liegenden S hatte, befeſtigte. Dieſe Schleife war auf einem tragbaren Geſtell angebracht, ſo daß man alſo neben ſtabilen Lichtquellen auch über mobile verfügte.

Beim Lichte der Pergel wurden die Speiſen bereitet und häusliche Arbeiten erledigt. Die Mädchen ſpannen und die „Jungen“ drehten Stricke, oder ſie gingen anderer häuslicher Hantierung nach. Damit nun die immerhin kärgliche Flamme ſtets gleichmäßig hell brannte, mußte die ſich bildende Kohle immer wieder abgebrochen werden, wonach ſie in eine untergeſtellte Schüſſel mit Waſſer fiel. Dieſes Geſchäft hatte entweder der Hüterjunge oder der „Pergelkerl“, gewöhnlich ein alter, zu ſchwerer Arbeit bereits unfähiger Mann, zu beſorgen, und er hatte, wenn er etwa einnickte und der prometheiſche Funke nur noch ſchwach glimmte, ſcharfe Reden auszuhalten. Er rächte ſich freilich in der Weiſe, daß er den Formen der ſich bildenden Kohle verſchiedene Deutungen, die oft nicht ohne Witz, aber ſtets ruſtikal derb waren, unterlegte, oder aber beim Flachsſpinnen mit der Heede Orakel veranſtaltete. Der Flug der brennenden Heede wurde in für die Mädchen zumeiſt ſehr anzüglicher Weiſe ausgelegt, — es war ein Spiel, wie ungefähr das der Studenten beim Singen des bekannten Kanapeeliedes „Die Seele ſchwinget ſich“. Die Orakel des Pergelkerls hatten auch ſeeliſche Evolutionen zum Gegenſtande, doch brachte er dieſe zarten Regungen zumeiſt mit maſſiven Körperlichkeiten in Beziehung, was von dem verſammelten Volke mit Verſtändnis aufgenommen wurde.

Beim Scheine der Pergel wurden von den Alten Geſchichten erzählt, die ſich zumeiſt um Krieg und Not in alten Zeiten, um Räuber und wunderſame Erlebniſſe drehten. Oder ein altes Mütterchen erzählte endloſe Märchen, in denen ſtets ein junger Recke vorkam, der in einen Wald gelangte, der voll argen Spukes und böſen Zaubers war, jedoch in ſeinem tiefſten Innern die ſchönſte Prinzeſſin von der Welt beherbergte. Die ſaß da mit einem Grapen voll Gold im Schoße und harrte des Befreiers.

Die brennenden Pergel verbreiteten natürlich beizenden Rauch, den man in der Weiſe fortſchaffte, daß man von Zeit zu Zeit die Tür öffnete und den Rauch abziehen ließ. Der Wärmeverluſt kam nicht inbetracht, denn der rieſige Ofen ſtrömte ſtets eine infernaliſche Glut aus.

Das Holz ließ ja der liebe Gott wachsen. Man hatte genug davon. Genügend, daß auch die Bauern so viel Pergel brennen konnten, als sie mochten, daß Pergel zur „Priestergerechtigkeit" gehörten und in den Riegen nicht etwa Laternen benutzt wurden, — sondern man erbaute an einer der Längsseiten der Tenne eine Art Herd, auf dem ein offenes Kienfeuer zu Beleuchtungszwecken brannte! Wenn trotzdem damals weit weniger Dreschriegen in Flammen aufgingen, als gegenwärtig, so mag das vielleicht auch daran gelegen haben, daß es in der guten alten Zeit keine Feuerassekuranz gab.

Beim Lesen dieser Zeilen wird nun ein jeder rationelle Forstwirt gewiß über die sinnlose Devastation der Wälder empört sein; tatsächlich war aber der Pergel nicht sinnlos, sondern er war eine Notwendigkeit der Naturalwirtschaft und ein Ergebnis der nun freilich ganz altmodischen Anschauung, daß der Verkauf von Wald eigentlich — nicht ganz kavaliermäßig sei.

Heute ist der Pergel, wie gesagt, soviel mir bekannt, in unseren Provinzen aus dem Gebrauche verschwunden, dagegen findet man ihn noch bei den Bauern in Polnisch-Livland, den katholischen Letten, die ihn noch neben der Petroleumlampe anwenden.

In den Herrenzimmern verwendete man Talglichte, die übrigens auch den Hofswebern und Stickerinnen zugestanden wurden. Diese Lichte, an die unsere verwöhnten Nasen heute nur schaudernd denken können, leuchteten kaum viel heller, als ein rechtschaffener Pergel. Trotzdem fühlte man sich bei ihrem bescheidenen Schein zum mindesten ebenso gemütlich, wie heute beim strahlenden Glanze einiger 25-Kerzenlampen. Auch die Talglichte wurden in der eigenen Wirtschaft erzeugt; man „zog" diese Lichte aus Schafstalg, der zum Teil von den eigenen Schafen, zum Teil aber von handelsgewandten „Pebalitern" erstanden wurde. Die Pebaliter zogen durch die Lande und sie handelten neben allerlei anderen Produkten auch mit Lichttalg, der in sogen. „Rädern", d. h. dicken Scheiben, gegossen war. Die Fama berichtet, daß das Dichten und Trachten vieler Pebaliter böse gewesen sei von Anfang an, — sie hätten in den Talgrädern Hohlräume erzeugt, die mit Wasser gefüllt gewesen seien, daher mußte die Schafferin des Hauses, die rüstige „Mamsell", die Augen auftun, wenn sie nicht beschummelt werden wollte; sie durchstach das Rad, um das der Handel ging, so daß böse Absichten bald ans helle Tageslicht gelangten und der Pebaliter beschämt die Verlängerung des Rückens krauen mußte.

Die prominenten Handelsinstinkte der Pebaliter werden auf eine eigenartige Blutaufbesserung, die ein Scheremetjew in seiner Bauernschaft vorgenommen haben soll, zurückgeführt. Er soll [nämlich ein aus Kleinrussen bestehendes Regiment in Pebalg einquartiert haben. . . . . Der Kleinrusse beschummelt aber, wie er selbst sagt, den Teufel und den Armenier dazu. Natürlich kann für diese im Volke kursierende Legende, die bis in die Zeiten der Kaiserin Katharina II. zurückreichen soll, keine Bürgschaft übernommen werden, jedenfalls klingt sie nicht ganz unwahrscheinlich.

Wenn man nun einen Fettvorrat erstanden, wurde dieser geschmolzen, und man tauchte die an einem Stabe befestigten Dochte in das erkaltende Fett, so daß dieses sich an den Dochten, die immer wieder aus dem Fette hervorgezogen wurden, festsetzte und an der Luft erstarrte. Diese sehr einfache Prozedur wurde so lange fortgesetzt, bis die Lichte die nötige Stärke erlangt hatten; dann kam eine neue Partie an die Reihe.

Für den herrschaftlichen Gebrauch wurden die Lichte in besonderen Blechformen gegossen, — freilich war das Material dasselbe, wie des der „gezogenen" Lichte, d. h. die Lichte verbreiteten gerade keinen Veilchenduft und an den Dochten bildeten sich immer wieder lange „Schnebben", die man in der Weise fortschaffte, daß man sich eines gegenwärtig ganz aus dem Gebrauche gekommenen Geräts, der Lichtschere, bediente, die zu jedem Leuchter gehörte, und es war die Aufgabe der jüngeren Familienmitglieder, sie fleißig in Funktion zu setzen.

Ebenso wie das Talglicht, das allenfalls nur noch als Schabbeslicht auftritt, ist die Lichtschere verschwunden. Die einzigen Lichtscheren, die noch überhaupt im Gebrauch sein dürften, gehören zu dem prächtigen goldenen Toilettengerät der Kaiserin Elisabeth, der Tochter Peters des Großen. Dieses wunderbare Gerät, das in der Schatzkammer der Kaiserlichen Ermitage in Petrograd aufbewahrt wird, wird benutzt, wenn die Damen des Kaiserhauses bräutlichen Schmuck anlegen. Dann gelangen auch die alten Lichtscheren, die aus purem Golde sind, wieder zu Ehren!

Beim Scheine des Talglichts saß die Familie am Abend beisammen, Vater las, oder er rauchte seine Pfeife, die er nicht etwa leichtsinnig mit einem Zündhölzchen, sondern mit einem Fidibus in Brand setzte. Die Fidibusse steckten in besonderen Behältern, die zumeist mit einer kleinen Stickerei geziert waren. Zu Fidibussen verwandte man alte Briefe und Rechnungen, während bedrucktes Papier, selbst Zeitungen, hoch in Ehren gehalten und jahrelang aufbewahrt wurde.

Neben den Talglichten, die zu Potjomkins Zeiten sogar bei Hoffestlichkeiten verwendet wurden, benutzte man auch sogen. Moderateurlampen, d. h. Öllampen, deren Docht ein Uhrwerk regulierte, doch waren solche Lampen ein Luxus, den sich nur wohlhabende Leute gestatteten. Bei festlichen Gelegenheiten benutzte man die sehr angenehmen Wachskerzen, die auch noch heute von ästhetisch veranlagten Menschen bei Gelegenheit von Diners der aufdringlichen elektrischen Beleuchtung vorgezogen werden. Diese diskrete Beleuchtung hat in der Tat einen intimen Reiz, insbesondere läßt sie die Schönheiten einer reich und geschmackvoll gedeckten Tafel aufs beste zur Geltung gelangen.

Immerhin hatte auch die Beleuchtung mit Wachskerzen ihre Schattenseiten; sie gab Ruß und Hitze. Daher mußten in der guten alten Zeit bei Gelegenheit von Tanzabenden von Zeit zu Zeit die Fenster geöffnet werden,

um frische Luft einströmen zu lassen. Im Winter holten sich dann die jungen Damen nur zu oft die Grippe, während die älteren „Vapeurs" bekamen. Doch das konnte das Vergnügen natürlich nicht schmälern; die Jugend tanzte wacker Eccosaisen und Tyroliennen, während die Alten beim Scheine eines oder mehrerer Wachsstöcke ein Jeuchen machten, dazu steifen Grog tranken und Shukowschen Tabak aus kurzen Pfeifen, die man „Stambulken" nannte, rauchten.

An dieser Stelle sei mir nun eine kleine Abschweifung gestattet, die sich auf unseren lieben Weihnachtsbaum bezieht, der in seiner jetzigen, lichtstrahlenden Gestalt vor wenig mehr als hundert Jahren entstanden ist. Wenn wir uns die ebenso sparsame, wie trübe Beleuchtung in jener Zeit vergegenwärtigen, dann wird man verstehen, daß der Weihnachtsbaum mit seinen *vielen* Lichten tatsächlich den strahlenden und festlichen Eindruck machen mußte, den er heute ohne den sonstigen, ursprünglich nicht vorhandenen Schmuck nicht erzielen könnte, denn was bedeuten einige 30 Wachskerzen einer Glühlampe gegenüber!

Das *Feuerzeug* war ebenso primitiv, wie die Beleuchtung. In der Leutestube hatte die Köchin die Glut auf dem Herde unter Asche bis zum nächsten Morgen aufzuheben, wo sie dann mit Hilfe von trockenen Pergeln oder Heede das Feuer anfachte. Wenn einmal durch ein Mißgeschick das Herdfeuer verlöschte, dann mußte einer der Jungen mit Stahl, Feuerstein und Zunder als Helfer in der Not herbeigeholt werden. Die Herrschaften bedienten sich der *Schwefelhölzer*, d. h. kleiner Holzstäbchen, die am Ende mit Schwefel versehen waren. Diese Stäbchen steckte man in ein Gefäß mit einer Säure, die das Stäbchen entzündete. Da aber diese Vorrichtung immerhin Geld kostete, so benutzte man sie mit Maß; im übrigen mußte der Fidibus herhalten.

Wenn das Feuer in einem Hause ausging, dann ging man zum Nachbar, um von dort etwas Glut zu holen, daher auch die Redensart, die man auf allzueilige Besucher anwendet: „Bist du nach Feuer gekommen?" Es fällt uns Lichtverwöhnten gewiß schwer, uns in diese primitive Zeit zurückzuversetzen, — aber Ben Akiba kann auch hier beschworen werden: unsere modernen Benzinfeuerzeuge sind eigentlich eine Rückkehr in die gute alte Zeit, denn entweder beruhen sie auf dem Prinzip des Schlag- oder chemischen Feuerzeuges.

Die abscheulichen Phosphorzündhölzer, die man zuerst aus Finnland bezog, stammen aus einer späteren Zeit, sie traten so ziemlich gleichzeitig mit dem Petroleum auf, das aus dem Wunderlande Amerika kam und allmählich eine vollständige Perturbation im Beleuchtungswesen herbeiführte. Zwischen Talglicht, Öl und Petroleum lag noch das „Gas", ein Gemisch von Terpentin und Spiritus, das aber bald vom Petroleum aus dem Felde geschlagen wurde.

Das amerikanische Petroleum brach sich nur langsam Bahn, denn es war teuer, — man zahlte in der Mitte der siebziger Jahre für ein Stof an

40 Kop., und man fürchtete es, denn in seinen Anfängen waren Explosionen von Petroleumlampen nicht gerade selten.

Das unheimliche Erdöl, dem man zudem noch allerlei geheime Kräfte beimaß, — es wurde sogar als Heilmittel äußerlich und auch innerlich gebraucht, — breitete sich erst dann aus, als die Naphthafelder auf Apscheron zuerst von der Firma Car and sons (daher „Kerosin") erschlossen wurden und man für das russische Produkt passende Lampenzylinder konstruiert hatte. Heute beleuchtet eine Petroleumlampe jedes Hüttlein, womit die Macht der Finsternis als gebrochen betrachtet werden kann.

Der Vorläufer des Petroleums war das Leuchtgas, das zunächst nur zur Beleuchtung der Straßen großer Städte verwandt wurde; es trat an die Stelle der schwälenden Öllaternen, die Jahrhunderte lang sich vergeblich bemüht hatten, die Straßen der Städte zu erhellen.

Das Leuchtgas, das aus den Wohnungen nach kurzer Herrschaft so gut wie verschwunden ist, behauptet sich neben Elektrizität und Petroleumglühlicht noch immer auf der Straße. Seit zwei Jahrzehnten besteht zwischen den einzelnen Leuchtstoffen ein großer Kampf, der ganz besonders erbittert geführt wird, seit man den Glühstrumpf aus leuchtenden Erden und den Metallfaden der Glühbirnen erfunden hat. Der Kampf ist noch lange nicht zu Ende, er scheint unbegrenzte Möglichkeiten zu bieten. Wir alle erinnern uns noch der ersten Jablotschkowschen elektrischen Bogenlampen, die man ebenso anstaunte, wie den Phonographen und andere ähnliche Dinge, die natürlich kein vernünftiger Mensch ernst nahm, ohne die wir aber heute nicht mehr leben könnten, wenn wir uns nicht grausam deklassiert fühlen wollten.

Wir haben in der Beleuchtungstechnik in 50 Jahren mehr geleistet, als unsere Vorfahren in Jahrtausenden. Ist das nicht wunderbar? Haben wir nicht alle Ursache, stolz zu sein?

Wir haben heute mehr Licht als je. Aber ich meine, daß wir etwas weniger Wärme haben, als die Leute in der guten alten Zeit.

Wer denkt heute noch an Phosphorzündhölzer, an deren Stelle schon vor bald 30 Jahren die „Schweden" „utan svafel och fosfor" getreten sind; an Fidibusse und Lichtscheren und an alle diese Dinge, die einst so notwendig gewesen sind und nun in Rumpelkammern Museumswert erlangen, — wenn sie von dem unsteten modernen Geschlecht nicht bereits in alle vier Winde zerstreut worden sind!

❀ ❀ ❀

Aus dem baltiſchen Rechtsleben.

Von Prof. Dr. A. Freih. v. Freytagh-Loringhoven (Jurjew).

2. Die Blanko-Zeſſion von Obligationen.

Am 5. Dezember 1912 erfolgte eine Senatsentſcheidung über die Blanko-Zeſſion von hypothekariſch beſicherten Forderungen, bei uns zu Lande meiſt ungenau Obligationen genannt, die in Juriſtenkreiſen und von der Preſſe mit großer Befriedigung aufgenommen wurde. Hatte man ſich doch nie verhehlen können, daß die rechtlichen Grundlagen dieſes Inſtituts außerordentlich unſicher waren. Denn während die in blanko oder auf den Inhaber zedierte Obligation im geſchäftlichen Leben eine ſehr große Rolle ſpielte, mußte es jedermann klar ſein, daß, ſtreng genommen, der Erwerb einer ſolchen mit einem bedeutenden Wagnis verknüpft war. Man konnte in keiner Weiſe darauf bauen, daß ſie nicht durch Einreden aus der Perſon eines Vorbeſitzers und insbeſondere durch die Einrede des Untergangs der Forderung durch Konfuſion entkräftet werden würde. Gerade die Gefahr, daß dieſe letztere Einrede erhoben würde, durfte nicht unterſchätzt werden: iſt es doch eine alltägliche Erſcheinung, daß der Eigentümer des mit einer Hypothek belaſteten Grundſtücks nach erfolgter Zahlung der Schuld die Hypothek nicht löſchen, ſondern ſich die mit einem Vermerk über Blanko-Zeſſion verſehene Obligation aushändigen läßt, um ſie im Falle neuen Kreditbedürfniſſes weiter zu begeben. Derjenige, der ſie nun erwirbt, muß aber darauf gefaßt ſein, daß ihm die Tatſache der Konfuſion entgegen gehalten wird. Denn der Grundeigentümer wurde durch Erwerb der gegen ihn gerichteten Forderung Gläubiger und Schuldner zugleich. Das jedoch iſt — ſo wenigſtens lehrt ein vom baltiſchen Provinzialrecht angenommener Grundſatz des römiſchen Rechts — unmöglich. Und deshalb muß die Forderung untergehen. Der neue Gläubiger hat alſo eine nicht mehr beſtehende Forderung, ein rechtliches Nichts erworben und kann deshalb keine Zahlung verlangen.

Gerade ein ſolcher Fall iſt nun vom Senat entſchieden worden und zwar in dem im Intereſſe des Verkehrs durchaus erwünſchten Sinne, daß die Konfuſionseinrede in ſolchen Fällen unzuläſſig ſei. Die Genugtuung, mit der dieſes Urteil aufgenommen wurde, iſt alſo durchaus verſtändlich. Leider muß aber geſagt werden, daß ſie trotzdem nicht begründet iſt. Denn der Spruch des Senats ſchafft keinerlei ſichere Grundlage für die Zukunft, aus dem einfachen Grunde, daß er auf einer vollkommen falſchen, ja, unhaltbaren Argumentation beruht. Es bedarf deshalb nur einer neuen Kaſſationsklage in einem ähnlichen Fall, die die Irrtümer des Senats aufdeckt, um zu der entgegengeſetzten Entſcheidung zu gelangen und damit die kaum gewonnene Rechtsſicherheit wieder zu zerſtören.

Der Senat nimmt zum Ausgangspunkt den Art. 3565, der die auf dieſem Gebiet grundlegende Regel aufſtellt: „Forderungsrechte erlöſchen durch

Konfusion, sobald die Eigenschaften des Gläubigers und des Schuldners in einer Person zusammentreffen". Er verweist jedoch weiter auf Art. 3567: „Die durch Konfusion erloschene Forderung lebt wieder auf, wenn die Rechtsveränderung, welche die Vereinigung von Forderung und Schuld hervorbrachte, rückgängig wird".

Auf dieser Bestimmung fußend erklärt der Senat, daß die Weitergabe der vom Schuldner zurückerworbenen Obligation als ein Umstand anerkannt werden müsse, der die Konfusion beseitigt und die Forderung nach Art. 3567 von neuem aufleben läßt.

Es fällt nun sofort ins Auge, daß diese Behauptung nicht schlüssig ist. Allerdings spricht der vom Senat angezogene russische Gesetzestext nicht von einer Rechtsveränderung, die rückgängig wird, sondern von einem „Umstande", der die Vereinigung von Forderung und Schuld hervorrief und der „zu bestehen aufhört". Doch auch dann ist es klar, daß der Gedankengang des Gesetzes und der des Senats sich nicht decken. Hier handelt es sich um einen Umstand, der angeblich die Konfusion beseitigt, dort um den Fortfall des Umstandes, der die Konfusion hervorrief. Das ist natürlich nicht ein und dasselbe.

Aber selbst wenn man dieses beiseite läßt, kann man der Auslegung nicht zustimmen, die der Senat dem Art. 3567 zuteil werden läßt. Denn keinesfalls kann man den Erwerb der Obligation durch den Schuldner, oder genauer die Befriedigung des Gläubigers für seine hypothekarisch besicherte Forderung als einen Umstand bezeichnen, der zuerst eintritt, um dann wieder fortzufallen. Ist einmal die Zahlung geschehen, möge sie auch in die Form einer Zession eingekleidet sein, so kann sie allenfalls durch Einigung unter denselben Personen rückgängig gemacht werden, indem das alte Schuldner- und Gläubigerverhältnis wieder hergestellt wird. Doch selbst darüber ließe sich streiten. Unmöglich aber ist es, die Zahlung als Umstand anzusehen, der durch ein Rechtsgeschäft zwischen dem ehemaligen Schuldner und einer dritten Person rückgängig wird. Das widerspräche allen Gesetzen der Logik und nichts derartiges kann Art. 3567 im Auge gehabt haben. Die Zahlung ist vollzogen, die Forderung erloschen, eine Austilgung dieser Tatsache unmöglich.

Was aber hat das Gesetz im Auge, wenn es von dem Rückgängigwerden der eingetretenen Rechtsveränderung spricht?

Auf diese Frage findet sich eine deutliche Antwort in den Quellen des Art. 3567. Es sind das zwei bekannte Digestenstellen:

1. 21 § 2 D. 5, 2. Paulus libro tertio responsorum. Idem respondit, evicta hereditate per inofficiosi querellam ab eo qui heres institutus esset, perinde omnia observari oportere, ac si hereditas adita non fuisset: et ideo et petitionem integram debiti heredi instituto adversus eum qui superavit competere et compensationem debiti.

1. 87 § 1 D. 29, 2. Papinianus libro decimo responsorum: Pupillis, quos placuit oneribus hereditariis esse liberandos, confusas actiones restitui oportet.

In beiden Fällen handelt es sich darum, daß ein bereits erfolgter Erbschaftserwerb rückgängig gemacht wird, dort dank der Anfechtung des Testaments durch einen Noterben, hier durch Ausschlagung einer angefallenen Erbschaft seitens eines Unmündigen. Und einen analogen Vorgang sieht Art. 2674 vor, auf den gleichfalls im Art. 3567 verwiesen wird: „Die durch Konfusion erloschenen dinglichen und Forderungsrechte des Erben werden durch den Verkauf der Erbschaft wieder hergestellt."

Es handelt sich also allemal darum, daß die Rechtsveränderung, durch die die Konfusion hervorgerufen wurde, rückgängig gemacht wird: der Erbschaftserwerb wird aufgehoben und damit fallen auch die von ihm gezeitigten Folgen fort. Insbesondere leben die Forderungen wieder auf, die der Erwerber an die Masse und die Masse an ihn hatte.

Nichts dem ähnliches liegt aber in dem Fall vor, der die in Rede stehende Senatsentscheidung behandelt. Die Rechtsveränderung, die zur Konfusion führte, ist in voller Kraft geblieben und ein Wiederaufleben der Forderung kann deshalb auf keine Weise behauptet werden.

Unter solchen Umständen scheint nur eines übrig zu bleiben, die Anerkennung der Tatsache nämlich, daß die Konfusion einer in blanko zedierten Obligation unheilbar ist und daß daher eines der praktisch wichtigsten Institute des Provinzialrechts an einer verhängnisvollen Schwäche krankt, die es für Verkehrszwecke im Grunde unbrauchbar macht.

Glücklicherweise wäre ein solcher Schluß jedoch voreilig. Es besteht vielmehr die volle Möglichkeit, zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen und zwar nicht indem man sich auf eine Wiederaufhebung der bereits erfolgten Konfusion stützt, sondern indem man die Möglichkeit des Untergangs derartiger Forderungen durch Konfusion grundsätzlich verneint.

Man muß sich zunächst darüber klar werden, daß die Bestimmung, nach welcher eine Forderung durch Konfusion vernichtet wird, nicht den Charakter einer positiven Norm hat, mag sie auch äußerlich das Gewand einer solchen tragen. Es handelt sich hier vielmehr einfach um einen logischen Schluß. Dieser aber beruht, im Widerspruch zu der landläufigen Meinung, nicht darauf, daß niemand sein eigener Gläubiger oder Schuldner sein könne. Hieraus könnte mit Recht nur gefolgert werden, daß die Obligation unwirksam bleibt, solange die Vereinigung von Forderung und Schuld in einer Hand dauert. Untergang aber muß deshalb eintreten, weil durch die Konfusion der objektive Bestand der Obligation zu existieren aufhört.

Das trifft jedoch nur für ein solches positives Recht zu, das, gleich dem römischen, die Existenz der Obligation an die Person des Gläubigers und des Schuldners bindet und die Möglichkeit ihrer objektiven Verkörperung nicht

anerkennt. Ein Recht jedoch, das auf dem entgegengesetzten Standpunkt steht, muß die absolut zerstörende Kraft der Vereinigung ablehnen. Hier kann diese nur auf die subjektive Seite des Rechtsverhältnisses einwirken und seine Latenz herbeiführen. Der objektive Bestand der Obligation dagegen bleibt unberührt.

Nun läßt das moderne Recht unbestreitbar eine Objektivation der Obligation zu: sie kann in einem Wertpapier verkörpert werden und alsdann ist es vollkommen unschädlich, wenn dieses Wertpapier vom Aussteller zurückerworben wird und damit eine Vereinigung von Forderung und Schuld in einer Person eintritt. Nur versteht sich von selbst, daß die Forderung für die Zeit der Vereinigung ihre aktuelle Kraft einbüßt.

Wenn die Dinge aber so liegen, so hindert augenscheinlich nichts anzuerkennen, daß das von den römischen Juristen aufgestellte Prinzip des Unterganges der Forderung durch Konfusion sich nur auf diejenigen Obligationen bezieht, die allein das römische Recht im Auge haben konnte, d. h. auf solche, die einer objektiven Verkörperung entbehren. Dagegen liegt nicht die geringste Veranlassung vor, den gleichen Grundsatz auf Obligationen anderer Art anzuwenden. Handelt es sich nicht um eine positive Norm, sondern nur um eine Formel, durch welche die Richtigkeit eines logisches Schlusses anerkannt wird, der sich aus dem Wesen einer bestimmten Kategorie von Forderungen ergibt, und hat die weitere Rechtsentwicklung einer andern Kategorie von Forderungsrechten zur Anerkennung verholfen, aus deren Wesen der gleiche Schluß nicht gezogen werden kann, so dürfen diese letzteren augenscheinlich nicht nach der in Rede stehenden Formel beurteilt werden.

Es würde zu weit führen, diese Auffassung durch die Anziehung von Belegen aus dem modernen westeuropäischen Recht zu stützen. Doch darf darauf verwiesen werden, daß das baltische Provinzialrecht selbst eine Gruppe von Forderungsrechten kennt, die es durch Vereinigung nicht untergehen läßt. Es sind das die in den Art. 3120 f. behandelten Forderungen aus Inhaberpapieren. Inbezug auf sie übt die Konfusion keinerlei Wirkung aus. Und natürlich dürfte man nicht einwenden, daß es sich hier um einen Ausnahmefall handle, der durch die Interessen des Verkehrs bedingt sei. Denn wenn die zerstörende Wirkung der Vereinigung sich aus dem Wesen der Obligation als solcher und nicht bloß aus dem Wesen gewisser Kategorien von Obligationen ergäbe, so wären derartige Ausnahmen vollkommen unstatthaft. Die allgemeine Regel müßte mit logischer Notwendigkeit auch auf Obligationen aus Inhaberpapieren angewandt und das Interesse des Verkehrs irgend wie auf anderm Wege befriedigt werden.

Doch davon kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Vielmehr ergibt sich die Unschädlichkeit der Vereinigung für die Forderung aus dem Inhaberpapier unmittelbar aus der Natur dieser Art von Forderung. Die Ursache hierfür aber liegt in dem Umstande, daß die Obligation dank ihrer objektiven

Verkörperung in einem Wertpapier einen von der Person des Gläubigers und des Schuldners unabhängigen Bestand hat.

Genau das gleiche aber muß von einer Forderung gesagt werden, die durch eine Hypothek gesichert und in einer Obligation — modern ausgedrückt: in einem Hypothekenbrief — verkörpert ist. Aus diesem Grunde muß die gegen sie gerichtete Einrede der Konfusion zurechtgewiesen werden. Art. 3567 dagegen muß außer Betracht bleiben, da er nicht die geringste Beziehung zu dem in Rede stehenden Fall hat.

Damit aber ist die hier behandelte Frage noch nicht erschöpft. Es bleibt eine andere Schwierigkeit zu überwinden, die nicht auf obligationenrechtlichem, sondern auf sachenrechtlichem Gebiet liegt.

Das moderne Liegenschaftsrecht läßt im Falle der Vereinigung von Grundeigentümer und Hypothekengläubiger in einer Person die Hypothek sich in eine Eigentümerhypothek oder richtiger in eine Eigentümergrundschuld verwandeln. Das Provinzialrecht dagegen kennt grundsätzlich ein solches Institut nicht. Es nennt vielmehr unter den Ursachen, aus denen die Hypothek erlischt (1597 vgl. 1421), auch die Konfusion, d. h. die Vereinigung von Eigentum und Pfandrecht in einer Hand, wobei der eben besprochene Fall allerdings nicht besonders vorgesehen ist, ohne daß doch Zweifel daran bestehen könnten, daß er hierher gehört.

Daraus könnte zunächst der Schluß gezogen werden, daß im Falle des Erwerbes einer in blanko zedierten Obligation durch den Grundbesitzer die Hypothek erlischt, obgleich die persönliche Forderung dank ihrer Verkörperung in einem Wertpapier bestehen bleibt. Es liegt auf der Hand, daß damit die Obligation ihre wirtschaftliche Bedeutung zum größten Teil einbüßen würde. Davon abgesehen aber müßte die sehr schwierige Frage aufgeworfen werden, wie weit der sachenrechtliche Charakter des Hypothekenbriefes ein Fortbestehen der persönlichen Forderung nach Fortfall des dinglichen Rechtes selbst gestattet.

Indessen braucht auf dieses Problem nicht eingegangen zu werden, denn jener Schluß wäre übereilt. Art. 1598 nämlich bestimmt: „Der Erlöschungsgrund allein genügt jedoch insofern nicht zur völligen Aufhebung der Hypothek, als er in Beziehung auf Dritte nicht wirksam ist, so lange die Aufhebung der Hypothek nicht in das entsprechende öffentliche (Kreposts-) Buch eingetragen ist".

Nun betont Prof. Erdmann allerdings in seinem „System des Privatrechts" (II, S. 376 f., 482 f.), daß unter den im Gesetz genannten Dritten ausschließlich die nachstehenden Hypothekengläubiger zu verstehen sind, die sonach durch Untergang der vorstehenden Hypothek, solange diese nicht im Grundbuch gelöscht ist, ihren Rang nicht verbessern. Dagegen dürfen unter den „Dritten" nicht etwa „Zessionare oder sonstige Rechtsnachfolger der untergegangenen Hypothek" verstanden werden, „denn diese sind eben nicht mehr dritte Personen im einschlägigen Sinn, sondern einfache Repräsentanten

des Gläubigers". In dieser Auffassung bekennt sich auch der Senat in einer Kassationsentscheidung vom Jahr 1892 unter N. 98 und ihr hat sich der d. z. Sekretär der Riga-Wolmarschen Grundbuchabteilung Bukowski in seinem Kommentar angeschlossen.

Trotzdem muß diese Auffassung abgelehnt werden. Sie überträgt obligationenrechtliche Gesichtspunkte in das Sachenrecht. Dieses versteht, soweit es sich um modernes Recht handelt, unter dritten Personen gerade diejenigen, die im Vertrauen auf die Richtigkeit des Grundbuchs liegenschaftliche Rechte von denen erwerben, die als Inhaber solcher Rechte eingetragen sind. Und im vorliegenden Falle handelt es sich ja nur darum, ob der gutgläubige Erwerb einer Hypothek zu Recht besteht, wenn diese allerdings materiell untergegangen, im Grundbuche jedoch nicht gelöscht war. Man wird auf diese Frage nicht anders als bejahend antworten können, es sei denn, daß man unserm gesamten Grundbuchwesen überhaupt jeden Zweck und Sinn absprechen und es als bloßen Registrierapparat hinstellen will. Dann sei man aber konsequent und lehne auch die Ansicht wohl aller baltischen Juristen ab, nach der in Art. 812 der Grundsatz des öffentlichen Glaubens der Grundbücher anerkannt wird. Freilich würde das unter historischen Gesichtspunkten gar nicht einmal so falsch sein. Doch Aufgabe der Auslegung ist nun eben nicht Erforschung des Willens, den vor Jahrzehnten der Gesetzgeber hatte, sondern dessen, was das Gesetz selbst unter Anpassung an die Bedürfnisse der Zeit will.

Bei solcher Sachlage aber kann kein Zweifel daran herrschen, daß die Konfusion inbezug auf eine in die Grundbücher eingetragene Hypothek für den Zessionar kraftlos ist, bis sie durch Eintragung kenntlich gemacht wird. Somit geht sie infolge der Zession zusammen mit der Forderung über, zu deren Sicherung sie bestellt ist.

Beiläufig sei übrigens noch darauf hingewiesen, daß die eben dargelegte Argumentation zugunsten des Fortbestehens der Hypothek auch dann ihre Bedeutung behält, wenn eine allzu ängstliche Auslegung an der Lehre vom Untergang der im Hypothekenbrief verkörperten Forderuug durch Konfusion festhalten wollte. Dann bliebe eben die Hypothek kraft des Art. 1598 trotzdem bestehen und man hätte nur die Wahl, das Vorhandensein einer Grundschuld anzuerkennen oder auf die alte römische Fiktion zurückzugreifen, nach welcher propter pignus remanet obligatio.

Doch sei dem, wie ihm wolle, im Endergebnis darf man sagen, daß die Erwerbung der in blanko zedierten Obligation durch den Grundeigentümer für den Fortbestand von Forderung und Hypothek unschädlich ist und daß dem gutgläubigen Zessionar die Einrede der Konfusion nicht entgegengesetzt werden darf. Mit andern Worten: die in blanko zedierte Obligation des baltischen Rechts hat unter rechtlichen Gesichtspunkten durchaus Anspruch auf das Vertrauen, das ihr im praktischen Leben entgegengebracht wird.

Wie schon eingangs bemerkt, ist auch der Senat zu diesem Schluß gekommen. Aber seine Beweisführung baute sich auf einer falschen Auffassung der einschlägigen Gesetzesbestimmungen auf und konnte deshalb der Praxis keine sichere Grundlage bieten. Ein Nachweis der Unrichtigkeit dieser Auffassung in einer neuen Kassationsklage müßte zu einem Zusammenbruch des ganzen Gebäudes führen. Damit wäre die alte Rechtsunsicherheit wieder da.

Zum Schluß sei eine Nutzanwendung allgemeineren Charakters gestattet. Unter unsern jüngeren Juristen herrscht vielfach eine ausgeprägte Abneigung gegen das Zurückgreifen auf die Quellen des Provinzialrechts. Das ist begreiflich, da die Gymnasien heutzutage so mangelhafte Kenntnisse im Lateinischen vermitteln, daß es ihren Absolventen außerordentlich schwer fällt, das Corpus juris zu benutzen. Fast noch unerfreulicher scheint es um die Fruktifizierung der deutschrechtlichen Quellen zu stehen. Abgesehen davon, daß Ausgaben derselben im Handel kaum zu haben sind und daß sie sprachlich dem Anfänger große Schwierigkeiten bereiten, ist der Durchschnittspraktiker mit der deutschen Rechtsgeschichte meist so wenig vertraut, daß er oft aus der Lektüre dieser Quellen gar keinen Nutzen zu ziehen vermag. Und wenn sich dann noch eine Textausgabe einbürgert, die die Quellenangaben einfach fortläßt, wie das die im übrigen mit Recht populäre Edition Bukowskis tut, wird es verständlich, wenn die Praxis sich immer mehr darauf beschränkt, bloß mit dem Wortlaut des Gesetzes und den Gesetzentscheidungen zu arbeiten.

Nun gibt es aber eine sehr große Zahl von Bestimmungen des Provinzialrechts, die ohne Heranziehung der Quellen einfach unverständlich sind. Ein schlagendes Beispiel dafür ist der im eben besprochenen Fall entscheidende Art. 3567. Der Senat hat ihn gründlich mißverstanden und auch die Parteivertreter sind sich augenscheinlich über seine Bedeutung nicht klar gewesen. Denn es darf nicht angenommen werden, daß der oberste Gerichtshof bewußt den wahren Sinn des Gesetzes ignoriert hätte, nachdem er, wenn nicht von beiden Sachwaltern, so doch von dem der unterlegenen Partei auf die Quellen aufmerksam gemacht worden. Es liegt vielmehr ein Fehlspruch vor, der direkt eine Folge ungenügenden Verständnisses für die Bedeutung der Quellen ist. Und das ist ein Fall, der nicht vereinzelt dasteht. Wer die Senatspraxis verfolgt, stößt fortwährend auf ähnliches. Wie mag es da erst um die Rechtsprechung der Untergerichte stehen!

Unter solchen Umständen ist die Mahnung zu eifrigerer Benutzung der Quellen kein Ausfluß von Doktrinarismus und gelehrter Pedanterie. Sie wird unmittelbar vom praktischen Leben und seinen Bedürfnissen diktiert.

Carl Friedrich Glasenapp.

† 1. (14.) April 1915 zu Riga.

Von Erich von Schrenck (Riga).

Mein Kurwenal,
du trauter Freund!
Mein Schild, mein Schirm
in Kampf und Streit,
zu Luſt und Leid
mir ſtets bereit:
wen ich gehaßt,
den haßteſt du;
wen ich geminnt,
den minnteſt du . . . .
Du Treuer ohne Wanken.

Wagner, Triſtan.

Das Lebenswerk Carl Friedrich Glaſenapps iſt der Beitrag, den unſere baltiſche Heimat zu der großen Kunſtbewegung beigeſteuert hat, die ſich an den Namen Richard Wagner knüpft. Nicht nur die Fundamentierung der geſamten Wagnerforſchung durch Glaſenapps monumentale Biographie iſt damit gemeint. Sondern die ganze Summe geiſtiger Kräfte, die ſich in Carl Friedrich Glaſenapp zuſammenfanden, um der einen großen Lebensaufgabe zu dienen, der Geiſteswelt Richard Wagners die Wege zu ebnen, die Herzen zu öffnen. Mit einer ſtaunenswerten Konzentration hat Glaſenapp dieſem einen Werke gelebt. Seine große Begabung hat er mit grenzenloſer Hingebungsfähigkeit und eiſerner Konſequenz in dieſen Dienſt geſtellt. Glaſenapps Verhältnis zu Richard Wagner und ſeinen Beſtrebungen erinnert an die altgermaniſche Gefolgstreue. Wie die alten Mannen ihrem Lehnsherrn in Glück und Unglück, Sieg und Gefahr, Leben und Tod folgten, ſo verfocht Glaſenapp von der Schulbank an bis in die letzten Stunden ſeines Lebens die Ideale ſeines vielgefeierten und vielgeſchmähten Meiſters. Nie ein Schwanken, ein Zurückweichen vom Wege, nie auch nur ein zeitweiliges Zurücktreten oder Verblaſſen des einmal erkorenen Leitſternes. Schulter an Schulter mit den allergetreueſten Wagnerjüngern focht Glaſenapp ſeine Kämpfe, die Hiebe und Wunden, die ſie ihm eintrugen, nur für eine Ehre erachtend. So gemahnt er uns an die Mannentreue eines Rüdiger oder Hildebrand oder noch beſſer an Kurwenal, den Treuen ohne Wanken. Wie Kurwenal, ſeinem Helden zu Luſt und Leid ſtets bereit, haßte und liebte auch er, wen ſein Held haßte und liebte. Und wenn der alternde Glaſenapp all die Liebe und Verehrung, die er ſchon in jungen Jahren für den großen Meiſter gefaßt hatte, auch auf den Sohn übertrug und an deſſen Kunſt mit ähnlich ſchwärmeriſcher Bewunderung hing, ſo erinnert auch dieſer Zug an die alte Mannentreue. In Siegfried

Wagner verehrte er eben nicht bloß den Erben, sondern auch das Erbe seines Helden, wenigstens einen Teil desselben. Er spürte denselben Geist, wenn auch nicht in den gewaltigen Umrissen des Vaters. Und es lag in seiner Natur, dann rückhaltlos zu folgen. So steht Glasenapp vor uns, so verkörpert er uns die Gefolgstreue auf dem Gebiete der Kunst und der höchsten geistigen Interessen. Wir Balten sind stolz darauf, daß der Biograph Richard Wagners, einer der allerersten Pioniere seiner grandiosen Kunst, zu uns gehört und in unserer Mitte sein Lebenswerk getan hat. Wir wissen, daß noch ferne Geschlechter sich auf Glasenapps Lebensarbeit stützen müssen, wenn sie sich immer aufs neue das Leben Wagners erzählen werden. Wir wissen freilich, daß dieser Mann auch in unserer Mitte gegen eine hohe Mauer von Unverständnis und Geistesträgheit hat kämpfen müssen, wovon noch bis zum heutigen Tage beschämend viel nachgeblieben ist. Das gibt uns aber besondere Veranlassung, seine Bedeutung zu schildern und nun, da dieses reiche Leben abgeschlossen ist, nach seiner Entwickelung, seiner Frucht und seiner Eigenart zu fragen.*)

* * *

Carl Friedrich Glasenapp wurde am 21. September 1847 zu Riga geboren, wo sein Vater Inspektor der Kreisschule war. „Sein Geburtshaus war ein altes, 1860 mit den Stadtwällen niedergerissenes Palais Peters des Großen, weitläufig gebaut und mit weitem freien Blick über den breiten Dünastrom, über eine Terrasse mit hundertjährigen Kastanien und Linden hinweg.**) Hier im alten Garten, im Gezweig einer Weide machte der Knabe an schönen Sommertagen die erste Bekanntschaft des Nibelungenliedes . . . Sehr frühzeitig begannen einige poetische Versuche, z. B. über die Belagerung von Sewastopol. Mit dem elften Lebensjahr waren sie schon zu drei dicken Manuskriptbänden unter dem kühnen Titel „Vermischte Schriften" angeschwollen. Dann kam eine Zeit, wo das gesprochene Drama für ihn zurücktrat gegen alles, was „Oper" hieß. Sein Vater war inzwischen (1858) verstorben; aber mit seiner Mutter nahm er den ganzen Schatz der ihm aus einer Leihbibliothek zugänglichen deutschen und französischen Opern von der ersten bis zur letzten Seite am Klavier durch, das er selbst aus Ungeduld niemals spielen lernte. . . .

„Erst zu Beginn der sechziger Jahre reihten sich diesen Studien auch die Werke Richard Wagners ein, da sie nach langer Zwischenzeit damals (1863) auf dem neuerbauten Rigaschen Theater wieder aufzutauchen begannen. Er lernte sie, mit Ausnahme des erst später in Riga erschienenen „Rienzi", genau in der richtigen Reihenfolge kennen und empfing zunächst den Eindruck des „Holländer", dann des „Tannhäuser" und des „Lohengrin", ohne sich dieser

*) Wir folgen zunächst einer biographischen Skizze, die Kurt Mey (Dresden) zu Glasenapps 60. Geburtstage in der „Musik" veröffentlicht hat (1906/07, Heft 24). Mey stützt sich auf schriftliche Aufzeichnungen Glasenapps.

**) Ecke Palais- und Neustraße.

Reihenfolge auch nur bewußt zu ſein.“ Die neue Welt, die ihm hier aufging, gewann aber ihr volles Licht erſt aus der Lektüre von Wagners Proſaſchriften. 1865 lernte er zunächſt „Kunſt und Revolution“ kennen, es folgte „das Kunſtwerk der Zukunft“, dann „Oper und Drama“, „eine Mitteilung an meine Freunde“ uſw. Eine dieſer Schriften hatte er ſtets bei ſich und konnte ſich nicht enthalten, ſie auch in den Schulſtunden zu leſen. Als Glaſenapp im Herbſt 1867 unſere Landesuniverſität bezog, um klaſſiſche Philologie zu ſtudieren, war er in Wagners Jugendwerken und äſthetiſchen Schriften bereits vollkommen heimiſch. Den „Ring des Nibelungen“, „Triſtan“ und die „Meiſterſinger“ kannte er in der Dichtung, teilweiſe auch nach Klavierauszügen. Zugleich verfügte er über eine für einen Jüngling geradezu erſtaunliche Beleſenheit: griechiſche Tragiker, Saxo Grammaticus, Lucian, Rouſſeau (beſonders „Emile“), Goethe (beſonders „Wilhelm Meiſter“), David Strauß („Leben Jeſu“) und vieles andere war ihm eine vertraute Welt.

In der Embachſtadt nahm er als frater Rigensis auch am Korporationsleben aktiven Anteil, freilich ohne hier ein Verſtändnis für ſeine Ideen und Intereſſen zu finden. Er wich in ſeiner Entwicklung von ſeinen Zeitgenoſſen zu ſehr ab, als daß er hätte Einfluß gewinnen oder gar einen fruchtbaren Austauſch finden können. Er blieb einſam. Auch die klaſſiſche Philologie befriedigte ihn nicht. So ging er zum Studium der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft über, auf welchem Gebiete Prof. Leo Meyer ſein ſehr verehrter Lehrer wurde. Inzwiſchen gingen die Wagnerſtudien rüſtig vorwärts. Als Glaſenapp ſich im Winter 1871/72 zu intenſiven Studien in Riga aufhielt, wurden hier durch Kapellmeiſter Ruthardt die „Meiſterſinger“ zum erſtenmal zur Aufführung gebracht. Glaſenapp wohnte allen Proben und den zehn bis zwölf Aufführungen bei, und es iſt ſehr bedeutſam, welch mächtige Anregung und Förderung er dadurch für ſeine wiſſenſchaftliche Arbeit gewann. Es war das erſte Muſikdrama im ſtrengen Sinne des Wortes, deſſen Aufführung er erlebte, und wenn ſie in Riga auch noch etwas opernhaft ausfiel, ſo hatte doch Glaſenapp durch ſeine genaue Kenntnis der künſtleriſchen Abſichten Wagners die Mittel in der Hand, den Eindruck zu ergänzen.

Nach Abſchluß ſeines Univerſitätsſtudiums (1872) konnte er bald an die erſte vorläufige Zuſammenfaſſung ſeiner rüſtig fortgeſchrittenen Wagnerſtudien gehen. Nun geſtaltet ſich allmählich der Plan einer Biographie, und es iſt höchſt feſſelnd, aus Glaſenapps eigener Darſtellung *) zu erfahren, wie ein Glied ſich an das andere ſchloß, eine Arbeit aus der anderen erwuchs, bis das Niederſchreiben des Buches ſich wie von ſelbſt ergab. Wie das ſo oft bei wahrhaft bedeutenden Leiſtungen der Fall iſt, ſo iſt auch dieſes Werk unabſichtlich, zunächſt für die Bedürfniſſe des Verfaſſers ſelbſt entſtanden. „Die

*) Siehe das hochintereſſante eingehende Vorwort zum 6. Bande der Biographie. Leipzig 1911.

erſten Vorarbeiten begannen im Herbſt des „Triſtan"-Jahres 1865, ohne die entfernteſte Kenntnis deſſen, daß ungefähr um die gleiche Zeit der Meiſter ſelbſt, von ſeinem königlichen Freunde und Beſchützer gedrängt, ſich dazu anſchickte, ein ausführliches Bild ſeines Lebens mit all ſeinen Einzelheiten zu entwerfen." Die Vorarbeiten, die der 18-jährige Jüngling, ganz für ſeinen eigenen Gebrauch, machte, beſtanden zunächſt darin, ſich eine vollſtändige Kenntnis von Wagners Schriften zu verſchaffen, was damals gar nicht ſo leicht war, da es eine Sammlung derſelben nicht gab und ſo manche von ihnen nicht einmal in Buch- oder Broſchürenform, ſondern nur in Zeitſchriften zerſtreut zu finden waren. Wie ernſtlich dieſe Sättigung mit der Gedankenwelt Wagners betrieben wurde, erkennt man daraus, daß Glaſenapp imſtande war, auch eine anonyme Schrift Wagners („Deutſche Oper" 1834) am Stile zu erkennen. Bald ſchritt Glaſenapp zur Sammlung aller bereits gedruckten Briefe Wagners und drang damit ſchon tiefer in die eigentliche Lebenserforſchung. „Das nächſte war die Herſtellung eines nach Jahren und Monaten genau geordneten „Tagebuches" über ſein Leben und deſſen einzelne Daten und Ereigniſſe." Dieſes Tagebuch begann mit Sonnabend dem 22. Mai 1813 und führte ohne irgendwelche Auslaſſung durch das ganze Leben Wagners. Natürlich wies es anfangs noch viele „leere" Tage auf. Das änderte ſich aber allmählich. Durch Glaſenapps unermüdlichen Sammelfleiß füllte ſich das Tagebuch, namentlich für die ſpäteren Jahre, zuſehends und bildete den Grund für die im Glaſenappſchen Werke ſo bewundernswürdige Exaktheit auch in chronologiſcher Beziehung.*) Hand in Hand mit dieſen Arbeiten ging das eifrigſte Suchen nach biographiſchem Material, „wobei oft meterhohe Stöße älterer Jahrgänge der verſchiedenſten Zeitſchriften und Zeitungen durchblättert und durchforſcht wurden." Alle auf dieſe Weiſe gewonnenen Materialien wurden in größter Ordnung zuſammengeſtellt, ſo daß ihm das Leben des Meiſters in heller Deutlichkeit ſchon vor Augen ſtand, ſowohl in den Hauptſtadien ſeiner Entwicklung, als auch in einer Fülle veranſchaulichender Einzelheiten. Als er im September 1873 zum drittenmal an die Sichtung und Ordnung des Materiales ſchritt, ging ihm die Einteilung des ganzen in 6 Bücher mit den einzelnen Kapiteln ſo deutlich auf, daß „das künftige Manuſkript leicht herzuſtellen war."

Im ſelben Jahre wurde er Gymnaſiallehrer in Pernau und ſiedelte 1875 nach Riga über, wo er an der Stadt-Töchterſchule in der deutſchen

*) Erſt als Glaſenapp mir einmal dieſe Vorarbeit ſeines Werkes ausführlich auseinandergeſetzt hatte, begriff ich manches, was mir bis dato unerklärlich vorgekommen war. So beiſpielsweiſe folgender Vorfall. Ich hatte Glaſenapp gegenüber einmal meine Bewunderung über die beiſpielloſe Kenntnis des Lebens Wagners ausgedrückt, von der ſein Werk zeuge, und hatte geſagt: „Sie wiſſen ja über jede Woche in ſeinem Leben Beſcheid", worauf er freundlich lächelnd erwidert hatte: „Über jede Woche? Ja — ja — — ſo ziemlich über jeden Tag".

Sprache und Literatur unterrichtete. Das Lehrertum sowie die spätere Dozententätigkeit am Rigaschen Polytechnikum (1898—1912) konnte er bei seinen Anlagen und Interessen nur als eine schwere Fessel, eine Hemmung auf dem Lebenswege empfinden.*) Doch seine unverwüstlichen Nerven und sein eiserner Fleiß überwanden diese Hemmung. Auch die liebende Sorge für Weib und Kind — er hatte sich im Dezember 1874 sein Haus gegründet**) — wird ihm die zeitraubenden Pflichten des bürgerlichen Berufes erleichtert haben. Und seine Spannkraft! Er beschritt nach Erledigung der Tagesgeschäfte alsbald das Reich seiner Ideale, in dem er dann noch mit ungeschwächter Aufnahme- und Schaffensfreudigkeit stundenlang tätig sein konnte.

Glasenapp hatte sich außer einer Anfrage nach Triebschen, die freilich nicht von Wagner selbst, sondern von dessen Haushälterin Vreneli Stocker in Wagners Auftrag und Sinn beantwortet worden war, nie an den Meister gewandt. Um so bewundernswürdiger ist die allseitige und genaue Kenntnis, die er sich bereits über Wagner verschafft hatte. Als die Ankündigung der ersten Bayreuther Festspiele erschien, zweifelte er keinen Augenblick, „daß bei diesem Anlaß eine vorläufige zweibändige Ausgabe der bisherigen biographischen Arbeit als bescheidene „Festgabe" manchem von Nutzen sein könnte. Nie war ein Buch mit größerer Leichtigkeit hervorgebracht; seinem Inhalt nach war es schon völlig vorhanden". Rechtzeitig lag der erste Band von „Richard Wagner's Leben und Wirken", der bis zum Jahre 1859 führte, vor, als sich Glasenapp mit seiner Gattin im Sommer 1876 nach Bayreuth aufmachte.***)

Welch eine Welt eröffnete sich ihm nun! Welch unbeschreibliches Erlebnis mußte ein Glasenapp machen, als ihm die Kunst von Bayreuth aufgehen sollte! Was mußte in seiner begeisterunggeschwellten Seele vorgehen, als er schauen durfte

„vollendet das ewige Werk:
auf Berges Gipfel
die Götter-Burg."

Wir unternehmen es nicht, dieses innere Erlebnis in seiner ganzen Gefühlsbetontheit zu schildern. Man lese im 5. Bande seines großen Werkes

*) „Ich hatte den Kopf voller Ideen und Pläne und mußte — Holz hacken", so etwa äußerte er sich einmal noch in viel späteren Jahren.

**) In Pernau schloß er die Ehe mit Fräulein Henriette Rambach. Mit großer Liebe und Hingebung hat seine Gattin ihm bis zu seinem letzten Atemzuge zur Seite gestanden, Lust und Leid mit ihm geteilt, das Hauswesen geführt, die Kinder erziehen helfen. Drei Kinder waren ihnen beschieden: Senta (vermählt mit Herrn von Bolton), Eva (vermählt mit Dr. med. von Helmersen), Kosmos (Architekt in Riga)

***) In Berlin sah er sein fertiges Buch zum erstenmal, wie es in den Schaufenstern lag. Von dem eigentümlichen Eindruck, den das auf ihn machte, erzählte er gelegentlich. Er habe nämlich das Gefühl gehabt: „Was habe ich mir denn in Riga solch eine Mühe damit gegeben, wenn's hier in Berlin schon fertig liegt!"

das Kapitel: Das erste Bühnenfestspiel zu Bayreuth. Wenn der Verfasser auch hier, wie im ganzen Werke, über sich und seine Gefühle völlig schweigt, so kommen sie doch aus der ganzen Darstellung dieser miterlebten Festtage heraus, dieser „berauschend herrlichen Zeit der Erfüllung großer Hoffnungen." Und wer hätte „jenes unermeßliche Glücksgefühl" dabei tiefer empfunden, als unser Glasenapp, der sich immer wieder im Zustand völliger Entrückung und Verzauberung befand. Wie gut vorbereitet auf die Aufführung des „Ringes des Nibelungen" gerade er sein mußte, läßt sich denken: die Dichtung kannte er auswendig, die Klavierauszüge hatte er jahrelang vorher studiert. Patronatsrechte besaß Glasenapp nur für eine einzige Aufführung. Doch hatte er die Freude, allen vier Aufführungen und vielen Proben beiwohnen zu dürfen.

Und ein zweites großes Erlebnis sollte er in diesen Tagen machen, grundlegend für sein ganzes weiteres Leben, wie das Kunstwerk von Bayreuth: die persönliche Bekanntschaft mit Richard Wagner. Glasenapp hatte in seiner vornehm-bescheidenen Art den vielbeschäftigten Meister nicht einmal mit der Zusendung seines biographischen Versuches behelligen wollen. Doch der Verleger hatte das Buch an Wagner gesandt, und dieser hatte schon in den schwerbelasteten Probenwochen Zeit gefunden, darin zu lesen. Nicht nur die eindringende, auf gewissenhafteste Forschung beruhende Kenntnis seines Lebens, seiner Kunst und Ideen mußte Wagner dabei so wohltuend berühren, sondern auch jene völlig unbedingte und kampfbereite Jüngerschaft, deren der angefochtene Meister damals noch bedurfte. Er zog den jungen Schriftsteller in sein Haus und zeigte in der Aussprache über sein Buch, wie ernst er diesen ersten biographischen Versuch nahm. „Ich sollte nun wohl, mit dem Bleistift in der Hand, Ihre ganze Arbeit durchgehen; aber Sie sehen wohl ein, daß ich das jetzt nicht kann," so sprach er zu ihm, und wir können uns denken, welch eine Anfeuerung zur Weiterarbeit diese Worte für Glasenapp sein mußten, wenn es bei seinem Temperament überhaupt noch einer Anfeuerung bedurft hätte. Dabei „erwies Wagner dem jungen Freunde das höchste Zeichen seines Vertrauens, indem er ihm wenige Tage nach der ersten Bekanntschaft, noch während der Festspielaufführungen, in den sorglich vor fremden Augen gehüteten, allein für seine Familie bestimmten Schatz der Autobiographie einen Einblick gewährte. Täglich durfte er das Haus Wahnfried besuchen, um in einem verschwiegenen abgelegenen Zimmer diese berauschende Lektüre zu pflegen; nur wurde er bei des „Speeres Spitze" dazu verpflichtet, während des Lesens keine schriftlichen Aufzeichnungen daraus zu machen." *)

*) So Kurt Mey (a. a. O.) nach Glasenapps eigener Schilderung. Eine Erinnerung, die ich an ein Gespräch mit Glasenapp behalten, stimmt damit genau überein. Er hatte in seiner übergroßen Ehrlichkeit Wagner einmal gefragt, ob er sich zu Hause nach stattgehabter Lektüre der Autobiographie Notizen machen dürfe, worauf Wagner geantwortet, was er zu Hause mache, sei seine Sache, darüber sei nichts abgemacht. Wir können uns vorstellen, welch wichtige Kontrolle seiner eigenen biographischen Arbeit Glasenapp

Als die herrliche Feſtſpielzeit verrauſcht, die unvergeßlichen, grundlegenden Erlebniſſe genoſſen waren, begab ſich Glaſenapp wieder mit ſeiner Gattin, die alles begeiſtert mit ihm durchlebt hatte, nach Riga zurück. Schwer mag er, nach ſolchem Wandeln auf der Höhe, die Kleinarbeit und Tretmühle des täglichen Berufslebens empfunden haben. Doch fand er dabei die Zeit, in weniger als einem Jahr den zweiten umfangreicheren Band ſeiner Biographie zu vollenden, der noch im Jahre 1877 erſchien, das 4. — 6. Buch des Lebens Wagners brachte und mit der Schilderung der erſten Bayreuther Feſtſpiele abſchloß. Das ganze Werk umfaßte nun beinah 900 Seiten.*) Es iſt nicht unintereſſant, dieſe „Feſtgabe", dieſen erſten biographiſchen Verſuch, mit der ſpäteren monumentalen Biographie in 6 Bänden zu vergleichen. Zunächſt iſt dabei eines auffallend, nämlich wie ſehr wir ſchon im Jugendwerke den ganzen echten Glaſenapp vor uns haben. Der flüſſige, ſchlicht und lebensvoll erzählende, nirgends auf Effekte hinarbeitende Stil, die Treue und Zuverläſſigkeit im einzelnen, das Gewicht, das auch den kleinen Dingen im Leben des geliebten Meiſters beigemeſſen wird, das anſchauliche Detail, das dadurch entſteht, und endlich jene rückhaltloſe Liebe und Begeiſterung für die Perſon, Kunſt und Ideenwelt des geſchilderten Helden, eine Begeiſterung, die nur verſtehen und lernen, nie „kritiſieren" will — dieſe geſamte weltbekannte Eigenart Glaſenapps findet ſich ſchon in der Jugendausgabe ſeines Werkes. Beſonders zu betonen iſt die Gleichheit im Standpunkt, der auch in Jahrzehnten nicht um ein Haar verrückt worden iſt. Wieviel weniger Stoff die erſte Ausgabe bietet, iſt klar, da ihr Umfang knapp ein Viertel der letzten Ausgabe ausmacht. Trotzdem wirkt auch das Jugendwerk nicht mager und dürftig, obgleich Glaſenapp folgendes hochintereſſante Urteil darüber fällt: „Die ſtärkſten Irrtümer unſeres damaligen erſten Bandes lagen nicht im Tatſächlichen oder Chronologiſchen, ſondern darin begründet, daß wir dem Meiſter damals noch nie perſönlich begegnet waren, ihn nie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatten. Manches nahm ſich darin aus dieſem Grunde dürftig, blaß, unwirklich aus; manches war falſch verſtanden, ſchief gedeutet, wie das heute noch manchem (unberufenen) soi-disant-„Biographen" aus gleichem Grunde ergeht! Nun erſt kam der Moment wirklichen Sehens und Kennens durch die perſönliche Berührung. Bereits unſer damaliger zweiter Band ſtand unter dieſer belebenden, einzig ermöglichenden Einwirkung; denn er wurde erſt nach dieſer perſönlichen Berührung niedergeſchrieben und trat dementſprechend ein Jahr ſpäter, 1877, ans Licht. Der Fortſchritt darin, die größere Freiheit der Darſtellung ward manchem bemerkbar."**)

(bei ſeinem Gedächtnis!) auf dieſe Weiſe in die Hand bekam. Daß etwas Unerwünſchtes dadurch vorzeitig an die Öffentlichkeit kam, war bei Glaſenapps Delikateſſe völlig ausgeſchloſſen.

*) Caſſel und Leipzig. Carl Maurers Verlagsbuchhandlung. 1876. 1877.

**) Vorwort zum 6. Bande. 1911. S. V f.

Seit den Tagen des ersten Festspiels war das Zusammenhalten der Wagnerianer noch fester geworden. An vielen Orten entstanden die Wagner-Vereine, die den Boden für ein Verständnis Wagners bereiten, zugleich auch zur Abtragung einer Ehrenschuld, nämlich der Deckung des Defizits bei den ersten Festspielen, an ihrem bescheidenen Teile beitragen wollten. In Riga rief Glasenapp 1877 einen Wagner-Verein ins Leben und leitete ihn viele Jahre lang. Manch wertvolles Erzeugnis seiner Feder, manch schöne Anregung verdanken wir diesem Zweige seiner Tätigkeit.*) Damals wurden in Bayreuth die „Bayreuther Blätter, Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners", begründet. Hans von Wolzogen zog ganz hin und übernahm die Redaktion. So war für die Wagnersache eine Zentrale, ein Organ geschaffen, in dem anfangs auch Wagner selber sich mehrmals äußerte und in dem Glasenapp viel geschrieben hat. Wolzogen und Glasenapp konnten in schriftstellerischer Beziehung als die beiden ersten Paladine des Meisters gelten, und die sich immer vergrößernde Schar der jüngeren Wagnerverehrer hatte gerade diesen beiden „die fruchtbarsten Anregungen" zu danken.**) Als dritter im Bunde ist der so begabte, leider früh verstorbene Heinrich von Stein zu nennen, der längere Zeit in Wagners Hause weilte, seinen Sohn unterrichtete und dem ebenfalls durch Bayreuth ein ganz neues Leben aufging. Bald gehörte auch der geistreiche Houston Stewart Chamberlain zu diesem intimen Kreise der Allergetreuesten.***) Eine Frucht solcher gemeinsamen Tätigkeit der Wagnerjünger war das imposante Wagner-Lexikon, das Glasenapp und Stein gemeinsam herausgaben und das die Hauptbegriffe der Kunst- und Weltanschauung Richard Wagners in wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften zusammenstellte.†) Und ein etwas später erscheinendes, ebenso umfangreiches und verwandtes Werk, das Glasenapp allein herausgab, sei hier gleich hinzugefügt: die Wagner-Enzyklopädie, welche die Haupterscheinungen der Kunst- und Kulturgeschichte im Licht der Anschauung Richard Wagners

*) Von Bach zu Wagner. Zur 200-jährigen Gedenkfeier der Geburt J. S. Bachs. 1885. 32 Seiten.

Richard Wagner als Mensch. 3. Abdruck 1890. 32 Seiten. Im Anschluß hieran sei auch noch auf folgende Schrift aus derselben Zeit hingewiesen:

Die Entwicklung der bildenden Kunst bei den Griechen. 1890. 43 Seiten. — Alle drei sehr lesenswerten Schriften sind bei Mellin u. Co. in Riga erschienen.

**) So Erich Kloß im Artikel „Carl Friedrich Glasenapp." Zum 60. Geburtstage. (Blätter f. Haus- u. Kirchenmusik. 12. Jahrg. 2. 1907/08. S. 19).

***) Ein schönes Zeugnis dieser Geistesgemeinschaft haben wir in einem Bilde jener Zeit, wo Glasenapp, Wolzogen und Stein zusammen sind (wiedergegeben in Chamberlains illustr. Wagnerwerke), und in einem viel späteren Bilde, das Glasenapp und Chamberlain zusammen zeigt. In einer noch späteren Zeit ist auch Prof. Leopold v. Schroeder, der alte Studiengenosse Glasenapps, diesem Kreise näher getreten. Glasenapp hat ihm den schönen und sehr eingehenden Begrüßungsartikel gewidmet in dem Hefte, das der „Pädagogische Anzeiger für Rußland" L. v. Schroeder zum 60. Geburtstage darbrachte (1911. Dezember).

†) Stuttgart. Cotta. 1883. 984 Seiten.

ebenfalls in wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften darstellte. *) Beide Sammelwerke sind aus jener genauen Kenntnis des Schriftstellers Wagner geboren, zu der schon der Knabe Glasenapp den Grund gelegt hatte.

Gleichzeitig mit solchen und ähnlichen Arbeiten wurden die biographischen Studien weiter getrieben. Als nach fünf festspiellosen Sommern, von denen er einen (1878) zu höchstem Gewinn in Wagners unmittelbarer Nähe zu Bayreuth verbracht hatte, die Einladung zur Aufführung des Bühnenweihfestspiels „Parsifal" erging, brachte Glasenapp wiederum eine kleine „Festgabe" mit. Es war ein Supplement-Heft zu seiner Biographie, das die letzten 5—6 Jahre im Leben des Künstlers behandelte. **) Welch beglückende Erfahrung Glasenapp bei der erstmaligen Aufführung des weihevollsten unter allen Wagnerschen Werken beschieden sein mußte, davon an dieser Stelle kein Wort mehr. Es war wieder ein Höhepunkt des Lebens wie 1876. ***) Mit welchem Gefühle mag er nach den Parsifaltagen im August 1882 Bayreuth verlassen haben? Er ahnte wohl nicht, daß er den geliebten Meister nie mehr wieder sehen sollte.

Wie das Tragische eine Steigerung erfährt, wenn unmittelbar vor seinem Eintritt eine lichte Wendung sich zu eröffnen scheint, ähnlich sollte es auch hier sein. Glasenapp erhielt im Herbst 1882 eine Aufforderung, die ihm nicht bloß das große Vertrauen Richard Wagners aufs neue bewies, sondern ihm auch die Möglichkeit auftat, in jenen Kreis überzusiedeln, dem er innerlich schon längst angehörte. Wagner wollte ihn als Lehrer seines 13-jährigen Sohnes Siegfried ganz nach Bayreuth ziehen. Glasenapp säumte nicht zuzusagen, tat schon die nötigen Schritte, seine Stellung in Riga aufzugeben, verkaufte seine Möbel und bereitete sich ganz auf die Übersiedlung vor. Da ereilte ihn die Trauerkunde, daß der Meister am 13. Februar 1883 zu Venedig gestorben sei. Was er dabei empfunden haben mag, wagen wir nicht zu schildern. Eine Welt ging ihm unter. Auch äußerlich bedeutete dieser Tod eine völlig andere Gestaltung in Glasenapps Leben, als er sie erwartet. In den Einrichtungen der Familie Wagner wurden Änderungen nötig. So wurde denn auch die Abmachung mit Glasenapp rückgängig gemacht. Er blieb in Riga. Die Beziehungen zum Hause Wahnfried behielten all die Herzlichkeit, die zu Wagners Lebzeiten gewaltet hatte. Zu Frau Wagner schaute Glasenapp mit einer fast andächtigen Verehrung auf. Die Entwickelung ihrer Kinder, besonders Siegfrieds, verfolgte er mit liebevollster Teilnahme. Ein Festspielsommer zog ihn und seine Gattin fast jedes mal nach Bayreuth. Bald

*) Leipzig. E. W. Fritzsch. 1891. 2 Bände. 443 + 422 Seiten.

**) Dies Heft erschien bereits im Verlage von Breitkopf und Härtel (Leipzig), die später das gesamte Werk verlegten.

***) Man lese solche Partieen in der großen Biographie nach (Bd. V. S. 280 ff. Bd. VI. S. 633 ff.). Sie sind sehr erhebend. Zugleich interessante Dokumente dafür, wie ganz Glasenapp mit seiner Person hinter dem großen Objekte verschwindet.

konnte er auch schon seine eigenen Kinder mitnehmen, die — mochten Wagners noch so viel Gäste haben — in der Wagnerloge doch meist ein Plätzchen fanden und so frühzeitig in die Kunst von Bayreuth fest hineinwuchsen.

Bald nach Wagners Tode forderten Breitkopf und Härtel Glasenapp auf, seine Biographie abzuschließen. Doch wollte er nicht wieder ein Supplementheft liefern. Er hatte das dringende Bedürfnis nach einer völligen Neubearbeitung des ganzen Werkes und wurde doch jahrelang durch die ungünstigen äußeren Lebensverhältnisse an der Ausführung dieses ihm so am Herzen liegenden Planes verhindert. Endlich, im Jahre 1894, nachdem die frühere Ausgabe bereits seit fünf Jahren vergriffen war, begann die neue Bearbeitung zu erscheinen. Viel langsamer, als der Verfasser es sich gedacht, konnte sie vollendet werden. Das Material schwoll so lawinenartig an, daß das anfangs in 3 Bänden geplante Werk schließlich in 6 starke Bände gegliedert werden mußte*). Dabei stellte sich noch mehrfach die Notwendigkeit ein, vor Vollendung des Ganzen frühere Bände in 4. oder gar 5. Auflage zu bearbeiten, was wiederum Zeit kostete. Dadurch wurde der Abschluß des Werkes immer mehr verzögert. Im Jahre 1911 (statt 1896, wie geplant!) konnte der Verfasser endlich den prachtvollen Schlußband bieten, die Krone des Ganzen, da er die Zeit behandelte, wo Glasenapp den Meister selber gekannt, mit ihm und seiner Umgebung ständige Fühlung gehabt hatte. „Wir können ihn demnach unsern Lesern darreichen, wie einen lange aufgesparten berauschenden Trank" — so konnte der Verfasser freudig und in Wahrheit davon sagen.

Nun lag es vor, das große Werk, ein monumentum aere perennius! Es müssen schöne Wochen gewesen sein, als Glasenapp im Sommer 1911 zu den Festspielen in Bayreuth weilte und von allen Seiten freudig begrüßt und beglückwünscht wurde, daß das Werk, dessen erste Vorarbeiten schon fast ein halbes Jahrhundert zurückreichten, vollendet war. Es trug den schlichten Titel: Das Leben Richard Wagners. Das Wort Wirken war weggefallen, da ja „das Leben des schöpferischen Genius bereits das rastloseste Wirken mit in sich einschloß." Übrigens war die Aufgabe im selben Sinne, nur mit einem viel umfassenderen Materiale gelöst wie das erstemal. Analysen oder Erklärungen der Werke Wagners bot es nicht, ja sogar die Inhaltsangaben der bedeutendsten Prosaschriften Wagners, wie die erste Ausgabe sie noch ge-

*) Man verwechsele nicht die Einteilung des Werkes in 6 Bücher, die schon in der 1. Auflage bestanden hatte, mit der Zahl der Bände, die sich nicht nach der inneren Gliederung in Wagners Leben, sondern nach dem Umfang des Materials richten. Folgender Überblick dürfte lehrreich sein: I. Bd.: 1. Buch (Jugendjahre 1813—33) und 2. Buch (Irrfahrten und Irrungen 1833—43). II. Bd.: 3. Buch (Der Revolutionär 1843—53). III. Bd.: 4. Buch (Im Exil 1853—64). IV. Bd.: 5. Buch (Der Reformator 1864—72). V. Bd.: 6. Buch, 1. Hälfte (Bayreuth 1872—77). VI. Bd.: 6. Buch, 2. Hälfte (Bayreuth 1877—83, Parsifal).

bracht, waren weggefallen. Trotzdem hatte es einen Umfang von etwa 3300 großen Seiten gewonnen. Eine Biographie im strengsten Sinne des Wortes wollte es sein und dadurch den besten Schlüssel auch für die Kunst Richard Wagners bieten, nämlich das Verständnis seiner Persönlichkeit, ihrer Entwickelung und Vollendung. Nach Glasenapps tiefster Überzeugung „kann der wahre und berufene „Biograph" durch ein liebevolles Versenken und Nachempfinden in der Tat ein Wohltäter der Mit- und Nachwelt werden, indem er ihr etwas von dem positiven Wesen des Genius rettet und bewahrt, was sich dann ergänzend, aufklärend und erhellend neben seine hinterlassenen Werke und Wirkungen stellt, als ein wahrhaftes Bild von ihm, als den schöpferischen Mittelpunkt, von dem alles ausstrahlt, aus dem alle jene Werke und Taten sich herleiten" *). Glasenapp hat stets für die vornehmste Aufgabe, die der künstlerische Genius uns hinterlassen, die würdige und stilgerechte Aufführung seiner Werke gehalten. Aus solchen Aufführungen würde dann auch das rechte Verständnis der Werke hervorwachsen, so meinte Glasenapp, der für die erklärenden Schriften, die Auslegungsliteratur, nur wenig übrig hatte. Die zweite wichtigste Aufgabe aber erblickte er darin, die Welt näher zu dem Quell zu führen, dem diese ganze Kunst ihren Ursprung verdanke, zu der Persönlichkeit des Künstlers, und das könne eine „wahrhaft objektive" Biographie. Objektivität war für ihn Zurückdrängen der eigenen Persönlichkeit, vollständige Hingabe an das Objekt. „Gerade dadurch unterscheidet sich unsere Arbeit von den Versuchen anderer, die ihn (Wagner) grundsätzlich bloß in dem Lichte zeigen, wie die Welt ihn sah — womit nichts Neues gewonnen ist! — nicht aber, wie *er die Welt* betrachtete . . . . Man stelle sich vor, was dabei herauskommen kann, wenn statt einer derartig „objektiven" d. h. objektgemäßen Darstellung, zu welcher sich ein Leser dann nach seinem Belieben und seiner Befähigung kritisch beurteilend verhalten kann, ihm von Hause aus — nicht das reine Bild des Objektes an sich, sondern die Verzerrung desselben durch die subjektive Auffassung eines beschränkten Kopfes geboten wird" **). Wie völlig Glasenapp dagegen mit seiner Individualität zurücktreten wollte, geht aus dem von ihm gern gebrauchten Bilde hervor, er als Biograph sei nur der Spiegel, der ja auch nur das Objekt, nie sich selber zeige und nur an den „schadhaften Stellen" an seine eigene Existenz erinnere. So wollte er auch seinen ausschließlich persönlichen Erinnerungen in der Biographie keinen Raum gewähren, hoffte sie vielmehr noch einmal gesondert herauszugeben, wozu es leider nicht kommen sollte.

Ein um so größeres Gewicht legte er allem bei, was in sein Objekt wirklich hineinführen, was den großen Künstler in seinem Werdegange und

*) Vorwort zum 6. Bande. 1911. S. VI.

**) Ebenda S. VI. Damit harmonierte Glasenapps ablehnende Stellung einer Kritik der *Werke* Wagners. „Die Kritik hat Wagner gegenüber *vollständig* versagt, das wissen wir doch jetzt aus der Geschichte", so sprach er zu mir vor ein paar Jahren.

seiner Eigenart verständlich machen könnte. Hierzu rechnete er nicht bloß die Kundgebungen des Genius selber in seinen Kunstwerken, Schriften, Briefen, Gesprächen, Äußerungen, im Umgange mit seiner ganzen Umwelt, sondern auch diese Umwelt selber, sofern sie doch einmal das Element war, in dem der Künstler sich bewegte. Daher Glasenapps große Ausführlichkeit in der Schilderung dieser Umwelt, das eingehende Verweilen bei Wagners Familie, seinen Verwandten, Freunden, den Darstellern seiner Werke, bei den Städten, in denen er gelebt, den Häusern, die er bewohnt, den Büchern, die er gelesen, den Haustieren, die ihn begleitet, usw. usw. Diese Ausführlichkeit, die minder geduldige Leser stellenweise zum Überschlagen verleitet, sie erzeugt jene großartige Anschaulichkeit, die den ernsten Leser beglückt, und für die noch ferne Generationen dem Biographen danken werden*).

Es war sehr charakteristisch für Glasenapp, daß während er so ganz mit der Ausarbeitung und Vollendung seines Lebenswerkes beschäftigt war, er der lebendigen Kunst, sofern sie dem Geiste von Bayreuth entsprach, liebevoll nachging. Das bezeugten nicht bloß seine fast regelmäßigen Besuche der Festspiele, sondern auch die Teilnahme und die wachsende Bewunderung, die er den schnell nach einander erstehenden Werken Siegfried Wagners zollte. Gern unternahm Glasenapp mit seiner Gattin Reisen nach Hamburg, wo Siegfrieds Werke gewöhnlich ihre Erstaufführung erlebten. Beglückt, enthusiasmiert kehrte er heim. Die aufblühende Kunst eines noch stark angefeindeten Künstlers hatte einst den Jüngling Glasenapp gepackt und fortgerissen, und die eigentümliche Spannkraft seiner Seele ließ ihn nun im Alter an den Schöpfungen des Sohnes eine zweite Jugend erleben. Da es Glasenapp aber nach solchen Erlebnissen stets zur Mitteilung drängte**), so entstanden eine Reihe von Aufsätzen über Siegfried Wagners Dramen, deren Vereinigung und Vervollständigung durch Inhaltsangaben zu dem großen Werke Siegfried Wagner und seine Kunst führte***). Wie Glasenapp 1876 das Erstlingswerk seiner

*) Wie detailliert und zugleich originell die Darstellung ist, kann man sich beispielsweise an vielen Seitenüberschriften vergegenwärtigen, deren Glasenapp weit über 3000 zu verfassen hatte, und auf die er (wie er mir einmal sagte) Gewicht legte. Wenn man überlegt, wieviel auf den 41 langen Zeilen einer Seite der Biographie steht, so wird man billig über folgende Seitenüberschriften erstaunt sein: „Gefrorene Schweine. Der Hund Rolber" (Rigaer Zeit). „Schallwand im Konservatoire" (Paris). „Hoffnungsvolle Wendung in Minnas Verhalten" (Dresden). „Minna nach Brestenberg. Ankunft des Erardschen Flügels" (Zürich). „So, nun ruht Euch aus! das Unvergleichliche ist getan!" (München). „Konzerte gebe ich nicht mehr!" (Bayreuth). „Sonderbare Erfahrungen mit der Gartentür" (Bayreuth). „Äußerster Gipfelpunkt der Gemeinheit der Zeitungspresse". „Liniieren der Partitur begonnen". „Quälendes Panaritium". So etwas trägt auch zur Charakterisierung des Werkes bei.

**) „Ich kann nicht nur einatmen, ich muß auch ausatmen", sagte er.

***) Gesammelte Aufsätze über das dramatische Schaffen Siegfried Wagners vom „Bärenhäuter" bis zum „Banadietrich" von C. Fr. Glasenapp. Mit Buchschmuck und Federzeichnungen von Franz Stassen und 5 photogr. Porträts. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1911. 423 Quartseiten. Wem dieses große Werk zu umfangreich sein sollte,

Lebensarbeit als „Feſtgabe“ dargebracht hatte, ſo trieb es ihn nun, nicht zu warten, bis eine Kunſt ſich durchgerungen und dann zu einer Literatur darüber „post festum“ beizutragen; vielmehr wollte er ſein Werk mit ſtolzem Bewußtſein zur Literatur ante festum und pro festo gezählt wiſſen, im aufrichtigen Beſtreben, den ſchönen Tag des Feſtes bei vollem Sonnenlicht erſt noch an ſeinem beſcheidenen Teil mit herbeizuführen.“ Das Werk, das durch die Staſſenſchen Federzeichnungen einen eigenen Reiz gewann, bringt neben einer biographiſchen Skizze über Siegfried Wagner und einer kurzen Geſamtwürdigung ſeiner Kunſt Einführungen in ſeine ſechs erſten Dramen, worin beſonders liebevoll den tieferen Zuſammenhängen der behandelten Stoffe mit der Volksſage nachgegangen wird. Eine beſondere Lieferung, ebenfalls von Staſſen illuſtriert, hat Glaſenapp dann dem ſiebenten Drama „Schwarzſchwanenreich“ gewidmet.

Auch im engeren Kreiſe trat Glaſenapp mit ſolcher Wärme und ſolchem Nachdruck für Siegfried Wagners Kunſt ein, daß man den Eindruck gewann, ſeine Seele werde zur Zeit von nichts ſo heftig berührt, wie von der Durchſetzung Siegfrieds. Die Kunſt des gewaltigen Vaters hatte ja — wenigſtens im großen — den Sieg gewonnen, der Sohn mußte noch um jeden Fußbreit ringen, und da war Glaſenapp wiederum der treue Gefolgsmann, der für den Sohn kämpfte, wie er ſein Lebelang für den Vater gekämpft hatte, der „Treue ohne Wanken“. Richard Wagner war ihm der große Heros geweſen, zu dem er, wie zu der Unſterblichen einem, in ſchwindelnde Höhe emporgeſchaut hatte. Siegfried war der junge Erbe, wo ſich der Verehrung und Liebe auch faſt etwas wie Zärtlichkeit miſchte. Das verlieh ſeinem Eintreten für ihn jene ſeltene, dem Fernſtehenden unverſtändliche Wärme. Es war etwas davon, wie Vater Hildebrand den Sohn des Gotenkönigs in ſeinem Mantel gerettet hat und ihm nun frohlockend huldigt.*) Daß es Glaſenapp dabei nicht einfiel, wie manche glaubten, den Sohn auf die gleiche Höhe mit dem Vater zu rücken, geht aus folgendem draſtiſchen Bilde hervor, das er gerade hierauf angewandt hat: „Ein Kirchturm überragt auch alle Häuſer der Stadt, deshalb hat er aber noch nicht die Höhe des Mont Blanc.“

Gern verſammelte Glaſenapp einen kleinen Kreis von Freunden Sonnabends oder Sonntags in ſeinem Saale. Er las dann Siegfried Wagners Dramen vor, und Carl Waack bot eine muſikaliſche Einführung. Doch fanden dieſe Vereinigungen in den letzten Jahren ſeltener ſtatt. Glaſenapp war ſchonungsbedürftig, da die Arterioſkleroſe zunahm. Auch ſeine berufliche Tätigkeit ſchränkte er immer mehr ein und brach ſie dann ganz ab. 1904 verließ er die Stadttöchterſchule, 1912 das Polytechnikum. Alle Kräfte galt es zu

der verſäume es doch nicht, ſich mit Glaſenapps kleinem, ſehr feſſelnd geſchriebenen Büchlein Siegfried Wagner bekannt zu machen (Bd. 16 in der Sammlung „das Theater“. Schuſter und Loeffler. 1906. 79 Seiten).

*) Vgl. Felix Dahns Gedicht „Gotentreue.“

ſparen, um das Lebenswerk zu vollenden und wenigſtens einen Teil all der vielen liebgewordenen ſchriftſtelleriſchen Pläne auszuführen, die er in jugendlicher Schaffensluſt mit ſich herumtrug. Seine Gattin und eine jüngere engbefreundete Geſinnungsgenoſſin, Fräulein Helena Wallem, die ihm beide beim Korrekturleſen und anderen Arbeiten beiſtanden, waren ängſtlich bemüht, jede Aufregung, jeden unnützen Anſpruch, der an ihn geſtellt wurde, abzuwehren. Er empfing nur ſelten Beſuch. Alles war eingeſtellt auf eine zweckmäßig verteilte, ſehr vorſichtige Arbeit. So ſah man ihn denn in ſeinem Hauſe kaum, eher auf Spaziergängen, zur Sommerzeit in ſeinem lieben Baldohn, wo man ſich dann noch einer regen Unterhaltung mit ihm erfreuen konnte. Als Henry Thode im Februar 1914 in Riga war, da nahm er dieſen alten Freund aus dem Bayreuther Kreiſe noch mehrmals bei ſich auf, beſuchte auch alle ſeine drei Vorträge. Selber einen Vortrag in Riga zu halten, worum er in Anlaß das 100. Geburtstages von Richard Wagner gebeten worden war, fühlte er ſich nicht in der Stimmung. Er hatte, ſeitdem die Welt es abgelehnt hatte, dem „Parſifal“ die von Wagner erwünſchte Schutzfriſt zu verlängern, die Freudigkeit verloren, eines ihrer Wagnerfeſte zu feiern.

In der letzten Zeit arbeitete er an einer Umgeſtaltung des erſten Bandes ſeiner Biographie. Das Material war wieder ſo angeſchwollen, daß in einer neuen Auflage dieſer Band faſt auf den doppelten Umfang kommen ſollte. Desgleichen ſtanden neue Auflagen der weiteren Bände mit mehr oder weniger großen Veränderungen bevor. Wie gerne hätte er noch mindeſtens dieſe eine neue Auflage ſelber bearbeitet, von anderen Plänen zu geſchweigen. Er fühlte ſich trotz ſeiner Schonungsbedürftigkeit geiſtig ſo friſch und ſchaffensfreudig, er lebte gerne. Doch mußte er mehrere Blinddarmattacken durchmachen, was der Arterioſkleroſe Vorſchub leiſtete. Und dann traf ihn am Abend des 1. (14.) April, nachdem er, wie gewöhnlich, einen arbeitsreichen Tag verbracht hatte, während er an ſeinem Schreibtiſch ſaß, der Gehirnſchlag. Er kam nicht mehr zum Bewußtſein, und nachdem ſich noch 1½ Stunden lang die Seinigen und mehrere Ärzte um ihn bemüht hatten, ging er um ½11 Uhr Abends zur ewigen Ruhe ein. Etwa die Hälfte ſeines erſten Bandes iſt ihm noch umzugeſtalten vergönnt geweſen. Auf ſeinem Schreibtiſch lagen die Seiten, die er an ſeinem Todestage bei völligem Wohlſein mit feſter Hand geſchrieben hatte. Auf der letzten Seite, vielleicht eine halbe Stunde, ehe ihn der Schlag getroffen, hatte er die ominöſen Worte niedergeſchrieben:

Perkunos, Blutgott, gib ein Zeichen,
Wer dir als Opfer ſoll erbleichen.*)

Am 6. April wurde in ſeinem Saale eine ſchlichte Beſtattungsfeier gehalten. Nach der Rede des Geiſtlichen und dem Geſang von „Ein feſte

*) Aus einem dramatiſchen Entwurf, der Wagner in ſeiner Königsberger Zeit zur Kompoſition vorgelegt worden war.

Burg“ wurde von verschiedenen Seiten die Bedeutung des Verewigten gewürdigt, ihm ein herzlicher Dank nachgerufen. Darauf ertönte von seinem Klaviere her das Gebet aus Siegfried Wagners „Heidenkönig“, das der Verstorbene besonders geliebt hatte. Als die Träger den Sarg ergriffen, wurde der Siegfried-Trauermarsch aus der „Götterdämmerung“ angestimmt, und unter diesen Klängen wurde Carl Friedrich Glasenapp aus seinem Hause getragen, wie einst Richard Wagner zur letzten Ruhestätte.

* * *

Man hat die Bemerkung gemacht, Wagner hätte in Glasenapp seinen Düntzer und seinen Eckermann in einer Person gefunden. Aber das ist nicht ganz richtig. Düntzer war wirklich Ausleger, Erklärer der Werke Goethes, während Glasenapp sich zur eigentlichen Auslegung nie getrieben fühlte. An Eckermann erinnert er schon viel mehr, namentlich in seinem sechsten Bande, der so viele Aussprüche des Meisters mitteilt; auch in der unbedingten Hingebung, die ihn ganz zum Gefäß für die Ideenwelt seines Genius macht. Aber lange, ausgeführte Gespräche Wagners mitzuteilen, ist Glasenapp kaum in der Lage gewesen, und so stimmt auch dieser Vergleich nicht wirklich. Er weist uns aber darauf hin, daß hier kein Vergleich stimmen dürfte. Wir haben in der Literatur- und Musikgeschichte kein Beispiel dafür, daß ein großer Mann schon zu Lebzeiten einen Biographen gefunden hätte, der ihm auch nur ein ähnliches Denkmal gesetzt hätte, wie es Glasenapp Wagner getan. Diese Biographie ist einzig in ihrer Art. Sie ist von einem Manne geschrieben, der Wagner auch persönlich gekannt hat, und der dazu die eigentlichen Biographeneigenschaften, einen scharfen kritischen Verstand, ein erstaunliches Gedächtnis, einen seltenen Forscherfleiß, die gewissenhafteste Genauigkeit, Darstellertalent und — last not least — eine grenzenlose Begeisterungsfähigkeit und Hingabe an seinen Meister besessen hat. Daher kann Glasenapps Werk auch nie ad acta gelegt werden. Es muß mit seinem Helden fortleben, ähnlich wie Einhards „Vita“ mit Karl dem Großen. Es wird noch nach Jahrhunderten zu den „Quellen“ gehören. Die Biographieen Wagners, die man dann schreiben wird, werden gewiß in vielem stark abweichen von den heutigen, aber immer wieder wird es heißen: der alte Glasenapp sagt so, siehe Glasenapp, usw.

Aus dem Leben unseres Verewigten, wie wir es kurz betrachtet, ist uns die Bedeutung seines Lebenswerkes hervorgegangen. Wohl werden uns dabei auch viele Züge seiner Persönlichkeit entgegengetreten sein. Doch gilt es hier noch einiges zu ergänzen, damit uns die Eigenart seiner Psyche ganz anschaulich werde.

Irren wir nicht, so ist es vor allem die Spannkraft dieser Seele gewesen, die ihr dies Leben und diese Werke ermöglicht hat. Sie verlieh das, was wir den langen Atem nennen können, der so sehr charakteristisch für

Glasenapp war. Welche Aufnahmefähigkeit von der Jugend bis ins Alter! Er kannte keine Ermüdung, weder im Kleinen noch im Großen. So war er schon dadurch prädisponiert für die Werke Wagners, die in ihrer Schwere, ihrer Wucht und Länge eine Aufnahmefähigkeit voraussetzen, die so vielen Menschen fehlt. Glasenapp ging nie der Atem aus, er war beim letzten Tone so frisch und empfänglich wie beim ersten. Und wenn er zu den Bayreuther Festspielen kam, machte er alle zwanzig Aufführungen, häufig auch die Proben mit, ohne je zu versagen. Dieselbe Spannkraft der Seele bewies er aber auch im Großen. Daher die Fähigkeit, sein ganzes Leben einer einzigen Sache zu widmen. Die bewundernswürdige Konsequenz seines Lebens wurzelte zunächst, rein psychologisch gefaßt, in der Spannkraft der Seele. Dadurch ertrug diese die beständige gleichmäßige Belastung derselben Nervenstränge. Der Wechsel in der Beschäftigung, wie wir ihn bei vielen bedeutenden Männern finden, erklärt sich ja nicht aus Inkonsequenz und Charakterlosigkeit, sondern aus dem Bedürfnis der Seele nach einer Belastung in anderer Richtung, wodurch dann die in der ersten Richtung verbrauchte Spannkraft wieder gewonnen wird. Glasenapp brauchte diesen Wechsel nicht, er ertrug die gleichartige Belastung, ohne je zu erlahmen. Das gab ihm jene Ausdauer und Unermüdlichkeit, die die Voraussetzung seiner Lebensarbeit bilden.*)

Freilich ist es dann seine eigenste Tat gewesen, diese Eigenschaften in den Dienst eines großen idealen Zieles zu stellen und um dieses Zieles willen Beschwerden und Kämpfe immer wieder mit unerschüttertem Mute auf sich zu nehmen. Die Gaben waren ihm gegeben, — sie so zu verwerten, vermochte nur ein Charakter wie Glasenapp, der in seiner Ausdauer immer er selbst blieb, dem in der Unabhängigkeit der Gesinnung jede Menschenfurcht fremd war und der sich daher so recht zum Kämpfer für einen von allen Seiten angefochtenen Künstler eignete. Dieselbe Ausdauer und Unermüdlichkeit, die Glasenapp in seiner Arbeit bewies, zeigte er auch in seinem Kampfe und bewährte sich so als eine durch und durch männlich veranlagte Persönlichkeit. Angriffen, ja Verhöhnungen, die sich gegen seine Person richteten, hatte er eine überlegene Sicherheit entgegenzusetzen. Er schritt in der Regel sarkastisch lächelnd darüber zur Tagesordnung, im unerschütterlichen Bewußtsein, die Zeit werde schon das Ihrige dazu tun, seinen Gegner zu widerlegen oder der verdienten Vergessenheit zu überliefern. Wo er es für nötig hielt, nahm er auch die Fehde auf und führte sie mit männlicher Entschiedenheit.

So bewundernswert diese durch und durch männliche Veranlagung, die charaktervolle Entschlossenheit und die zähe Unermüdlichkeit waren, so hing damit auch die Schwierigkeit zusammen, die im Verkehre mit Glasenapp ent-

*) Diese Eigenschaften zeigten sich auch im gewöhnlichen Leben. Welch langen Atem bewies er, der physisch schonungsbedürftige alte Herr, auf seinen Spaziergängen! Wie konnte er einen Stunden lang herumführen, namentlich in Bayreuth. Wie konsequent hielt er ein Gespräch fest, wie ausdauernd verfolgte er jede begonnene Tätigkeit.

ſtehen konnte. Die Unerſchütterlichkeit der eigenen Überzeugung, die Zähigkeit im Feſthalten der gewonnenen Einſichten ließen es begreiflich erſcheinen, daß man von ihm kein beſonderes Verſtändnis für das relative Recht auch einer andern Betrachtungsweiſe erwarten durfte. Glaſenapp war ſo wenig der Mann der Anpaſſung, daß er direkt den Eindruck der Starrheit hervorrufen konnte. Es kommt hier hinzu, was man vielleicht die normative Veranlagung Glaſenapps nennen kann. Von Jugend auf ganz unter dem Einfluß des einen gewaltigen Künſtlers ſtehend, iſt nicht bloß deſſen Kunſt, ſondern auch deſſen Kunſtlehre und Weltanſchauung für Glaſenapp ſchlechterdings verbindlich geworden. Es war alles feſtgelegt. Auch das Urteil über Wagners Kunſtwerke ließ keinerlei Zweifel und Diskuſſionen zu. Die Einteilung und Schätzung der drei Entwickelungsperioden in Wagners Schaffen*) war ebenfalls durch den Meiſter feſtgelegt, und jegliche Kritik namentlich der dritten Periode, der Reife, nur als mangelndes Verſtändnis zu betrachten. Das gleichmäßige, ſonnenweiße Licht der Vollendung durchleuchtete für ihn nicht nur alle dieſe Werke, ſondern auch jeden einzelnen Teil derſelben in gleicher Art. Nie hätte ſich Glaſenapp entſchloſſen, ein Lieblingswerk oder eine Lieblingspartie anzugeben, es wäre ihm ſofort als eine Ungerechtigkeit gegenüber den andern Werken Wagners vorgekommen. Ja, auch wenn ein anderer ihm von dem überragenden Eindruck eines Aufzuges erzählte, glaubte er gleich daran erinnern zu müſſen, daß da wohl noch ein mangelndes Verſtändnis der andern Partieen vorliege. In ähnlicher Weiſe flutete für ihn dasſelbe ſchneeweiße Sonnenlicht durch die Muſik und die Sprache Wagners. Er hätte nie zugegeben, daß ſich dieſe auf verſchiedener Höhenlage hätten bewegen können. Beide waren für ihn in gleicher Weiſe genial, und eine Kritik Wagners, als Wortdichter, ſchien ihm ebenfalls nur auf ein unvollkommenes Verſtändnis hinzudeuten**).

Dieſe geſamte Anſchauung, in die Glaſenapp von früher Jugend an hineingewachſen war und die eigentlich erſt das ausmacht, was man einen „Wagnerianer“ nennt, lebte in ihm nun in der Feſtigkeit und Stabilität, die ihm eigen waren, wurde von ihm mit dem Temperament vertreten, das ihn beſeelte. Widerſpruch liebte er nicht. Er glaubte in ihm nur das fehlende Verſtändnis für Wagners Kunſt, oft auch eine elementare Unkenntnis zu entdecken. Freilich zügelte er in großer Selbſtbeherrſchung ſeinen Unwillen oder

*) Jugendwerke und Rienzi, Holländer bis Lohengrin, Ring bis Parſifal.

**) Töricht iſt das in manchen Kreiſen noch herrſchende Vorurteil, als ſei Glaſenapp unmuſikaliſch geweſen. Er ſpielte freilich kein Inſtrument, aber er hatte ein feines muſikaliſches Gehör, und wie ſehr er die Botſchaft der Muſik bis in ihre feinſten Schattierungen zu vernehmen vermocht hat, hat er wohl zur Genüge bewieſen. Außerdem beſaß er tief eindringende muſiktheoretiſche Kenntniſſe. Aber freilich war ihm Wagner in erſter Linie der Dramatiker, dem die Muſik bloß Ausdrucksmittel iſt. Daß das völlig richtig und in Wagners Sinne iſt, ſollte man doch endlich einſehen!

ließ ihn nur in einem beißenden Sarkasmus gedämpft durchblicken *). Doch konnte bei ſeinem choleriſchen Temperamente auch mal der Zorn durchbrechen, wie wir uns das ja auch nach ſeinen Schriften vorſtellen können. Der begeiſterte Wagnerverehrer, der aber nicht zu den waſchechten Wagnerianern zählte, konnte daher ihm gegenüber in eine eigentümliche Lage kommen. Er mußte nämlich trotz größter Intereſſengemeinſchaft doch ſo und ſo vieles aus dem Geſpräche für ausgeſchloſſen anſehen. Fragen wie die, ob und wie weit Wagner die Charakteriſierung einer Geſtalt erreicht, ob der Aufbau eines Aktes geſchloſſen, ein Dialog überzeugend geführt ſei und viele ähnliche ſtanden nicht zur Diskuſſion. Es hätte nur Verſtimmung erzeugt, ſie aufzuwerfen. Sie konnten ebenſo wenig Gegenſtand des Geſpräches bilden, wie etwa das kirchliche Dogma im Verkehr eines gläubigen Katholiken mit einem überzeugten Proteſtanten.

Und doch können der wirklich fromme Katholik, der wirklich gläubige Proteſtant einander verſtehen. Das Dogma trennt ſie, aber die Religion eint ſie. Ähnlich war es auch auf unſerem Gebiet. Wo Glaſenapp eine ehrliche Wagnerbegeiſterung entgegentrat, fragte er nicht nach dem Wagner-Katechismus und ließ auch Ketzereien, wenn ſie ſich nicht unbeſcheiden vordrängten, paſſieren. Gewiſſe Fragen blieben ja beſſer unerörtert. Aber wie groß war noch das Gebiet, das nachblieb, und wie intereſſant war es, wenn es gelang, Glaſenapp auf eigene Erinnerungen an Richard Wagner zu bringen.**)

Daß Glaſenapp es vermochte, trotz der unverrückbaren Richtlinie, an der er feſthielt, Abweichenden gegenüber die freundlichſte Stellung zu bewahren, das wurzelte letztlich in jenem edlen Zentrum ſeiner Perſönlichkeit, in ſeinem lauteren und wohlwollenden Gemüte. Er war ein nobler Menſch vom Scheitel bis zur Sohle. Selber ringend um die Möglichkeit, ſeine große Lebensaufgabe zu vollenden, war er immer wieder darauf bedacht, anderen zu helfen. Wer die Verhältniſſe kennt, unter denen die erſte Auflage ſeiner Wagnerbiographie entſtand, wird es großartig finden, daß er das Honorar dafür Emil Heckel als Beitrag für die Deckung des Bayreuther Feſtſpiel-Defizits von 1876 über-

*) Das ſchönſte Beiſpiel dafür gibt folgende äußerſt charakteriſtiſche Szene. Nachdem einmal längere Zeit über irgend eine Wagnerfrage geſtritten worden, hatte einer der Anweſenden geſagt: „Nun, da iſt weiter nichts zu machen, das iſt eben der Unterſchied der Anſichten“, worauf Glaſenapp in größter Gemütsruhe erwiderte: „Nein, es iſt nicht der Unterſchied der Anſichten, ſondern es iſt der Unterſchied von Kenntnis und Unkenntnis der Sache“. Dabei waren dieſe Worte an einen ihm amtlich Vorgeſetzten gerichtet, wodurch ſie ein noch helleres Licht auf ſein berechtigtes Selbſtgefühl und ſeine Schlagfertigkeit werfen.

**) „Liebte Wagner zu necken?“ fragte ich ihn einmal. „O ja, ſehr“, antwortete Glaſenapp, „er hatte eine unerſchöpfliche Neckluſt. Mich neckte er z. B. damit, daß ich über einen Lebenden eine ſo ausführliche Biographie geſchrieben.“ Auch auf die Frage, ob er Wagner zornig geſehen, erfolgte eine prompte Antwort: „Mehr als einmal! Über Anweſende und Abweſende.“ Derlei ließe ſich noch manches erzählen.

weiſen ließ.*) Hier wirkten Begeiſterung und Dankbarkeit mit. Aber Glaſenapps Güte erfuhren auch andere, denen nicht er, ſondern die ihm Dank ſchuldeten. Durch und durch human, lag ihm namentlich auch eine menſchliche Behandlung der Tiere am Herzen. Pferdequälerei konnte ihn ſo empören, daß er ſich ernſten Unannehmlichkeiten ausſetzte, um ſie zu beſeitigen; er ſetzte es aber durch. Schmetterlinge und Fliegen, die ſich an ein Fenſter ſtießen, wurden von ihm befreit. Im letzten Sommer fand ſeine Gattin eine aus dem Neſte gefallene junge Krähe, die noch nicht fliegen konnte. Das Ehepaar nahm ſie ſofort als Pflegling auf, ja ſie mußte ſogar anfangs, um vor Hunden und Katzen geſchützt zu ſein, in den Glaſenappſchen Zimmern ſchlafen. Auf den Spaziergängen hüpfte ſie dem Ehepaare voran, wie ein Hündchen; wurde ſie aber müde, ſo nahm Glaſenapp ſie auf und trug ſie auf ſeinem Regenſchirme. Sie bereitete manche Unbequemlichkeit, aber erſt nach Wochen, als ſie zu fliegen gelernt hatte, wurde ſie ihrem Schickſal überlaſſen.

Es iſt begreiflich, daß wer ſo mit jedem lebenden Weſen zu fühlen, Ehrfurcht vor allem Lebenden zu empfinden verſtand, daß der ſich auch an den kleinen Freuden und Scherzen ſeiner Mitmenſchen zu ergötzen vermochte. Glaſenapp hatte einen ausgeſprochenen Sinn für Humor, und ſeine eigenen Bemerkungen waren oft ſo witzig und komiſch, daß man herzlich mit ihm lachte. Manches Schwierige und Kleinliche, das er auf ſeinem Lebenswege zu überwinden hatte, wird der Humor ihm und ſeiner Umgebung erleichtert haben. Und indem das Schickſal den weltentrückten Mann ſo recht ergiebig in Berührung mit den Trivialitäten des Lebens brachte, ließ es ſeinen Humor ſich entfalten, wie einſt bei Hans Sachs, der auch in zwei Welten leben mußte.**)

So ſteht Glaſenapp vor uns, ausgeprägt als Menſch, als Forſcher, als Paladin eines Heros. Einen Höhenmenſchen hat man ihn genannt, und fürwahr in ſeinem Idealismus, in ſeiner nie wankenden Begeiſterung für deutſche Kunſt, in ſeiner ſo ganz auf ein großes Ziel gerichteten Lebensarbeit hat ſich die Höhe, der er zugeſtrebt, auch denen enthüllt, die ſie früher nicht wahrgenommen. Das blöde Lächeln, das ihm zu Beginn ſeiner Lebensarbeit unter ſeinen Mitbürgern meiſt begegnete, es wandelte ſich langſam im Laufe der Jahrzehnte zu ſchweigendem Reſpekte, aus dem in wachſenden Kreiſen Verſtändnis und Bewunderung aufzudämmern begannen. Fernere Geſchlechter

*) Vgl. E. Kloß a. a. O. S. 18.

**) Ich kann es mir nicht verſagen, wenigſtens eine Szene aus den nicht ſeltenen heiteren Examenvorfällen mitzuteilen. Studioſus P., der das Deutſche nicht ganz beherrſcht, referiert über „Kabale und Liebe“: „Ferdinand v. Walter hat ſich in die Tochter des Kammermuſikus Miller verliebt. Er kommt zu ihr und macht ihr eine Liebeserklärung.“ Hier ſtockt Herr P. und verbeſſert ſich: „Nein, nein, — — noch nicht ganz, er — ſchwört ihr ewige Liebe . . . .,“ worauf Glaſenapp freundlich lachend einfällt: „Seien Sie vorſichtig, Herr P.! Wenn Sie einem Mädchen ewige Liebe ſchwören, ſo wird ſie es ſicher für eine Liebeserklärung halten!“

werden ihn noch mehr zu würdigen wiſſen. Und ſo kann auch über ſein Leben das Wort geſetzt werden, das ſein Held geſprochen und mit dem er die Lebensgeſchichte dieſes Helden geſchloſſen hat: „Ich arbeite für die Erwachenden“.

❀ ❀ ❀

Zur Geſchichte der Familie Struve.

Von Nikolai Struve (Riga).

(Fortſetzung.)

Die Jahre 1848—1852 widmete Wilhelm Struve wiſſenſchaftlichen Arbeiten und aſtronomiſchen Beobachtungen und unternahm keine größeren Reiſen. Für die Aſtronomen war das Jahr 1851 mit ſeiner Sonnenfinſternis ein ereignisreiches und brachte viel Leben und Anregung in die Pulkovaer Kolonie, obwohl die Sonnenfinſternis nur eine partielle war. Auf dem freien Platz vor der Sternwarte leitete Wilhelm Struve mit Hilfe der jüngeren Aſtronomen im Beiſein des Großfürſten Konſtantin Nikolajewitſch, der zu dem Zweck auch nach Pulkova gekommen war, die Beobachtung, während in Lomſcha (Polen) Otto Struve eine totale Sonnenfinſternis beobachten konnte.

Im Dezember 1852 wurde das 50-jährige Jubiläum der Dorpater Univerſität gefeiert, zu dem Wilhelm Struve mit den beiden Söhnen Otto und Heinrich hinfuhr. Er ſowohl wie K. E. v. Baer, die als Vertreter der beiden höchſten wiſſenſchaftlichen Inſtitute in Petersburg, der Akademie der Wiſſenſchaften und der Univerſität, erſchienen waren, wurden damals mit Fug und Recht als würdige Söhne der Alma mater Dorpatensis gefeiert. Für Wilhelm Struve hatte das Feſt eine um ſo größere Weihe und Bedeutung erhalten, da der Großſohn ſeines ehemaligen Lehrers Georg Parrot, der stud. phys. Moritz Parrot, für ſeine Preisſchrift die goldne Medaille erhalten hatte. Somit hatte er Gelegenheit, in pietätvoller Erinnerung ſeines väterlichen Freundes gedenkend, dem Großſohn gegenüber Worte des Lobes und der Anerkennung auszuſprechen und ſeiner Freude Ausdruck zu geben.

Körperlich und geiſtig erfriſcht und überaus befriedigt kehrte er aus Dorpat zurück und konnte ſich wiederum mit voller Kraft und Anſpannung der gewohnten wiſſenſchaftlichen Arbeit und ſeiner Familie widmen. Kaum glaublich und wirklich ſtaunenswert iſt es, wie Wilhelm Struve trotz maſſenhafter Arbeit und zeitraubender Geſchäfte Zeit und Möglichkeit fand, die beiden jüngſten Söhne täglich 2 Stunden im Lateiniſchen und in der Mathematik zu unterrichten. Noch hatten ſie die Schwierigkeiten der lateiniſchen Grammatik nicht überwunden und gab der Cornelius Nepos manch' harte Nuß zu knacken, ſo mußten ſie den Horazſchen Kernſpruch „Est modus in rebus, sunt certi denique fines, quos ultra citraque nequit consistere

rectum“ lernen, sowie als Beleg für die Lebensauffassung und Weltanschauung des Vaters, daß über der geistigen Bildung und Entwicklung Charakter- und Herzensbildung stehe, auch zwei andere Aussprüche: „Qui proficit in litteris, et deficit in moribus, plus deficit, quam proficit“, und von der Selbstbeherrschung: „Fortior est, qui se, quam qui fortissima moenia vincit“.

Nach 6-jähriger Pause ging er wieder auf Reisen, und zwar nach Bonn, um Materialien zur Bearbeitung der russisch-skandinavischen Gradmessung zu sammeln. In Bonn verbrachte er mit Argelander einige sehr angenehme Wochen und trat dann in seiner Gesellschaft die Rückreise nach Pulkova an, wo der Freund längere Zeit zum Besuch blieb. Ein reiches Leben und eine bewegte Vergangenheit hatte der Gastfreund hinter sich. Er entstammte einer Kaufmannsfamilie in Memel, wo sein Vater zur Zeit der Erniedrigung Deutschlands nach der Schlacht bei Jena (1806) lebte, und in dessen Hause die unglückliche Königsfamilie, Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise mit ihren 3 Kindern Prinz Friedrich Wilhelm, Prinz Wilhelm und Prinzeß Charlotte eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. In Gesellschaft dieser königlichen Kinder hat Prof. Argelander als Altersgenosse gespielt und seine Kindheit verlebt. Als er im Sommer 1853 in Pulkova längere Zeit zum Besuch weilte, muß wohl seine Anwesenheit der Kaiserin (seiner ehemaligen Spielgefährtin) zu Ohren gekommen sein, denn er wurde eines Tages zur Audienz nach Peterhof befohlen. Beide Freunde fuhren zusammen hin und wurden von der Kaiserin aufs liebenswürdigste empfangen.

Nach Argelanders Abreise machte sich Struve im Herbst an die Bearbeitung der Gradmessung, die ihn Wochen lang ans Zimmer fesselte, so daß er nur selten ausging. Das ununterbrochene Sitzen am Schreibtisch, verbunden mit beständiger geistiger Anspannung, übte allmählich einen nachteiligen Einfluß auf sein körperliches Befinden aus; dazu kamen noch verschiedene dienstliche Unannehmlichkeiten in der Akademie. Die darauffolgenden zwei Kriegsjahre 1853—1855 brachten natürlich viel Unruhe und Aufregung auch in das ländliche Stilleben der Heimat. Im Sommer 1854 konnten die Bewohner Pulkovas durch das Fernrohr die unter Lord Napiers Oberbefehl stehende englische Flotte vor Kronstadt beobachten. — Auf die schwere sorgenvolle Kriegszeit folgte 1856 der Frieden, der Ruhe und Erholung in Stadt und Land brachte. Zugleich hatte Struve die große Freude, daß sein Sohn Karl vor Schluß des Universitätskursus in Petersburg am 8. Februar die goldene Medaille für eine wissenschaftliche Arbeit erhielt. Im August desselben Jahres wurde Struve bei Gelegenheit des Krönungsfestes (26. August) zum Geheimrat befördert.

Als im Frühjahr 1857 der Druck des I. Bandes der Gradmessung beendet war und er an die Bearbeitung des II. Bandes schritt, fing er an über Ermüdung und Abspannung zu klagen und sehnte sich nach längerer Erholung. Diese wurde ihm auch zuteil, indem er von der Regierung einen längeren Urlaub auf unbestimmte Zeit ins Ausland erhielt mit dem Auftrag,

die seit Jahren geplante Längengradmessung ins Leben zu rufen. Es war das letzte Mal, daß er bei voller Gesundheit, in Gesellschaft der Frau und dreier Töchter, eine Reise nach Westeuropa machte. Besonders erfreute er sich in Berlin der tatkräftigen Unterstützung Alexander v. Humboldts, und durch dessen Vermittlung der Fürsprache des damaligen Prinzregenten, nachmaligen Kaisers Wilhelm. In Paris fand er einen Gönner in der Person des Kriegsministers Maréchal Vaillant und wurde auch von Kaiser Napoleon III. zur Audienz befohlen, und in England wurde die Angelegenheit sehr bald durch die freundliche Mitwirkung von Airy in befriedigender Weise erledigt. Die Reise wurde weiter ausgedehnt durch die schönsten Gegenden Deutschlands, der Schweiz und Oberitaliens und bot in der Tat viel geistige Anregung und gemütliche Erquickung, aber doch scheint die Erholung keine genügende gewesen zu sein, um dem durch angestrengte Arbeit angegriffenen Körper die nötige Kräftigung und Stärkung zu verleihen, zumal die vielen Eindrücke und die verschiedenen gesellschaftlichen Anforderungen und Vergnügungen eine fortgesetzte geistige Anspannung erheischten. Mitte November in die Heimat zurückgekehrt, erkrankte er kaum 2 Monate darauf an einem bösartigen Karbunkel im Nacken, und trotz sorgfältigster Behandlung und wiederholter Operationen konnte die Krankheit nicht gehemmt werden. Die Wunde im Nacken wurde immer größer, der ganze Körper wurde in Mitleidenschaft gezogen, die Kräfte schwanden mehr und mehr und Atemnot stellte sich ein. Anfang Februar war der Zustand so gefährlich, daß das Ende stündlich erwartet wurde. Da trat plötzlich die Krisis ein, mit einem tiefen Atemzug erwachte der Kranke zu neuem Leben, — aber die Lebenskraft schien gebrochen. Auffallend war es, wie das Gedächtnis für die Umgebung und die Gegenwart ganz geschwunden war, während die Erinnerung an die längst vergangene Jugend und die Kindheit lebhafter wurde. Kam es doch vor, daß er seine Frau, die ihn mit größter Sorgfalt und Liebe pflegte, nicht erkannte und auch den ältesten Sohn Otto für einen Fremden hielt. Im Laufe des Frühjahrs und des Sommers besserte sich sein Zustand allmählich und die Ärzte rieten zu einer Erholungsreise in ein wärmeres Klima. Zunächst wurde ein längerer Aufenthalt in Veytaux am Genfer-See genommen, dann, als es dort zu kühl wurde, in Blida bei Algier, darauf in der Schweiz; der folgende Sommer wurde erst in Baden-Baden und dann in Wiesbaden verbracht. Im August erfolgte die Rückkehr in die Heimat. Unzweifelhaft hatte diese Reise die Lebensgeister des Rekonvaleszenten wieder aufgefrischt und namentlich den Körper bedeutend gestärkt, aber nur zu bald stellte es sich heraus, daß er nicht mehr imstande war, wissenschaftliche Arbeiten mit derselben Kraft und der früheren geistigen Elastizität wieder aufzunehmen. Nominell blieb W. Struve über 2 Jahre Direktor der Sternwarte, überließ aber die Verwaltung dem Sohne Otto. An Arbeit und Tätigkeit gewöhnt, machte er sich an die Ausarbeitung eines Werkes über Doppelsterne, dem aber wissen-

schaftlicher Wert nicht zugeschrieben werden konnte; das Gedächtnis versagte und die erforderliche Kritik fehlte durchaus. Als pietätvolles Andenken sind diese Bruchstücke dem Archiv der Sternwarte einverleibt worden.

Zu Beginn des Jahres 1862 gab Wilh. Struve seine Stellung als Direktor der Pulcovaer Sternwarte auf und erhielt einen ehrenvollen Abschied. Finanziell günstig gestellt und auf den wohlverdienten Lorbeeren ruhend, konnte er ein ruhiges, stilles Leben im Kreise seiner Familie und im Umgange einiger alter treuer Freunde, ein „Otium cum dignitate“, führen. Die Sommermonate der letzten Lebensjahre verbrachte er regelmäßig in Pulkova im Familienkreise. Die Winterzeit über gab es in der Stadt häufig Besuch von alten Freunden des Hauses, Angehörigen und guten Bekannten: Bischof Ulmann, Akademiker Baer, frühere Schüler wie Professor Savitsch und General Lemm; die Doktoren Moritz, Dell und Froben u. a. Ob und wie weit er sich dessen bewußt war, daß ihm die frühere Geistesfrische und Arbeitsfähigkeit völlig fehlte, ist schwer zu sagen. Einen freundlichen, wohltuenden Eindruck mochte vielleicht das 25-jährige Jubiläum der Sternwarte am 1. August 1864, einem letzten flüchtigen Sonnenblick vergleichbar, auf den hinfälligen Greis gemacht haben, als er, auf den Arm des Sohnes Otto gestützt, den runden Saal betrat und die dort versammelte Festsitzung eröffnete. Wenige Monate später erkrankte er an einem Lungenleiden, welches in kurzer Zeit seinem Leben ein Ende machte. Am 11./23. Nov. hauchte er nach einem schweren Todeskampfe sein Leben aus. Bei der Einsargung hielt sein alter Studiengenosse und Jugendfreund Ulmann einen schönen trostreichen Nachruf, indem er das Wort Christi am Kreuze: „Es ist vollbracht“ zu Grunde legte, und in der Katharinenkirche, von wo aus die Beerdigung stattfand, sprach Pastor Bäckmann über den Spruch: „Was du Herr segnest, bleibt gesegnet ewiglich“, der auch auf dem Grabkreuz zu lesen ist. Die Leiche wurde nach Pulkova gebracht und dort, an der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit, auf dem kleinen Friedhof zur letzten Ruhestätte gebracht, unter den vier Birken, die einst von dem Verstorbenen eigenhändig in der Baumschule gepflanzt worden waren. Vom Grabe aus sieht man durch die Bäume die Türen der Sternwarte — monumentum aere perennius.

In der den Geschwistern gewidmeten Lebensbeschreibung des Vaters gibt der älteste Sohn Otto eine treffende Charakteristik seiner ganzen imponierenden Erscheinung. Von etwas mehr als mittlerer Größe und kräftigem Körperbau, blauäugig und blond, war Wilhelm Struve der richtige Typus des nordgermanischen Stammes. In seinen Lebensgewohnheiten war er äußerst anspruchslos und einfach, im Essen und Trinken sehr mäßig, durchaus kein Feinschmecker und Gourmand. Während er in jüngeren Jahren sehr beweglich war, neigte er in den letzten Lebensjahren, da er die Fünfziger überschritten hatte, zur Schwerfälligkeit, wozu auch nicht wenig seine durch die anhaltend sitzende Lebensweise hervorgerufene Wohlbeleibtheit beitrug. Was die geistige Beschäftigung

in den Mußeſtunden betraf, ſo war ſeine Lieblingslektüre Shakeſpeare, den er in der Urſprache und der Schlegel-Tieckſchen Überſetzung gern und viel las, gut kannte und oft zitierte. Wie das Engliſche war ihm dank ſeiner ausgebreiteten Sprachkenntnis das Franzöſiſche von Jugend auf geläufig und er beherrſchte es ſchriftlich und mündlich vollkommen. Weniger geläufig war ihm das Ruſſiſche, das er zwar las und verſtand, in dem er ſich aber doch nur mit einiger Mühe unterhielt, was ſich aus dem längeren Aufenthalt in Dorpat leicht erklären läßt. Um ſo mehr war er mit den alten Sprachen vertraut, und das klaſſiſche Studium hatte die Aſtronomie nicht verdrängen können. Das Leſen der alten Autoren bot ihm bis in ſein hohes Alter Genuß und Erholung; die von ihm in lateiniſcher Sprache verfaßten Werke beweiſen, mit welcher Eleganz er das Lateiniſche ſchrieb. Den Griechen und Römern entnahm er ſeine Lebensphiloſophie, bei ihnen fand er den ewig friſchen Lebensquell, aus dem er Anregung und Belehrung für Geiſt und Gemüt ſchöpfen konnte. Sein Wahlſpruch war der bekannte Horazſche Vers: „Aequam memento rebus in arduis servare mentem.“ Dem entſprechend hat er ſich ſein Leben hindurch einen bewundernswert freien und unbefangenen Blick für alle Verhältniſſe bewahrt. Eine leichte Erregbarkeit trat bei ihm im geſellſchaftlichen Verkehr nur ſelten zu Tage und nie handelte er übereilt unter dem Eindruck einer ärgerlichen Stimmung. Boshafte und ſarkaſtiſche Äußerungen waren ihm durchaus fremd, und wenn er mal gelegentlich jemand ſcherzend neckte, ſo geſchah es ſtets in ſo liebenswürdiger Weiſe, daß es niemand übel nahm. Die ihm angeborene Gutmütigkeit, die von manchen als Schwäche ausgelegt wurde, entſprang ſeinem wohlwollenden Herzen und ſeiner menſchenfreundlichen Geſinnung. Dazu trieb ihn insbeſondere ſein ausgeſprochener Optimismus, und wie er ſelbſt ſtets reiner Geſinnung war, ſetzte er auch eine ſolche bei allen ſeinen Nebenmenſchen voraus. Was er ererbt von ſeinen Vätern, hat er erworben, um es zu beſitzen: einen ernſten Familienſinn, ein warmes Freundſchaftsgefühl und eine ſelten treue Heimatliebe.

8. **Otto Struve,** (1819—1905). (Dritte Generation).

Otto Struve wurde am 25. April 1819 als älteſter Sohn Wilhelm Struves zu Dorpat geboren. Den erſten Unterricht erhielt er von ſeiner Mutter, er beſuchte dann die Girgenſohnſche Schule und zuletzt das Dörptſche Gymnaſium. 1836 bezieht er die Univerſität Dorpat, um ſich dem Studium der Mathematik zu widmen, und wird ſchon ein Jahr drauf Aſſiſtent des Vaters in der Sternwarte. Noch jung an Jahren, eben 22 geworden, heiratet er und gründet ſeinen Hausſtand in Pulkova, wo er darauf Gehilfe und endlich Nachfolger ſeines Vaters als Direktor der Sternwarte wird und 50 Jahre hindurch ununterbrochen wirkt. Ihm war das freundliche Geſchick beſchieden, daß er, einer der wenigen Zeugen der Gründungsfeier der Sternwarte im Jahre 1839, nicht bloß das 25-jährige Jubiläum Pulkovas (1864),

ſondern auch das 50-jährige Jubiläum am 1. Auguſt 1889 erleben konnte, um dann in den wohlverdienten Ruheſtand zu treten. Alle ſeine zahlreichen Werke über Aſtronomie, durch die er als würdiger Nachfolger ſeines Vaters daſteht, anzuführen, würde zu weit führen. Es ſei nur darauf hingewieſen, daß er gleich ſeinem Vater hauptſächlich auf dem Gebiete der Stellaraſtronomie tätig war. Die meiſten ſeiner Schriften ſind in den Memoiren der Petersburger Akademie, deren Mitglied er ſeit dem Jahre 1852 war, erſchienen.

Von den vielen Reiſen, die Otto Struve, teils in geſchäftlichen Angelegenheiten, teils zu wiſſenſchaftlichen Zwecken im Laufe der Jahre unternommen hat, ließe ſich gewiß viel erzählen, und es iſt ſehr zu bedauern, daß von ihm keine Aufzeichnungen darüber gemacht worden ſind. Intereſſant war es z. B. zu hören, was er von ſeiner Reiſe nach Frankreich im Jahre 1870 erzählte, als er bei Ausbruch des deutſch-franzöſiſchen Krieges grade in Paris war, wo er Zeuge jener aufregenden Tage kurz vor dem Sturz Napoleons war, noch eh die Republik proklamiert war, und alle Welt ſich der beſten Siegeshoffnung hingab, während die Deutſchen ſchon ſiegreich vorgedrungen waren und große Schlachten gewonnen hatten. Infolge deſſen kürzte er ſeine Reiſe bedeutend ab und beeilte ſich nach Hauſe zurückzukommen. Das Jahr darauf (1871) wurde wieder eine Reiſe ins Ausland angetreten, diesmal ging es nach Deutſchland, Öſterreich und Italien und zwar in Geſellſchaft ſeiner jungen Frau (kurz vorher hatte er zum 2. Mal geheiratet). In Florenz trifft er einen Bekannten aus Dorpat, den berühmten Kunſtmäzen und Kunſtkenner C. v. Liphardt (Ratshof), der ſich ganz dort niedergelaſſen hatte und ſich mit Kunſtſtudien befaßte, gleichzeitig vielfach mit der Großfürſtin Marie Nikolajewna, Herzogin von Leuchtenberg, verkehrend, in deren Palazzo er als persona grata häufig und gern geſehen war. Einen beſſeren Cicerone beim Beſuche der Kunſtſchätze des Palazzo Pitti konnte ſich Otto Struve nicht wünſchen, und da gab es denn außer den alten baltiſchen Reminiscenzen aus Dorpat auch noch Anknüpfungspunkte aus der reichen Gegenwart die Hülle und Fülle. Freilich ging es nicht ohne lebhafte Kontroverſen bei den Geſprächen der beiden Gelehrten, denn der Dr. Fauſt (ſo hieß nämlich Liphardt in Dorpat) ſah es nicht gern, wenn jemand ihm widerſprach. Das trat damals beſonders deutlich zu Tage, als es ſich darum handelte, eine gute Kopie des Originalbildes des berühmten Gallilei in dem Palazzo Pitti für die Pulkovaer Sternwarte zu kaufen. Zwei Kopien waren käuflich zu haben, die eine von einem Italiener, die andere von einem Ruſſen gemalt. Der alte Herr vermochte es nicht, ſich für das Werk des Ruſſen zu entſcheiden, obwohl mehrere andere kompetentere Kunſtkenner, darunter auch ein italieniſcher Maler, unbedingt dem Ruſſen und nicht dem Italiener den Vorzug gaben. Dabei blieb es auch, und ſo kam denn das Bild des ruſſiſchen Malers nach Pulkova, wo es gegenwärtig, im runden Saal der Sternwarte befindlich, eine Zierde der reichhaltigen Bildergallerie bildet. In die Zeit zwiſchen dieſer und

folgenden Reisen fiel ein seltener Besuch, der der Pulkovaer Sternwarte zugedacht war. Es war Dom Pedro, Kaiser von Brasilien, der auf seiner Rundreise durch Europa unter anderem auch nach Petersburg gekommen war, um die berühmte astronomische Hauptsternwarte näher kennen zu lernen und in Augenschein zu nehmen. Es wurde damals viel davon gesprochen, welch eminentes Wissen und welch vielseitige Gelehrsamkeit Dom Pedro fast auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft bei gelegentlichen Gesprächen mit Fachleuten an den Tag legte. Wie bei der Besichtigung der Hauptsternwarte, so soll der Kaiser auch bei dem Besuch der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in Petersburg durch seine Spezialkenntnisse Sensation erregt haben.

In der Mitte der 70-er Jahre unternahm O. Struve eine Reise nach Schweden zu der Jubelfeier der Universität Upsala, bei der er als Vertreter Rußlands den Glückwunsch der Petersburger Akademie der Wissenschaften überbrachte. In der Beschreibung dieser großartigen Feier in einer deutschen Zeitung hatte der Berichterstatter auf die Ähnlichkeit des berühmten russischen Gelehrten mit Alexander v. Humboldt hingewiesen, was aber wohl kaum zutreffend sein dürfte.

Ein wichtiges Ereignis im Leben Pulkovas in den achtziger Jahren war die Anschaffung und Aufstellung eines Riesenrefraktors in der eigens dazu erbauten Sternwarte auf der Südseite, zu deren Besichtigung Seine Majestät, Kaiser Alexander III. nebst Gemahlin eigens hinausgekommen war (1885). Die nötigen Erläuterungen gab in Gegenwart des Direktors dessen Sohn, Dr. Hermann Struve, jüngerer Astronom der Sternwarte, wobei auch einige Sterne mit dem Refraktor beobachtet wurden. — 1886 folgte dann wiederum eine Reise nach Deutschland und zwar nach Heidelberg zu der 400-jährigen Jubelfeier der Universität behufs Überreichung einer Glückwunschadresse der Petersburger Akademie. — In den letzten 3 Jahren des Pulkovaer Aufenthaltes, von 1887—89, gab es in rascher Aufeinanderfolge, gleichsam einen Abschluß der erfolgreichen wissenschaftlichen Tätigkeit Otto Struves bildend, zwei Jubelfeiern. Die erste war im Anfang des Jahres 1887 sein 50-jähriges Dienstjubiläum, das im Familienkreise in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft von Vertretern verschiedener gelehrter Körperschaften und höherer Lehranstalten aus Petersburg in der Wohnung des Jubilars in Pulkova festlich begangen wurde. In Anerkennung seiner großen Verdienste um die astronomische Wissenschaft wurde der Jubilar zum Wirklichen Geheimrat ernannt; zugleich wurde ihm das Diplom eines Ehrenbürgers der Stadt Altona, der alten Heimat des Vaters, übersandt. Mit dem 1889 stattfindenden 50-jährigen Jubiläum der Hauptsternwarte schloß O. Struves ruhmvolle, an großen wissenschaftlichen Erfolgen und Errungenschaften reiche Lebenslaufbahn. In der St. Petersburger Zeitung vom 8. August erschien damals eine meisterhafte eingehende Schilderung dieses schönen Festes der Wissenschaft aus der Feder des Chefredakteurs Paul v. Kügelgen.

Nur wenige Monate nach dem Jubiläum nahm Otto Struve seinen Abschied und zog nach Petersburg, um dort in der Nähe der verheirateten Söhne und seiner Tochter zu sein. Ein schöner Nachklang des 50jährigen Jubelfestes war die Zentenarfeier des Vaters, die am 3. April 1893 in der Aula der Universität Dorpat stattfand und der Otto Struve als Senior der Familie mit seinen 4 Söhnen beiwohnte. Die Festrede, die Prof. Arthur v. Oettingen bei der Gelegenheit hielt, war nach Form und Inhalt ein Meisterwerk und fand allgemeinen Beifall und Anklang. Sehr zeitgemäß erschien gleichzeitig mit der Zentenarfeier eine vortreffliche Lebensbeschreibung Wilhelm Struves von der Frau Dr. math. Litwinova in russischer Sprache*). Die von Otto Struve zwei Jahre später 1895 in Karlsruhe veröffentlichte Lebensskizze des Vaters ist leider etwas kurz gefaßt und hätte erschöpfender und ausführlicher sein können.

Sehr bald nach der Dorpater Festlichkeit verließ er Petersburg, da ihm das dortige Klima nicht bekömmlich war, und siedelte ganz nach Karlsruhe über, wo er die letzten 10 Lebensjahre verbrachte. Im Jahre 1896 feierte er in Petersburg im Kreise seiner Kinder und Kindeskinder zum zweiten Mal seine Silberhochzeit**) und zwei Jahre später in Karlsruhe seinen 80. Geburtstag bei völliger geistiger Frische und ziemlicher Rüstigkeit. Bei der Gelegenheit hatte ihm der Großherzog von Baden durch seinen persönlichen Adjutanten seinen herzlichen Glückwunsch zu dem seltenen Fest übermitteln lassen. — Noch einmal führte den 83jährigen der Weg in die Heimat (es war nach dem Tode seiner Frau), wo er bei seinem Sohne Wilhelm einige Wochen in Pargola bei Petersburg zubrachte, umgeben von Kindern und Kindeskindern. Es war der letzte Besuch der Heimat, und drei Jahre darauf ist er in fast vollendetem 86. Lebensjahr 1905 in Karlsruhe sanft entschlafen. Auf seinen Wunsch wurde seine Leiche eingeäschert und auf dem Karlsruher Kirchhofe neben seiner Frau bestattet.

9. **Konrad Struve** (1821—1903) (Dritte Generation).

Konrad Struve wurde am 20. Jan. 1821 auf der Reise des Vaters in die Heimat, in Altona, im Hause der Großeltern Wall geboren. Wie die älteren Brüder erhielt auch er den ersten Unterricht bei der Mutter und besuchte darauf die Girgensohnsche Schule, nach deren Absolvierung er die Universität Dorpat bezog, um Medizin zu studieren. Mitten im Studium änderte er plötzlich seinen Plan und wollte Seemann werden. Zu dem Zweck schiffte er sich als freiwilliger Matrose auf einem Linienschiffe ein, welches unter dem Kommando des Admiral Lütke, des Erziehers des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch stand, welcher letztere damals seine erste praktische

*) Изданіе Павленкова, СПБ. 1893. Библіотека русск. ученыхъ.

**) Im Jahre 1868 hatte er nach 27jähriger Ehe seine erste Gattin verloren.

Übungsfahrt als Marinezögling antreten ſollte. Dieſe erſte Seereiſe, die von Kronſtadt aus in die Nordſee über Holland und dann weiter gehen ſollte, war aber nicht von langer Dauer, denn während eines Sturmes hatte der junge Heißſporn das Mißgeſchick, über Bord zu fallen, und kam knapp mit dem Leben davon. Damit fiel auch der ganze Plan in's Waſſer: die Sache war ihm verleidet; er mochte nicht mehr Seemann bleiben, zumal da ihm als ehemaligem flotten Studioſus die eiſerne Disziplin, der er ſich nicht fügen konnte, nicht grade nach dem Herzen und recht drückend und läſtig ſein mußte. Er verläßt das Schiff, kehrt für kurze Zeit nach Dorpat zurück und geht dann weiter nach Charkow, um dort ungeſtört ſein Studium fortzuſetzen und zum Abſchluß zu bringen. Hier hat er ein beſonders ſchweres Rigoroſum zu beſtehen, da ſein Hauptexaminator, Profeſſor Adolf Struve, ſich als Verwandter bewogen fühlt, ihn aufs Korn zu nehmen und ſtreng zu examinieren, um ſich nicht den Vorwurf der Parteilichkeit zuzuziehen. Nach glücklich abſolviertem Studium und beſtandenem Examen läßt er ſich als Kreisarzt in Krementſchug nieder, zugleich ein Gut verwaltend, das er ſich bei ſeiner Verheiratung käuflich erworben hat. Es war noch die Zeit der Leibeigenſchaft in den vierziger Jahren, da der Bauer gezwungen war, Frondienſt zu leiſten und an beſtimmten Tagen umſonſt für ſeinen Herrn zu arbeiten, bis das im Jahre 1861 mit der Aufhebung der Leibeigenſchaft ein Ende nahm und der Gutsbeſitzer dem Bauer den Arbeitslohn zu zahlen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Дозволено военною цензурою. — Ревель, 8 апрѣля 1915 г.

Die **„Deutſche Monatsſchrift für Rußland“** erſcheint im Jahr 1915 in 6 Doppelheften. (Das nächſte Heft nicht vor dem Auguſt.)

Bezugspreis: jährlich 3 Rbl., mit Zuſtellung durch die Poſt 3 Rbl. 50 Kop.

Abonnements nehmen alle größeren Buchhandlungen bei gleichzeitiger Einſendung des Betrages entgegen und der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandſtr. 20. Poſtfach 317.

Preiſe für Anzeigen in der „Deutſchen Monatsſchrift“: 1 Seite — 20 Rbl., 1/2 Seite — 10 Rbl., 1/4 Seite — 6 Rbl., 1/8 Seite — 3 Rbl. Anzeigen auf der 2. und 3. Umſchlagſeite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umſchlagſeite koſtet 30 Rbl. Bei Wiederholungen tritt eine entſprechende Ermäßigung ein.

Zuſchriften an die Redaktion und Manuſkripte werden während der Sommermonate nicht entgegengenommen.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstr. 20. ☆ Telephon 15-80. ☆ Postfach 317.

Im Preise herabgesetzte Bücher

die auf dem Lager mehr oder weniger unscheinbar geworden sind.

Drittes Verzeichnis.*)

A. Romane, Novellen, Erzählungen.

Achleitner, A., Fels und Firn. Geb. statt 2.80, 1.50
Aksakow, S. T., Eine Familienchronik. Geb. statt 4.20, 2.50
Andersen, H. Chr., Die Geschichte von einer Mutter. Illustr. von J. Bossard. Geb. statt 4.20, 1.50
Arnold, H., Herbstsonne. Geb. statt 2 90, 1.50 — Lustige Geschichten. Geb. statt 2.90, 1.50
Auburtin, Viktor, Die Onyxschale. Statt 1.20, — 60
Balzac, Honoré de, Lebensbilder. 2 Bd. Statt 4 20, 3.—, Geb. statt 7.—, 4.20
Bauditz, S., Wildmoorprinzeß. Geb. statt 4 20, 2.—
Baumbach, Rudolf, Es war einmal. Geb. statt 2 65, 1.20
Beradt, Martin, Das Kind. Statt 2.10, 1.40
Blei-Somoff, Das Lesebuch der Marquise. Geb. statt 8.40, 4.—
Blomberg, A. von, Bis ins dritte und vierte Glied. Geb. statt 2.45, 1 40
Böhme, M., Tagebuch einer Verlorenen. Geb. statt 2.80, 1.40
Bormann, Ed., Das lustige Buch. Geb. statt 3.50, 1.80
Bruun, L., Pan. Geb. statt 2.80, 1.40
Buber, Martin, Die Geschichten des Rabbi Nachman. Geb. statt 3 15, 1.50
Budde, E., Blätter aus meinem Skizzenbuch. Geb. statt 1.75, —.90
Burnett, Fr., Der Kleine Lord. Geb. statt 1.75, —.60
Case, Jules, Maximilienne. Statt 1.80, —.50
Christensen, Aus dem Leben eines Junggesellen. Geb. statt 2.10, —.90
Corinth, Lovis, Legenden aus dem Künstlerleben. Statt 2.40, 1.—, Geb. st. 3.50, 1.40
Dahn, F., Meine wälschen Ahnen. Geb. statt 1.75, —.90
Dahn, F., Herzog Ernst von Schwaben. Geb. statt 3.50, 1 80
Dahn, F., Der Vater und die Söhne. Geb. statt 2.80, 1.40
Defoe, Daniel, Robinson Crusoe. Geb. statt 2.10, 1.50
Dostojewski, F. M., Helle Nächte. Statt 2.40, 1.60
Ebers, G., Ein Wort. Geb. statt 4.90, 1.80
Ebner-Eschenbach, M. v., Glaubenslos? Geb. statt 2.80, 2 10
Ebers, Georg, Die Unersetzlichen. Ein Märchen. 4°. Statt 7.—, 2.—
Ernst, Paul, Spielmannsgeschichten. Geb. statt 10.50, 7.—
Falke, G., Landen und Stranden. Geb. statt 5.60, 1.80
Feaux-Dorn, E. du, Die Strandhexe von Domesnäs u. Anderes. Geb. statt 2.—, 1.50
Fischer, H. W., Die Kette 4°. Geb. statt 3 50, 1.50
Die Freude, Ein Hausbuch deutscher Art. Kart. statt 1.08, —.60
Frenssen, Gustav, Hilligenlei. Statt 3.—, 2.40
Freymann, Karl von, Aus verlorenem Winkel. Statt — 90, —.50
Fries, R., Geel-Göschen. Statt —.72, —.40
Frommel, Dr. O., Segen und Trost. Geb. statt 3.30, 1.50
Geijerstam, Gustav af, Das ewige Rätsel. Geb. statt 2.45, 1.50 — Alte Briefe Novellen. Statt 2.10, 1.40
Geißler, Max, Die Musikantenstadt. Statt 2.10, 1.40 — Das Moordorf. Geb. statt 4 20, 2.80
Gjellerup, Karl, Die Hirtin und der Hinkende. Statt 1.80, 1.—
Grimms Kinder- und Hausmärchen, herausg. v. Paul Ernst. Geb. statt 10.50, 6.—
Hamsun, K., Schwärmer. Geb. statt 2.80, 1 80
Hartleben, Otto Erich, Die Serényi. Zwei Novellen. Statt 1.20, —.70
Heer, J. C., Da träumen sie von Lieb' und Glück! Geb. statt 3.15, 2.—

*) Die beiden früheren Verzeichnisse waren in Heft 11 und 12 der Deutschen Monatsschrift abgedruckt, Separatabzüge davon stehen gern zur Verfügung.

Hegeler, Wilh., Das Aergerniß. Geb. ſtatt 3.50, 2.20
— Des Königs Erziehung. Statt 1.70, 1.—
— Die frohe Botſchaft. Statt 3.50, 2.40
Heiberg, H., Apotheker Heinrich Geb. ſtatt 2.80, 2.10
Hertz, Wilhelm, Triſtan und Iſolde. Statt 3.90, 2.—
Heſſe, Hermann, Hermann Lauſcher. Geb. ſtatt 2 10, 1.20
Hjortö, Knud, Zwei Welten. Roman. Statt 1.80, 1.30
Hohrath, Clara, Das Lied des Meeres. Statt 2.70, 1.80
Hölderlin, Friedrich, Hyperion. Mit Einleitung und Auswahl ſeiner Briefe. Statt 5.40, 2.50
Heine-Brevier, von H. Holzſchuher. Geb. ſtatt 2.80, 1 80
Huch, Ricarda, Der Kampf um Rom. Statt 3.—, 1.80
— Das Riſorgimento. Geb. ſtatt 3.50, 2.10
Janſon, Guſtaf, Lügen. Geſchichten vom Kriege. Statt 2.10, 1.50
„Iduna", Weimariſches Taſchenbuch auf 1903. Geb. ſtatt 1.40, —.40
Kläſi, Dr. C., Der Malaiiſche Reineke Fuchs. Statt 2.40, 1.60
Kleiſt-Brevier, von Wilh. Herzog. Geb. ſtatt 2.80, 1.40
Kopiſch, Aug., Allerlei Geiſter. Kart. ſtatt 1.80, 1 20, geb. ſtatt 3.15, 1.70
Krag, Wandersmann. Geb. ſtatt 2.80, 1.20
— Meiſter Magius. Geb. ſtatt 2.80, 1.80
Kriminal und Detektiv Romane: Theden die zweite Buſſ. Statt —.90, —.60
Kohlrauſch, Eine Affenkomödie. Statt 1.20, —.80
Külpe, Frances, An der Wolga. Statt 1.20, —.70, geb. ſtatt 2.10, 1.10
Kyber, C. M., Coeur-As. Geb. ſtatt 2.10, 1.20
Levetzow, C. von, Anna, Ein Kind der Zeit im Kampfe des Lebens. Geb. ſtatt 1.75, 1.20
Lienert, Meinrad, Die Wildleute. Erzählungen. Statt 3.50, 2.—
— Bergſpieglein. Geb. ſtatt 2.80, 1.40
Liliencron, Detlev von, Der Mäcen. Statt 1.20, —.80, geb. ſtatt 2.10, 1.20
Liliencron, Rochus von, Wie man in Arnswald Muſik macht. Geb. ſtatt 2.90, 1.80
Lilienthal, Erich, Meyer und Müller. Zeitgemäße Miſſionsfahrten. Statt 1.20, —.50
Mahnert, Ludwig, Die Hungerglocke. Statt 1.80, 1.40
Mann, H., Die Rückkehr vom Hades. Geb. ſtatt 3.50, 1.50
Mauthner, Fr., Die böhmiſche Handſchrift. Statt 1.80, —.80
Manzoni, Aleſſandro, Die Brautleute. Geb. ſtatt 7.—, 3.—
Mereſchkowſki, Dmitri, Der Anmarſch des Pöbels. Statt 2.10, 1.—, geb. ſtatt 2.45, 1.50
Michaelis-Stangeland, Karin, Das Buch von der Liebe. Geb. ſtatt 2.45, 1.50
Moeſchlin, F., Die Königſchmieds. Geb. ſtatt 3 85, 1.80
Münch, W., Der Schneider von Breslau und andere Geſchichten. Geb. ſtatt 2.45, 1.20
Rieſe, Charlotte, Reiſezeit. Erzählung. Geb. ſtatt 2.10, 1.40
Das Peinliche Gericht. Geb. ſtatt 2 10, 1.50
Euryalus und Lukrezia, Aus dem Lateiniſchen des Aeneas Sylvius Piccolomini übertragen von Konrad Falke. Statt 3.—, 1.50
Presber, Rudolf, Der Tag von Damaskus. Statt 1.80, 1.20
Prèvoſt, Marcel, Flirt. Statt 1.20, —.50
Roſegger, Peter, Heimgärtners Tagebuch. Statt 2.40, 1.80
— Waldheimat. Geb. ſtatt 2.80, 2.—
— Die beiden Hänſe. Statt 3.50, 2 40
Sallet, Friedrich von, Kontraſte und Paradoxen. Statt 3.15, 2.—
Sbornik, Ruſſiſche Geſchichten und Satiren. Überſetzt und herausgegeben von W. Henckel. 2 Bde. Statt —.90, —.60
Schaffner, Fr., Die goldene Fratze. Geb. ſtatt 3.50, 2.30
Scheerbart, Paul, Aſtrale Novelletten. Statt 1.80, 1.—
Scherr, Johannes, Nemeſis. St. —.60, —.40
Schlaf, Joh., Mieze, Roman eines freien Weibes. Geb. ſtatt 3.10, 2.40
Schmitthenner, Adolf, Das deutſche Herz. Statt 3.50, 2.—
Schmitz, Oscar, Lothar oder Untergang einer Kindheit. Statt 1.80, 1.20
Söhle, Karl, Muſikanten und Sonderlinge. Statt 1.50, 1.10
— Schummerſtunde. Bilder u. Geſtalten aus der Lüneburger Heide. Geb. ſtatt 2.80, 1.40
Sohnrey, H., Verſchworen-Verloren. Geb. ſtatt 2.80, 1.80
— Grete Lenz. Geb. ſtatt 3 50, 2.50
Speckmann, D., Herzensheilige. Geſt. 2 80, 1.80
Sperl, Aug., Der Ratſcheiber von Landshut. Geb. ſtatt 2 80, 1.50
Spielhagen, Fr., Sturmflut. Statt 2.80, 2.—
— Problematiſche Naturen. 2 Bde. Geb. ſtatt 5.60, 4.—
— Was will das werden? Geb. ſtatt 2.80, 1.80
Stern, Maurice R. von, Geſammelte Erzählungen. Geb. ſtatt 3.50, 2.20
Stifter, A., Die Narrenburg. Kart. ſtatt —.70, —.40
— Der Hageſtolz. Kart. ſtatt —.70, —.40
— Abdias. Kart. ſtatt —.70, —.40
— Brigitta. Kart. ſtatt —.70, —.40
Stilgebauer, E., Harry. Statt 2.80, 1.60
Stinde, Jul., Familie Buchholz I. Geb. ſtatt 3.15, 2.—
Teil II. Statt 3.15, 2.—

Storm, Th., Geſchichten aus der Tonne. Geb. ſtatt 3.50, 2.20
— Die Söhne des Senators. Geb. ſt. 2.10, 1.40
— Auf der Univerſität. Geb. ſtatt 2 10, 1.20
Strauß, Emil, Hans und Grete. Novellen. Statt 2.10, 1.40
Strauß, Viktor von, Mitteilungen aus den Akten betreffend den Zigeuner Tuvia Panti. Geb. ſtatt 1 75, —.80
Strindberg, A., Schwediſche Schickſale und Abenteuer. Geb. ſtatt 3.85, 2.50
— Herren des Meeres. Novellen. Statt —.60, — 40
— Die Hexe. Statt — 60, —.40
Sudermann, H., Das Hohe Lied. Statt 3.—, 2.—, geb. ſtatt 4.50, 2.70
Suvorin, Alexei, Am Ende des Jahrhunderts. Roman. 2 Bde. Statt 2.70, 1.80
Thoma, Ludwig, Der Wittiber. Geb. ſtatt 3.85, 2.70
— Die Hochzeit. Geb. ſtatt 2.10, 1.20
Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin. Geb. ſtatt 4.20, 2.10
Turgenjew, Iwan, Frühlingswogen, Roman. Statt —.90, —.50
— Der Steppenjunker, Erzählung. Statt —.60, —.30
— Dunſt, Roman. Statt —.30, —.15
Mark, Twain, Im Gold und Silberland. Geb. ſtatt 2 80, 2. —
— Querkopf Wilſon. Geb. ſtatt 2.10, 1.40
— Reiſe um die Welt. II. Abteilung. Statt 1.20, —.60
— Auf dem Miſſiſſippi. Geb. ſtatt 2.80, 1.80
— Adams Tagebuch. Geb. ſtatt 2.10, 1 40
— Skizzenbuch. Statt 1.80, —.70
Viebig, C., Der Kampf um den Mann. Statt 1 20, —.70
Villiers de l'Isle Adam, Iſis. Geb. ſtatt 3.85, 2.—
Wagner, H., Das Lächeln Mariae. Statt 2.40, 1.60
Wegener, G., Im ſteinernen Meer. Geb. ſtatt 3.60, 2.40
Werder, Hans, Tiefer als der Tag gedacht. Geb. ſtatt 3 50, 2.—
Wereſchagin, W. W., Der Kriegskorreſpondent. Erzählung aus dem ruſſiſch-türkiſchen Krieg. Statt 1.20, —.80
Wette, Hermann, Joſt Knoſt. Der Herkules von Latop. Geb. ſtatt 3.50, 2.—
— Spökenkiker. Geb. ſtatt 3.50, 2.—
Wichert, E., Nur ein Jude! Das Grundſtück. Neue litauiſche Geſchichten. Statt 1.80, —.50
Wichert, E., Aus verſtreuter Saat. Statt 1.80, —.40
Wied, G., Tanzmäuſe. Geb. ſtatt 3.50, 2.—
— Bilderbuch. Statt —.36, —.10
Wilde, Oscar, Das Bildnis des Dorian Gray. Geb. ſtatt 3.15, 2.20
Wildenbruch, Ernſt von, Semiramis. Kart. ſtatt 2.10, 1.—
Wildenbruch, Ernſt von, Franceska v. Rimini. Kart. ſt 1 50, —.90, geb. ſtatt 2.10, 1.20
Worms, Carl, Überſchwemmung. Eine baltiſche Geſchichte. Statt 1.50, 1. Geb. ſtatt 2.45, 1.60
Zola, E., Zuſammenbruch. Geb. ſtatt 2.10, 1.60

B. Gedichte.

Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Geb. ſtatt 1.40, —.90
Avenarius, F., Wandern und Werden. Geb. ſtatt 2.80, 1.50
Benzmann, H., Deutſchlands Lyrik. Das Zeitalter d. Romantik. Statt 3.—, 1.80
Geb. in Leb. ſtatt 6.—, 3.—
Bern, Maximilian, Deutſche Lyrik ſeit Goethes Tod bis auf unſere Tage. Statt 1.08, —.80
Beutler, Margarete, Leb' wohl Bohême. Geb. ſtatt 2.10, 1.—
Bodenſtedt, Mirza-Schaffy. (Volksausgabe.) Geb. ſtatt 1.40, —.70
— Neue Schmal-Format-Taſchenaus. Geb. ſtatt 2.10, —.90
Brentanos, Gedichte. Ausgewählt von H. Todſen. Statt 1 20, —.70
Buſſe, Carl, Neuere Deutſche Lyrik. Geb. ſtatt 2.10, 1.20
Chamiſſo, A. von, Lebenslieder und Bilder. Ill. v. Paul Thumann. Geb. ſtatt 4.20, 1.40
Dauthendy, Max, Bänkelſang vom Balzer auf der Balz. Statt 1.80, —.80
Ewers, H., Henry, M., Joli Tambour! Das franzöſiſche Volkslied. Statt 2.40, 1.80
Geibel, Emanuel, Juniuslieder. Geb. ſtatt 3.50, 2.40
Göthe, Briefgedichte des jungen Göthe. Kart. ſtatt 1.95, 1.40, geb. ſtatt 2.65, 1.80
Hacken, Alexander, Wo findet die Seele, die Heimat, die Ruh? Geb. ſtatt 1.80, —.90
Hartleben, Otto Erich, Ausgewählte Werke. Bd. I. Gedichte. Geb. ſtatt 2.45, 1.60
Jacobowski, Ludwig, Aus deutſcher Seele. Ein Buch Volkslieder. Statt 1.50, —.90
— Vom dunkeln und lichten Leben. Statt —.70, —.40
Kordes, Johannes, Gedichte. Geb. ſtatt 1.75, —.60
Kothe, Rob., Trabe Rößlein, trabe. Geb. ſtatt 1.40, —.70
Lenz, J. M. R., Ausgewählte Gedichte. Geb. ſtatt 2.80, 2.—
Lieder und Bilder, für Jung und Alt. Geb. ſtatt 1.40, —.70
Meyer, Richard M., Deutſche Parodien. Geb. ſtatt 1.40, —.80
De-Nora, A., Ruheloſes Herz. Gedichte. Geb. ſtatt 2.45, 1.50
Schanz, F., Kinderlieder. Geb. ſtatt 1.75, 1.—
Scholz, Wilh., von, Deutſches Balladenbuch. Geb. ſtatt 3.50, 2.40

Seeberg, Woldemar, O, komm zu mir. Statt 1.20, —.60
Souvenir, Lieder der Freundschaft u. Liebe. Geb. statt 2.10, 1.20
Stern, Maurice Reinhold von, Abendlicht. Geb. statt 1.40, —.70
— Donner und Lerche. Statt 1.10, —.70
— Wildfeuer. Geb. statt 2.10, 1.20
Vogeler, Heinrich, Dir. Gedichte 4°. Geb. statt 7.—, 3.50
Wunderhorn, Neues, Die schönsten deutschen Volkslieder mit Bildern von F. Staffen etc. Geb. statt 1.40, —.90

C. Dramen.

Bormann, Ed., Ut de Franzosentid. Nach Reuter dramatisiert. Geb. statt 2.10, —.80
Bormann, Edwin, Der Probekuß und andere Lustspiele. Geb. statt 1.40, —.50
Eulenberg, H., Münchhausen, Leidenschaft, Kurt von d. Kreith. Statt 2.40, 1.80 Geb. statt 3.50, 2.50
— Zeitwende. Statt 1.50, 1.10 Geb. statt 2.45, 1.80
Hartleben, Otto Erich, Ausgewählte Werke. Bd. 3: Dramen. Geb. statt 2.45, 1.80
Hauptmann, G., Griselda. Geb. statt 2.80, 1.80
— College Crampton. Statt 1.20, —.80
— Der rote Hahn. Statt 1.50, —.90
— Der arme Heinrich. Statt 2.10, 1.20 Geb. statt 3.50, 1.60
— Die Jungfern vom Bischofsberg. Statt 1.80, —.90, geb. statt 2.80, 1.30
— Die Ratten. Geb. statt 2.80, 1.40
— Rose Bernd. Geb. statt 2.45, 1.—
— Vor Sonnenaufgang. Statt 1.20, —.80
Hofmannsthal, Hugo von, Der Abenteurer und die Sängerin. Statt 1.80, 1.—
— Kleine Dramen. Statt 2.40, 1.80
— Die Hochzeit der Sobeide. Statt 1.20, —.80
— Die Frau am Fenster. Statt —.60, —.40
— Der Rosenkavalier. Geb. statt 2.10, 1.40
Hölderlin, Der Tod des Empedokles. Statt 1.20, —.40
Holz, A., Sozialaristokraten. Statt 1.20, —.70
Ibsen, Henrik, Sämtliche Werke, herausg. von Georg Brandes, Julius Elias u. Paul Schlenther. Bd. II. III. V. VI. apart. Geb. statt à 3.50, 1.20
Lenz, Jak. Mich. Reinh., Gesammelte Schriften. Bd. II: apart. Die Lustspiele nach dem Plautus. Der neue Menoza. (Müller.) Geb. statt 7.—, 3.50
— Gesammelte Werke. Bd. I. apart. Dramen. (Cassirer.) Geb. in Leder st. 5.25, 2.50
Liliencron, Detlev von, Dramen. Geb. statt 2.10, 1.20
Lyra, Adolf, Es werde Gott. Statt 1.80, —.40
Ranfen, P., Theater. Geb. statt 3.15, 1.50
Presber, Rudolf, Die Dame mit den Lilien. Statt 1.50, —.90
Sudermann, H., Stein unter Steinen. Statt 1.20, —.60
Tolstoj, Alexej Graf, Zar Feodor Joannowitsch. Statt 1.80, 1.20
Wedekind, Frank, Oaha. Statt 1.80, 1.20
— Der Stein der Weisen. Statt — 96, —.70
Wendriner, Richard, Künstler. St. 1.80, —.90
Widmann, Jozef Victor, Moderne Antiken. Statt 2.40, 1.80, geb. statt 3.50, 2.50
Wildenbruch, E. von, Harold. St. 1.20, —.60
— Der Fürst von Ferone. Statt 1.20, —.60
— König Laurin. Statt 1.20, —.60
— Die Lieder des Euripides. Schauspiel. Statt 1.20, —.60
— Der Junge von Hennersdorf. Geb. statt 1.10, —.70

D. Klassiker.

Aristophanes' Werke, übersetzt von Ludw. Seeger. 3 Bde. in Leinen. Geb. st. 2.10, 1.—
Aeschylos' ausgew. Dramen. St. —.70, —.40
Chamisso, Adalb. von, Sämtliche Werke. Geb. statt 2.45, —.80
— Bd. 3 apart: Reise um die Welt. Geb. statt 1.40, —.60
Eichendorff, J. Freiherr von, Werke. 4 Bde. in 2 Bde. geb. statt 2.45, 1.20
— Werke, herausg. von Rich. Dietze. 2 Bde. Geb. statt 2.80, 1.80
Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. (Hesse.) Geb. statt 1.25, —.80
Gellerts Dichtungen, herausg. v. A. Schullerus. Geb. statt 1.40, —.90
Goethes sämtliche Werke in 12 Bden. Stark vergilbt. Geb. statt 14.—, 6.—
— Sämtliche Werke. Jubil.-Ausg. 34. Bd. Schrift. z. Kunst. 2. Teil. Geb. st. 1.40, —.50
— Werke, herausg. von Prof. Dr. K. Heinemann. Bd. 14: Italienische Reise I. Geb. statt 1.40, —.50
Grabbes Werke, herausg. v. Dr. A. Franz u. Dr. P. Zaunert. 3 Bde. Geb. statt 4.20, 2.80
Gutzkow, K., Meisterdramen. Geb. statt 2.10, 1.40
Hauffs Werke, herausg. v. M. Mendheim. 4 Bde. Geb. statt 5.60, 3.—
Hebbels sämtliche Werke, herausg. von Ad. Bartels. Gr. 8°. Geb. statt 2.80, 1.80
— Sämtliche Werke. 1. Bd.: Dramen I. 1841—1847. Geb. statt 2.45, 1.50
Molière's Charakter-Komödien. Aus dem Franz. v. A. Laun. Geb. statt 1.25, —.80
Mörike, Gesammelte Schriften. Volksausgabe. 2 Bde. Geb. statt 3.50, 2.50
Raimund's sämtliche Werke in 3 Teilen. Geb. statt 1.10, —.60
Rückerts Werke, herausg. v. E. Hertzer. 3 Bde. Geb. statt 4.20, 3.—
Schillers Werke. Neue illustrierte Ausgabe, in 2 Bänden. Geb. statt 4.90, 3.—

Simrocks ausgewählte Werke, 12 Teile in 4 Bden. Geb. statt 5.60, 3.20
Tiecks Werke, herausgegeben von G. L. Klee. 3 Bde. Geb. statt 4.20, 2.80
Wieland, Ausgewählte Werke. (Insel-Bg.) 3 Bde. Geb. in Leder statt 10.50, —.7

E. Biographien.

Alexis, Willibald, Erinnerungen. Statt 1.80, — 90
Arndt, Ernst Moritz, Leben, Thaten und Meinungen. Geb. statt 1.75, 1.20
Bode, Wilhelm, Damals in Weimar. 4°. Geb. statt 2.80, 1.80
Brahms, Johannes, 1833—1862, von M. Kalbeck. Bd. 1. Statt 6.—, 2.50
Busch, Wilh., von Hermann, Adolf u. Otto Nöldike. Geb. statt 7.—, 4.50
— von Rich. Schaukal. Geb. st. 1.05, —.70
Dalton, H., Petersburger Federzeichnungen. Statt 1.80, —.90
Dehmel, Richard, von Gustav Kühl. Geb. statt 1.05, —.70
Ebers, G., Die Geschichte meines Lebens. Geb. statt 7. , 1.80
Enea, Silvio, Piccolomini, Briefe. Geb. statt 5.—, 3.—
Erinnerungen eines alten Estländers. Statt 1.35, —.60
Fried, Oskar, Sein Werden und Schaffen, von Paul Bekker. Statt —.60, —.30
Ganghofer, L., Lebenslauf eines Optimisten: Das Buch der Freiheit. Statt 2.70, 1.70
Goethes Briefe an Charlotte v. Stein. 3 Bde. Geb statt 8.40, 5.40
— über Freunde und Feinde. Zwei Kapitel aus „Goethes Lebenskunst" von Wilh. Bode. Statt —.60, — 40
— Aus Goethes Tagebüchern. Ausgew. u. eingeleit. von Hans Gerh. Gräf. Kart. statt 1.40, —.80
— Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 1805—1832. Versuch ein. Darstellung, seine Denkweise u. Weltbetracht. v. Dr. Otto Harnack. Geb. statt 4.20, 3.—
Götz von Berlichingen, Leben, Fehden und Händel. Durch ihn selbst beschrieben. Statt 1.50, — .90, geb. statt 2.45, 1.40
Hartleben, Otto Erich, Briefe an Freunde. Hrsg. u. eingeleit. v. Fr. Heitmueller. Geb. statt 3.50, 2.—
Ibsenbuch, Das, Ibsen in seinen Werken, Briefen, Reden und Aufsätzen. Hrsg. v. Hans Landsberg. Statt 1.20, —.70
Joachim, Joseph, von R. Storch. Statt —.60, —.30
Jordan, Wilh., von Maurice Reinhold v. Stern. Statt 1.20, —.50
Josef II., Briefe eines Kaisers an seine Mutter und Geschwister von Dr. O. Krack. Statt 1.80, 1.20, geb. statt 3.15, 2.—
Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator, von Gustav König 4°. Geb. statt 1.40, —.80
Lutherbriefe. Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Mit zwei bisher unbekannten und unveröffentlichten Bildnissen von M. Luther und Melanchthon. Geb. statt 2.10, 1.50
Mendelssohn-Bartholdy, Felix, von E. Wolff. (Aus: Berühmte Musiker. XVII.) Geb. statt 2.80, 1.80
Wolfgang Amade Mozart, Gedenkrede, von R. Beer-Hofmann. 4°. Statt 1.50, —.40
Ostwald, Wilh., Große Männer. Statt 8.40, 6.—
Wilhelm Raabe, Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters von Wilh. Brandes. Statt 1.20, —.60
Rousseau, J. J., Briefe. In Auswahl, herausgegeben von Fr. M. Kircheisen. Geb. statt 1.75, 1.—
Schiller, von Fr. Lienhard. Kart. statt 1.05, —.70
— Sein Leben und Schaffen. Dem deutschen Volke erzählt von A. Ludwig. Geb. statt 4.20, 3.—
Schleiermacher, Aus Schleiermachers Hause. Jugenderinnerungen seines Stiefsohnes E. von Willich. Geb. statt 2.95, 2.—
Schumann, Rob., von H. Abert. (Berühmte Musiker.) Geb. statt 2.80, 1.80
Schurz, Carl, Lebenserinnerungen. 1. Band, bis zum Jahre 1852. Volksausgabe. Statt 1.50, —.90
Spitteler, Carl, Meine Beziehungen zu Nietzsche. Statt —.60, —.30
Tschechow, Anton, von A. L. Wolynski. Autorisierte Übersetzung von J. Melnik. Statt —.60, —.30
Yelin, In Rußland 1812. Aus dem Tagebuch des württembergischen Offiziers von Yelin. Statt 1.20, —.90
Wagner, Richard, Bayreuther Briefe (1871 bis 1883). Geb. statt 4.20, 2.—
Deutsches Zeitgenossenlexikon, Biographisches Handbuch deutscher Männer und Frauen der Gegenwart. Geb. st. 8.40, 4.80

F. Kunst.

Die Ausstellung München 1908. Eine Denkschrift mit zahlreichen Abbildungen. 4°. Geb. statt 7.—, 3.—
Bauer, C., Ästhetik des Lichts. St. 2.70, 1.40
Benirschke, M., Buchschmuck und Flächenmuster. 4°. In Mappe statt 7.—, 3.—
Bernhardt, Dr., Medaillen und Plaketten. Geb. statt 4.20, 2.80
Beyer, E., Moderne Fassaden-Ornamente 20 Tafeln. 4°. In Mappe statt 7.35, 2.50

Bode, Dr. W., Geschichte der Deutschen Plastik. 4°. Geh. statt 16.80, 6.—
Benvenuto Cellini, Das Leben des. 2. Bde. Geb. statt 8.40, 5.80
Brandi, K., Die Renaissance in Florenz und Rom. Geb. statt 4.20, 3.—
Cézanne, Paul, von Jul. Meier-Graefe. Geb. statt 2.10, 1.40
Cranach, Lukas, von W. Worringer. Geb. statt 3.50, 1.80
Danzig, von H. Lindner. (Berühmte Kunststätten.) Kart. statt 2.10, 1.50
Döring, O., Braunschweig. (Berühmte Kunststätten.) Kart. statt 1.80, 1.—
Dudovich, M., Corso. Album. 4°. Geb. statt 5.25, 3.—
Van Dyck, (Meisterbilder in Farben.) Geb. statt 1.40, —.80
Falke, J. von, Geschichte des Deutschen Kunstgewerbes. 4°. Geb. statt 10.50, 4.50
Fuchs, Gg., Deutsche Form. Geb. st. 5.25, 2.50
Gebel, A., 354 Spruch-Bänder für das Kunstgewerbe aus alter und neuer Zeit. 4°. In Mappe statt 3.15, 1.20
Goldschmidt, Thora, Bildertafel für den Unterricht im Italienischen. 4°. Geb. statt 1.75, 1.—
Graul, Richard, Bilderatlas z. Einführung in d. Kunstgeschichte. 4°. Geb. statt 2.50, 1.50
Grünewald-Mappe, 4°. (Kunstwart-Mappe.) Statt 1.75, —.75
Hals, Franz, von H. Knackfuß. Mit 40 Abbild. (Knackfuß-Monograph.) Geb. statt 1.40, —.80
Hals, Franz, (Meisterbilder in Farben). Statt 1.40, —.60
Harunobu, v. Dr. J. Kurth. Geb. st. 2.80, 1.80
Hausenstein, W., Rokoko. Statt 2.40, 1.80
Heidrich, Ernst, Die Altdeutsche Malerei. Kart. statt 4.20, 2.80
Hellmuth, Leonh., Moderne Pflanzenornamente. Vorlagen f. Freihandzeichnen. 4°. In Mappe statt 7.30, 2.50
Hogarth, William, von Jul. Meier-Gräfe. Geb. statt 3.50, 1.80
The Home Arts Selfs Teacher. Statt 5.20, 2.—
Jahrbuch, der Bilder und Kunstblätterpreise. Bd. I. Statt 7.—, 3.50
Janitschek, Dr. H., Geschichte der Deutschen Malerei. 4°. Geb. statt 23.80, 10.—
Jaennicke, Fr., Handbuch d. Porzellan-, Steingut- und Fayence-Malerei über und unter Glasur. Statt 3.10, 1.50
Israels, Joseph, von Fritz Stahl. Geb. statt 2.10, 1.40
Israels, Josef, von M. Liebermann. Geb. statt 1.40, —.80
Die Kleinmeister, von H. W. Singer. (Künstler-Mon.) Mit 114 Abbild. Geb. statt 2.10, 1.50
Klimsch's Jahrbuch, Bd. II. 1904. Technische Abhandlungen und Berichte über Neuheiten aus dem Gesamtgebiet der Graph. Künste. Geb. statt 4.20, 2.— Bd. IV. 1903. Geb. statt 3.50, 2.60
Konewka, P., Ein Sommernachtstraum. Statt 1.40, —.70
Koeppen, Die moderne Malerei in Deutschland. Mit 136 Abbild. Geb. statt 2.80, 1.40
Kreutzer, Ed., Farben-Ordner. Patent. Farbentafel z. Zusammenstellung harmonisch wirkender Farben. 4° Statt —.70, —.35
Kunst und Leben, Künstl. Abreißkalender. Statt 2.10, 1.—
Lange, K., Das Wesen der künstl. Erziehung. Statt —.60, —.40
Alb, Langen, Verzeichnis des Kunstverlages in München, reich. illustr. Statt —.60 —.20
Leven, Willy, Vom Kulturgefühl. Statt —.48, —.20
Lichtwark, A., Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. Statt —.72, —.45 — Der Deutsche d. Zukunft. Kart. st. 3.50, 1.80
Liebermann, Ernst, Aus deutscher Märchenwelt. 10 Zeichnungen. 4°. Statt 1.40, —.90
Lützow, Dr. C. von, Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes. Geb. statt 13.30, 6.—
Melhop, W., Alt-Hamburgische Bauweise. Kurze geschichtl. Entwicklung d. Baustile in Hamburg. (Die ersten 16 Seiten fehlen.) Statt 9.60, 3.—
Meunier, Constantin, von Walther Gensel. Mit 46 Abbild. Geb. statt 1.40, —.80
Mühlke, Karl, Von Nordischer Volkskunst. Statt 3.—, 1.60
Münchener Jahrbuch, der bildenden Kunst, 1909 I. Halbband. Statt 5.70, 2.—
Muthesius, Hermann, Die Einheit der Architektur. Statt —.90, —.50
Muthesius, H., Landhäuser. Mit 294 Abbildungen u. Plänen ausgeführter Bauten mit Erläuterungen des Architekten. 4°. Geb. statt 10.50, 6.50
Pastor, W., Jahrbuch der bildenden Kunst 1909/10. VIII. Jahrg. Geb. statt 4.20, 2.—
Die Quelle, herausg. von Martin Gerlach: Allerlei Gedanken in Vignettenform von E. O. Czeschka. 4°. In Mappe statt 11.70, 4.—
Reichhold, Karl, Meisterzeichnungen deutscher Künstler. Geb. statt 3.50, 2.40
Rein, Berth., Der Brunnen im Volksleben, illustr. Geb. statt 2.80, 1.80
Italienische Renaissance-Gewänder umgestaltet für die neue Frauentracht. 2 Hefte. In Mappe statt 2.10, 1.40
Schilling, J., Künstlerische Sehstudien. Kart. statt 1.80, 1.—
Schmüser, Eg., Gothische Ornamente. Aufnahmen und Entwürfe. 36 Tafeln. 4°. Statt 14.—, 4.50
Schultz, Dr. A., Allg. Kunstgeschichte der Renaissance. 2 Bde. Mit 732 Abbild. in Text. Statt 23.—, 7.—

Schwind, M. v., Aschenbrödel. Romantisches Märchen. [Kunstwart-Mappe.] Fol. statt 1.40, —.60

— Die schöne Melusine. Kunstwart-Mappe. Statt 1.40, —.70

— Das Märchen von den sieben Raben. 4°. Statt 1.05, —.70

Soest, von H. Schmitz. (Ver. Kunststätten.) Geb. statt 2.10, 1.—

Steinhausen, Wilhelm, Die Bergpredigt. Kunstwart-Mappe. Statt 1.05, —.70

Storck, Dr. K., Der Tanz. Mit 150 Abbild. Geb. statt 2.10, 1.40

Straßburg, von F. Leitschuh. (Berühmte Kunststätten.) Statt 2.80, 1.20

Stumpf, Wilh., Waldgeister. 10 Zeichnungen. 4°. In Mappe statt 1.40, —.80

Thoma, Hans, und seine Kunst fürs Volk von Dr. M. Spanier. Geb. statt 1.40, —.70

Trier, von Otto von Schleinitz. (Ber. Kunststätten.) Geb. statt 2.80, 1.40

Philipp Veit, von M. Spahn. Mit 92 Abbild. Geb. statt 2.10, 1.40

Weibliche Grazie, 20 Malerische Aktstudien. Antiq. 1.20

Welti-Mappe. 4°. Statt 4.20, 3.—

Wickenhagen, E., Leitfaden f. d. Unterricht in d. Kunstgeschichte. Geb. statt 2.60, 1.80

Wölfflin, H., Die Klassische Kunst. Geb. statt 7.—, 3.50

Würtenberger Ernst, Alemannische Bildnisse. 10 Zeichnungen. 4°. In Mappe statt 2.10, 1.—

G. Literatur und Sprachen.

Blütenkranz des heiligen Franciscus von Assisi. Statt 5.60, 3.80

Bartels, Ad., Geschichte der deutschen Literatur. 2 Bde. Statt 6.—, 4.—

Bandelaire, Ch., von A. Holitscher. In Perg. geb. statt 2.10, 1.20

Bennewitz, Dr. A., Englisch-deutsche Konversationsschule für den Kaufmann I: 50 leichtere Gespräche. Statt 1.20, —.50

Benz, Richard, Alte deutsche Legenden. 4°. Statt 2.70, 1.70, geb. statt 3.85, 2.50

Blei, Fünf Silhouetten in einem Rahmen. In Perg. geb. statt 2.10, 1.—

Brahms, Joh., Des jungen Kreislers Schatzkästlein. Aussprüche von Dichtern, Philosophen und Künstlern. Statt 2.45, 1.50

Brausewetter, Ernst, Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter. Statt 3.—, 1.20

Edda, Die, die ältere und jüngere, nebst mythischen Erzählungen der Skalda übersetzt v. K. Simrock. (Gebraucht.) Geb. statt 5.40, 2.—

Engel, Ed., Das jüngste Deutschland. Statt —.72, —.45

Erbe, K., Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Geb. statt 1.12 —.70,

Fontane, Theodor, von Ettlinger. Geb. statt 2.10, 1.20

Foerster, Prof. Wilh., Lebensfragen und Lebensbilder. Sozialethische Betrachtungen. Statt 1.20, —.25

Gansberg, Fritz, Demokratische Pädagogik. Geb. statt 2.65, 1.60

Gesundbrunnen 1904. Geb. statt —.70, —.30

Glanz, Dr. G., Französische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium. Statt 4.50, 1.20

Gorki, Maxim, von H. Ostwald. In Perg. geb. statt 2.10, 1.20

Goethe-Gallerie von W. von Kaulbach. Geb. statt 14.—, 8.—

Goethe-Kalender für 1913, mit farbigen Illustrationen. 4°. Statt 3.30, 1.50

Goethe-Kalender auf das Jahr 1914. Mit 15 Tafeln. Herausgegeben von C. Schüddekopf. Geb. statt 3.50, 2.—

Goethes Sprüche in Prosa. Maximen und Reflexionen. Hrsg. v. Herm. Krüger-Westend. Kart. statt 1.40, —.90

— Sprüche in Reimen. Zahme Xenien und Invektiven. Hrsg. v. Max Hecker. Kart. statt 1.40, —.90

— Der Volks-Goethe. Von Herm. Krüger-Westend. Statt —.60, —.40

Goethezeit, Die, in Silhouetten. Von Dr. H. T. Kroeber. 4°. Statt 7.—, 4.20

Harnack, Otto, Der deutsche Klassizismus im Zeitalter Goethes. Statt 1.20, —.70

Hartwich, Otto, Kulturwerte aus der modernen Literatur. Geb. statt 4.20, 2.50

Hauser, Otto, Das Drama des Auslands seit 1800. Statt 1.20, —.70

Gerhardt Hauptmann, von G. Hecht. Statt 1.10, —.70

Hofmannsthal, Hugo von, Grete Wiesenthal in „Amor und Psyche" und „Das fremde Mädchen". Statt —.60, —.30

Houben, Dr. H. H., Jungdeutscher Sturm und Drang. Geb. statt 8.40, 5.80

Insel-Almanach 1909, 1913, 1914. Statt —.30, —.15

Jacoby, G., Herder als Faust. Statt 5.40, 3.20

Kaltschmidt, Dr. J., Deutsches Wörterbuch. Geb. statt 5.25, 2.80

Keller, Gottfried, von G. Stößl. Geb. statt 1.40, —.80

Kerner, Th., Das Kernerhaus und seine Gäste. Statt 2.40, 1.—

Kienzl, Hermann, Die Bühne, ein Echo der Zeit. (1905—1907.) Statt 3.90, 2.—

Langenscheidts Sach-Wörterbücher: Land und Leute in Italien. Geb. statt 2.10, 1.50

— Land und Leute in Spanien. Geb. statt 2.10, 1.20

Lenau, Ein Kampf ums Licht. Briefe, Aufzeichnungen und Gedichte. Kart. statt 1.08, —.80, geb. statt 2.10, 1.50

Lublinski, Samuel, Holz und Schlaf. Ein zweifelhaftes Kapitel Literaturgeschichte. Statt —.60, —.30

Luther, Dr. A., Jesus und Judas in der Dichtung. Statt —.60, —.30

Maerkel, Prof. Dr. P., Der Kulturwert des Russischen. —.40

Martersteig, Max, Die ethische Aufgabe der Schaubühne. Statt —.60, —.30

Mensch, Dr. E., Konversations-Lexikon der Theater-Literatur. Geb. statt 2.80, —.60

Moritz, K., Neue Theaterkultur. Statt —.48, —.20

Petrow, G. S., Rußlands Dichter und Schriftsteller. Geb. statt 1.80, 1.20

Pochhammer, Paul, Ein Dantekranz aus hundert Blättern. 4°. Der Berg der Läuterung. Statt 2.40, 1.60

Ruskin, John, Die Kunst zu lesen. Arbeit. Statt —.60, —.40

Widmungen zur Feier des siebzigsten Geburtstages **Ferdinand von Saar's.** Geb. statt 3.50, 2.—

Sanders, Dr. Daniel, Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. 1876. 3 Bde. (gebraucht). Kart. statt 43.—, 12.—

Sauer, Franz, Orthographie-Willkür und Orthographie-Reform. Statt 2.40, —.40

Schiller, Spruchblüten aus den Werken des Meisters im 150. Geburtsjahre. Geb. statt —.70, —.50

— im Urteil des zwanzigsten Jahrhunderts. Von E. Wolff. Statt 2.80, 1.20

Schiller-Gallerie. Von Wilh. von Kaulbach. 4°. Mit 22 Abb. Geb. statt 14.—, 6.—

Schiller-Reden 1849–1893. Von J. G. Fischer. Statt —.90, —.50

Schirlitz, Prof. Dr. S., Griechisch-Deutsches Wörterbuch zum neuen Testamente. Geb. statt 5.25, 3.—

Schlaf, Johannes, von A. Holz. Statt 1.20, —.60

Schmitz, B., Französische Synonymik. Geb. statt 3.70, 2.70

Schrader, Dr. H., Bilderschmuck der deutschen Sprache. Geb. statt 4.90, 3.80

Shakespeare-Gallerie. Mit Text von M. Ehrlich. Mit 15 Abb. von A. Menzel u. C. u. F. Piloty. 1901. 4°. Geb. statt 10.50, 6.—

Stern, M. R. von, Typen und Gestalten. Statt 4.80, 2.—

Tolstoi, Leo, Brief an einen Chinesen. Statt —.72, —.40

Unus, Walther, Schülertagebuch. Statt 1.20, —.60

Urban, Dr. E., Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur. Statt 1.20, —.90, geb. statt 1.70, 1.30

Villatte, Prof. Dr., Parisismen. Geb. statt 3.90, 2.—

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen Literatur. Geb statt 4.60, 3.—

Von Rosen ein Krentzelein. Deutsche Volkslieder. Statt 1.08, —.80, geb. st. 2.10, 1.40

Weber, F. A., Handwörterbuch der deutschen Sprache. Geb. statt 4.20, 2.80

Witkowski, G., Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830. Statt 1.20, —.80, geb. statt 1.80, 1.20

Wolf, Dr. H., Literaturdenkmäler des klassischen Altertums. Geb. statt 3.50, 2.—

Xenien-Almanach auf das Jahr 1914. Statt —.30, —.15

H. Religiöses und Philosophisches.

Baentsch, Prof. Dr., H. St. Chamberlains Vorstellungen über die Religion der Semiten spez. der Israeliten. St. —.60, —.40

Balfour, A. J., Unsere heutige Weltanschauung. Statt —.60, —.30

Bertholet, Alfr., Der Buddhismus u. seine Bedeutung für unser Geistesleben. Statt —.60, —.40

Beth, K., Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion. Geb. statt 4.20, 2.80

Beuningen, P. W. U., Das Kommen des Messias, des Königs und seines 1000-jährigen Reiches auf Erden. Statt 1.65, 1.—

Delitzsch, Franz, Ein Tag in Kapernaum. Geb. statt 2.10, 1.—

Döll, Dr. H., Goethe und Schopenhauer. Ein Beitrag zur Geschichte der Schopenhauerschen Philosophie. Statt —.90, —.50

Drummond, H., Das Programm des Christentums. Statt —.60, —.30

— Pax vobiscum. Deutsche autorisierte Ausgabe. Statt —.60, —.30

Eucken, Rudolf, Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart. Statt —.90, —.50

— Einführung in eine Philosophie des Geisteslebens. Geb. statt 3.20, 2.20

— Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Statt 3.80, 2.80

Funcke, D. Otto, Die Fußspuren des leb. Gottes. Geb. statt 3.15, 1.80

Gerok, G., Himmelan! Ein Jahrgang Evangelienpredigten. Geb. statt 3.50, 2.80

Gleichen-Rußwurm, A. von, Schillers Weltanschauung und unsere Zeit. Kart. statt 1.05, —.70

Grube, Wilh., Religion und Kultur der Chinesen. Statt 1.80, 1.20

Güll, Fr., Leitstern auf der Lebensfahrt. Geb. statt 3.15, 1.20

Hahn, Mag. T., Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Mit besonderer Berücksichtigung der lutherischen Kirche Rußlands. T. I.: Evangelisation. Statt 1.50, 1.—

Hunnius, C., Natur u. Charakter Jahve's. Statt 1.20, —.80

Hutten's Briefe an Luther. Zeitgemäße Traktate aus der Reformationszeit. Heft 3. Statt —.72, —.50

Hilty, Prof. Dr., Neue Briefe. Geb. statt 2.80, 2.10

Hyslop, Dr., Probleme der Seelenforschung. Geb. statt 4.20, 2.50

Kapff, Dr., Kommunion-Buch. Geb. statt 3.50, 1.80

Kappstein, Th., Rudolf Eucken, der Erneurer d. deut. Idealismus. Statt —.90, —.60

Keller, Helen, Meine Welt. Kart. statt —.70, —.40

Key, Ellen, Menschen. Zwei Charakterstudien. Geb. statt 3.50, 1.50

Kolde, E. Ad., Gebetswort. Geb. statt —.84, —.50

König, R., Rhythmus, Religion, Persönlichkeit. Geb. statt 2.80, 1.80

Kurtz, Dr. Joh. H., Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende. 1860. (Gebr.) Geb. 1.—

Von den Lilien auf dem Felde. Statt —.60, —.30

Luther. Die reformatorischen Hauptschriften. (Bibl. theol. Klassiker. Bd. II.) Geb. statt 1.40, —.90

Maeterlinck, M., Der doppelte Garten. Statt 2.70, 1.80

Meyer, J., Asanka, Sudschata, Tangara u. andere Dichtungen. Statt 2.40, —.80

Nietzsche, Fr., Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. Statt 2.10, 1.40

— Unzeitgemäße Betrachtungen. I. Band. Statt 1.80, 1.20

Ostwald, Wilh., Die Philosophie der Werte. Geb. statt 5.60, 3.50

Pfennigsdorf, Osk., Praktisches Christentum im Rahmen d. kl. Katechismus Luthers. Bd. I.: Die heiligen zehn Gebote. Statt 1.80, 1.20

Platon, Euthyphron (Laches, Hippias). Übersetzt von K. Preisendanz. Statt 1.50, —.90

— Gorgias, Menon. Übersetzt von K. Preisendanz. Statt 2.70, 1.30

— Jon (Lysis) Charmides. Übersetzt von R. Kaßner. Statt 1.50, —.90

— Phaidon. Übersetzt von R. Kaßner. Statt 1.20, —.80

— Phaidros. Übersetzt von R. Kaßner. Statt 1.20, —.80

— Protagoras, Theaitetos. Ins Deutsche übertragen von Karl Preisendanz. Statt 3.—, 1.80

Psalmen des Westens. Aus dem Englischen frei übertragen. Statt 1.20, .70

Rinck, J., Die christliche Liebestätigkeit im Ordenslande Preußen bis 1525. Statt 1.80, 1.40

Scheffler, Karl. Idealisten. Geb. st. 3.50, 2.20

Schian, Martin. Unser Christenglaube. Geb. statt 1.40, —.80

Schmid, Ch., Sonn- und Feiertagsklänge. Geb. statt 1.40, —.80

Schmidt, Rich., Das Pancatantram. Eine altind. Märchensammlung. Statt 7.20, 3.20

Die Schrift von der Welt. Statt 1.80, 1.—

Schultze, Dr. Fr., Vergleichende Seelenkunde. I. Bd. Statt 1.20, —.70

Siedel, Dr. E., Der Weg zur ewigen Jugend. Geb. statt 2.45, 1.20

Spinozas Ethik in verkürzter Übersetzung. Geb. statt 1.75, 1.30

Stöcker, Ad., Christlich-Soziale Reden und Aufsätze. Geb. statt —.84, —.55

Strauß, David. Das Leben Jesu. Für das deutsche Volk bearb. 2 Bde. St. 1.45, —.80

Strümpfel, P. E., Was jedermann heute von der Mission wissen muß. Statt —.60, —.40, geb. statt 1.05, —.80

Torrey, Dr. R. A., Wie bringen wir Menschenseelen zu Christo? Statt —.70, —.40

Weitbrecht, G., Maria und Martha. Geb. statt 3.90, 2.—

— Volksausgabe Geb. statt 1.40, —.90

— Heilig ist die Jugendzeit. Ein Buch für Jünglinge. Kart. statt —.84, —.50

Wendel, G., Über das Genie. Eine psychologische Studie. Statt 1.20, —.70

Wernicke, Dr. A., Die Begründung des deut. Idealismus durch Immanuel Kant. Statt 1.20, —.70

Wille, Dr. Br., Das lebendige All. Idealistische Weltanschauung auf naturwissenschaftl. Grundl. i. Sinne Fechners. St. —.60, —.30

Die Weisheit auf der Gasse. Deutsche Sprichwörter religiösen und sittl. Inhaltes. Geb. statt 1.40, —.80

Xenophon, Erinnerungen an Sokrates. Geb. statt 3.30, 2.—

I. Geschichte u. Geographie.

Adolf, Friedrich, Herzog zu Mecklenburg, Vom Kongo zum Niger und Nil. Geb. statt 14.—, 9.—

Alberti-Sittenfeld, Conrad, Die Eroberung der Erde. Geb. statt 2.10, 1.40

Alsen, Ola, Die Mode der galanten Zeit. Geb. in Led. statt 5.25, 2.80

Am Webstuhl der Zeit. Ein Jahrbuch. Herausg. von J. E. Freiherr von Grotthuß. 1. Jahrg. Geb. statt 5.25, 2.—

Amundsen, Roald, Die Nordwest-Passage. Geb. statt 7.—, 4.—

Aus Baltiſcher Geiſtesarbeit. Reden und Aufſätze. Bd. II apart. Geb. ſt. 2.40, 1.50

Baltiſcher hiſtoriſch-geographiſcher Kalender 1910. Statt 1.50, 1.10

— **1911.** Statt 1.50, —.90

— **1914.** Statt 1.50, 1.20

Baumgarten, F., Poland, F., Wagner R., Die Helleniſtiſch-Römiſche Kultur. Geb. ſtatt 8.40, 6.50

Bland und Backhouſe, China unter der Kaiſerin-Witwe. Geb. ſtatt 7.—, 4.—

Bloem, Walter, An heimiſchen Ufern. 4°. Reich illuſtr. ſt. 1.05, —.80, geb. ſt. 1.95, 1.40

Bourgogne, François, 1812—13. Kriegserlebniſſe. Mit 16 Vollbildern. St. 3.60, 2.—

— Volksausgabe. Kart. ſtatt 1.40, —.90

Bulmerincq, Auguſt von, Zwei Kämmerei-Regiſter der Stadt Riga. Ein Beitrag zur deutſchen Wirtſchaftsgeſchichte. Statt 3.85, 1.60

Carlyle, Thomas, Die franzöſiſche Revolution. 3 Bde., illuſtr. 4°. Geb. ſt. 18.—, 8.—

Cromer, Lord, Das heutige Ägypten. 2 Bde. Statt 8.40, 5.50

Curzon, George, The Pamirs and the source of the Oxus. Geb. ſtatt 2.50, 1.20

Davitt, Michael, The Boer Fight for Freedom. Geb. ſtatt 4.20, 1.80

Delitzſch, Friedrich, Im Lande des einſtigen Paradieſes. Statt 1.20, —.60

Eckardt, Julius, Hamilkar von Fölkerſahm. Livländiſches Stilleben. Statt —.40, —.25

Enea, Silvio Piccolomini. Briefe. Statt 3.60, 2.20

Geiſtbeck, Bilder-Atlas zur Geographie von Europa. Geb. ſtatt 1.60, —.90

— Bilder-Atlas zur Geographie der außereurop. Erdteile. Geb. ſtatt 2.—, 1.20

Gernet, A. von, Die Univerſität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfaſſung. Statt 1.—, —.70

Glaſenapp, Gregor von, Hermann von Samſon. Gregor von Helmerſen. Statt —.50, —.30

Gleiner, Dr. A., Sibirien, das Amerika der Zukunft. Statt —.60, —.40

Hearn, Lafcadio, Izumo. Blicke in das unbekannte Japan. Statt 3.—, 2.—

Hedin, Sven, Durch Aſiens Wüſten. Geb. ſtatt 7.—, 4.20

Henne am Rhyn, Dr. Otto, Kulturgeſchichte des deutſchen Volkes. 4°. 2 Bde. Geb. ſtatt 12.60, 9.—

Hettner, A., Das Europäiſche Rußland. Statt 2.40, 1.60

Klado, N. L., Die ruſſiſche Seemacht (Nach der Ausfahrt des 2. Geſchwaders des Stillen Ozeans). Statt 1.80, —.60

Klibanſki, Rechtsanwalt, Handbuch des geſamten ruſſiſchen Zivilrechts. I. Bd. (Buch I u. II). Geb. ſtatt 11.—, 7.20

Lamprecht, K., Moderne Geſchichtswiſſenſchaft. Statt 1.20, —.90

Leroy-Beaulieu, Pierre, Die chineſiſche Frage. Statt 2.41, 1,60

Die **Mandſchurei,** nach d. v. Ruſſ. Großen Generalſtabe herausg. „Material z. Geographie Aſiens". Überſetzt von R. Ullrich. Statt —.60, —.30

Meier, Ernſt von, Der Miniſter von Stein, die franzöſiſche Revolution und der preußiſche Adel. Statt —.90, —.50

Meißner, Dr. E., Was muß man von der Kulturgeſchichte wiſſen? Statt 1.20, —.40

Melnik, Joſef, Ruſſen über Rußland. Ein Sammelwerk. Geb. ſtatt 10.—, 7.—

Meyers Deutſcher Städteatlas. Mit 50 Stadtplänen u. 34 Umgebungskarten. Herausg. v. P. Krauß u. Dr. E. Uetrecht. Geb. ſtatt 5.60, 4.50

Die Moden des XIX. Jahrhunderts. Geſammelt von J. Geßler. 100 farb. Tafeln. Fol. In Mappe ſtatt 36.—, 5.—

Nordenſkjöld, O., Indianerleben. Statt 4.20, 2.80

Okakura, Die Japaniſche Volksſeele. Statt 1.20, —.40

Paſtor, Willy, Der Zug vom Norden. Statt 1.50, —.90

Pogio, M., Korea. Statt 2.40, 1.20

Püſchel, Dr. A., Das Anwachſen der deutſchen Städte in der Zeit der mittelalterlichen Kolonialbewegung. Statt 4.50, 2.—

Ritters Geograph.-Statiſt. Lexikon. Bd. I. Apart A.—K. Geb. ſtatt 17.50, 3.—

Schultze, Dr. Ernſt, Kulturgeſchichtliche Streifzüge. I. Bd.: Aus dem Werden und Wachſen der vereinigten Staaten. Statt 1.20, —.60

Seraphim, Dr. E., Aus der Arbeit eines baltiſchen Journaliſten. Statt 3.—, 1.80

Shackleton, E. H., 21 Meilen vom Südpol. 2 Bde. Geb. ſtatt 14.—, 9.—

Sievers, Joh., Bilder aus Indien. Geb. ſtatt 5.25, 3.50

Sievers, Prof. Dr. W., Aſien. Eine allgemeine Landeskunde. Geb. ſtatt 11.90, 5.—

Wallace, Sir Donald Mackenzie, Rußland. 2 Bde. Geb. ſtatt 11.20, 7.—

Wegener, G., Deutſche Oſtſeeküſte (Land und Leute). Geb. ſtatt 2.80, 1.80

Werner, R., Auf fernen Meeren und Daheim. Geb. ſtatt 4.90, 2.50

Wet, General Chr. R. de, Der Kampf zwiſchen Bur und Brite (Der dreijährige Krieg). Geb. ſtatt 8.50, 2.50

Wirth, Dr. A., Geſchichte Aſiens und Oſteuropas. Statt 7.20, 4.—

Wolynski, A. L., Der moderne Idealismus und Rußland. Statt 2.10, 1.50

York und Paulucci, Aktenſtücke und Beiträge z. Geſchichte der Convention von Tauroggen. Herausg. v. Jul. Eckardt. St. 1.20, —.70

Zacher, Alb., Römiſches Volksleben der Gegenwart. Geb. ſtatt 2.80, 1.40

Zſchokke, Reiſebilder aus dem ſkandinaviſchen Norden. 1.—

K. Volkswirtschaftliches und Sonstiges.

Balzac, Honorè de, Die Kunst seine Schulden zu bezahlen. Geb. statt 3.50, 2.—
Bartels, Rudolf, Lehrbuch der Demagogik. Statt 1.20, —.70
Conrad, Prof. Dr. J., Leitfaden zum Studium der Nationalökonomie. 4. Aufl. Statt 1.20, —.80
Coolidge, Dr. Archibald Carg, Die Vereinigten Staaten als Weltmacht. Geb. statt 5.60, 3.50
Dittmer, Kapitän z. S., Katechismus der deutschen Kriegsmarine. 1899. Geb. statt 2.80, —.60
Domitrovich, Arnim von, Mahnrufe an die führenden Kreise der deutschen Nation: Regeneration des physischen Bestandes der Nation. Statt —.90, —.60
Ehrenberg, Dr. R., Der Handel. Statt —.90, —.60
Hellwig, Prof. Dr. K., Ausspruch u. Klagerecht. Beiträge zum bürgerlichen und zum Prozeßrecht. Statt 7.80, 5.—
Jahrbuch der Fürsorge, 1. Jahrg. 1906, herausg. v. d. Zentrale f. private Fürsorge, Frankfurt a. M. Statt 1.20, —.60
Der deutsche Kaufmann, herausgeg. auf Veranlassung des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. Geb. statt 5.60, 3.—
Kellen, T., Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda. Geb. statt 1.90, 1.40
Krankheit und Soziale Lage, herausg. v. Dr. Mosse und Dr. G. Tugendreich. Liefr. I Statt 3.60, 2.—
Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausg. von Dr. J. Conrad u. anderen. 2. Auflage in 7 Bdn. und 2 Supplement-Bänden. Geb. statt 116.—, 30.—
Roller's, H., Weltkurzschrift. Geb. statt 1.90, —.80
Vom Judentum, Ein Sammelbuch, herausg. v. Verein Jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag. Statt 2.10, 1.50
Lamprecht, Karl, Amerikana. Geb. statt 2.50, 1.60
Laß, Wilh., Die sozialreformatorische Gesetzgebung und die Handlungsgehilfenfrage. Statt 2.40, 1.20
Maier-Rotschild, Handbuch der gesamten Handelswissenschaften für ältere u. jüngere Kaufleute. Bd. I. Geb. statt 8.40, 5.20
Menger, Anton, Volkspolitik. St. —.60, —.30
Müller, Friedrich, Schreibmaschinen- und Schriften-Vervielfältigung. Geb. st. 2.80, 1.—
Naumann, Fr., Göttinger Arbeiterbibliothek. 2 Bde. Statt 1.20, —.80
25 Jahre unter Obdachlosen, Festschrift z. 25-jährigen Bestehen des Vereins Dienst an Arbeitslosen zu Berlin. Statt —.90, —.50
Schmelzer, F., Tarifgemeinschaften, ihre wirtschaftliche, sozialpolitische u. juristische Bedeutung mit besonderer Berücksichtigung d. Arbeitgeberstandpunktes. St. 1.80, —.90
Schröder, Conrad, Die Rechenapparate der Gegenwart. Statt 1.20, —.70
Statistisches Jahrbuch, für das Deutsche Reich, herausg. v. Kaiserl. Stat. Amt 1908. Statt 1.20, —.80
— 1910. Statt 1.20, —.90
Stern, Rob., Buchhaltungs-Lexikon. Geb. statt 9.10, 4.50
Die nationale Steuerleistung, und der Landeshaushalt im Königreiche Böhmen. Statt —.72, —.30
Swoboda, Otto, Die kaufmännische Arbitrage. Eine Sammlung v. Notizen und Usancen sämtl. Börsenplätze der Welt. Geb. statt 8.40, 3.50
Thissen, Dr. Otto, Soziale Tätigkeit der Gemeinden. Statt —.90, —.60
Wagner, Dr. A., Theoretische Sozialökonomik oder Allg. u. theoretische Volkswirtschaftslehre. II. Abteilung: Bd. 1. Kommunikations- und Transportwesen. Bd. 2. Geld u. Geldwesen. Geb. statt 9.80, 6.50
Wallas, Graham, Politik und menschliche Natur. Statt 1.80, 1.20

L. Naturwissenschaft, Gesundheitspflege, Sport.

Baumgart, Prof. A., Die Quelle der Gesundheit. Statt —.60, —.30
Behring, Prof. E. v., Tuberkulosebekämpfung. Statt —.60, —.30
Bölsche, Wilh., Der Hirsch und seine Geschichte. (Tierbuch Bd. III.) Statt —.90, —.50
Böse, Dr. E., Die Erdbeben. Geb. statt 1.40, —.90
Burgaß, E., Winterliche Leibesübungen in freier Luft. Geb. statt —.70, —.40
Comminges, Reitwinke für beschäftigte Leute. Kart. statt 2.10, 1.40
Conwentz, H., Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Geb. statt 1.40, —.90
Darmstädter, L., 4000 Jahre Pionier-Arbeit in den Exakten Wissenschaften. Eine Chronologie. Statt 2.40, 1.60, geb. statt 3.50, 2.20
Diete, Kurt, Wanderheil! St. —.60, —.30
Drescher, Dr. Ad., Der Aufbau des Atoms und das Leben. Statt 1.20, —.70
Driesch, Hans, Naturbegriffe und Natururteile. Statt 2.40, 1.20
Engel, Dr. H., Die Nierenleiden, ihre Ursachen und Bekämpfung. St. —.84, —.60
Floericke, Dr. C., Wanderungen und Streifzüge. Die Säugetiere Deutschlands. Geb. statt 1.40, —.80

Die deutsche Frauenkleidung, herausg. von Doris Kiesewetter und Hermine Steffany. 4°. In Mappe. Statt 1.05, —.70

Guenther, Dr. K., Der Naturschutz. Statt 1.80, 1.20

Hancock, H. J. u. Higashi, K., Das Kano Jiu-Jitsu. Mit mehr als 500 Abbild. Geb. statt 11.20, 4.20

Hentzschel, Paul, Deutsches Turnen im Hause. Geb. statt 1.75, 1.25

Hesse-Wartegg, E., Die Wunder der Welt. 4°. Geb. statt 9.80, 7.—

Hessen, Rob., Der Sport. Kart. statt 1.05, —.70

Deutsche **Hiebfechtschule** f. Korb und Glockenrapier. Geb. statt 1.05, —.70

Holitscher, Dr. med., Taschenatlas zur Alkoholfrage. Statt —.60, —.40

Krische, Paul, Von der Reinheit des Mannes. Statt 1.20, —.80

Kuckuck, Martin, Die Lösung des Problems der Urzeugung. Statt 1.80, —.90

Meisel-Heß, Grete, Die sexuelle Krise. Geb. statt 4.50, 2.—

Meißner, Frida, Studentenkochbuch. Statt —.36, —.20

Michels, Rob., Die Grenzen der Geschlechtsmoral. Statt 2.10, 1.40

Möller, Karl, Zehnminuten-Turnen (Atmung und Haltung. Statt —.98, —.70

Morgenstern, Lina, Ernährungslehre, Grundlage der Gesundheitspflege. Geb. statt 2.10, 1.40

Mühl, Karl, Larven und Käfer. Statt —.84, .60, geb. statt 1.25, —.80

Oetker, Dr. K., Die Seelenwunden des Kulturmenschen. Statt 1.80, 1.20

Pott, E., Unsere Ernährungs-Chemie. Statt 1.44, 1.—

Prellwitz, Gertrud, Vom Wunder des Lebens. Kart. statt —.60, —.30

Natürliche Reitkunst, nach den Papieren eines passionierten Reitlehrers. Statt 2.10, 1.50

Rubow, C., Die Lachmöwe (Alstermöwe). Geb. statt 1.05, —.60

Scheibert, J. W. u. Fr., Der Rudersport. Statt 2.40, 1.20

Schroen, Dr. O. v., Der neue Microbe der Lungenphthise und der Unterschied zwischen Tuberkulose und Schwindsucht. Statt 1.20, —.60

Das sexuelle Problem. 4 Vorträge von E. Key, Dr. Helene Stöcker, Dr. W. Hellpach, Dr. Iwan Bloch. Geb. statt 2.10, 1.40

Stille, Dr., Eßbuch für Kopfarbeiter. Statt 1.08, —.75

Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt . . .! Ein Preisausschreiben der Gartenlaube. Statt —.60, —.40

Wassersport-Almanach für 1908. Geb. statt 1.40, —.30

Wegener, H., Geschlechtsleben und Gesellschaft. Statt 1.20, —.80

Weiß, Dr. K., Wir Väter und Mütter und des kommenden Geschlechts Gesundheit und Kraft. Statt —.84, —.60

M. Jugendschriften.

Märchen und Erzählungen für das Alter bis zu 10—12 Jahren.

Averdieck, E., Waldhüters Lisel. Geb statt 1.75, 1.20

Bechstein, Ludwig, Märchenbuch. Prachtausgabe. Geb. statt 4.20, 2.40

Biller, Emma, Im Puppenparadies. Geb. statt 2.10, 1.40

— Eine kleine Musterwirtschaft. Geb. statt 2.10, 1.40

Binder, Hel., Guck! — Guck! Geb. statt 2.80, 1.40

— Halbband. Geb. statt 1.55, —.80

— Plauderstündchen. Statt 2.45, —.90

Blüthgen, Victor, Lebensfrühling. 4 Erzählungen. Geb. statt 1.40, —.80

— Das Geheimnis des Dicken Daniel. Geb. statt 1.40, —.80

— Der Weg zum Glück. Geb. st. 1.40, —.80

— Hesperiden. Märchen für jung u. alt. Vollst. Ausg. Geb. statt 3.50, 2.—

Brandstetter, H., Das rechte thu' in allen Dingen! Geb. statt 2.10, 1.40

Bubenstreiche und Schelmereien. Mit zahlreichen Bildern von L. Meggendorfer. Geb. statt 1.05, —.50

Buchner, Eberhard, Der Riese Mum, ein Kinderbuch. Illustr. von Heinr. Kley. Geb. statt 2.10, 1.40

Cierjack, Cäsar, Kämpfe und Spiele. Geb. statt 2.10, 1.—

Dombrowski, Ernst Ritter von, Aus der Waldheimat. Deutsche Wald- u. Jägermärchen für jung u. alt. Geb. statt 2.80, 1.80

Drendel, A., Was ich meinem Jungen erzählte. Geb. statt 1.75, —.80

Feller, Marie von, Glückliche Kinderzeit. Statt 2.10, —.60

Ferdinands, Carl, Aus der gold. Schmiede. Erzählungen. Geb. statt 2.10, 1.—

— Graf Allotria. Eine lustige Auto Geschichte in Versen. Geb. statt 1.50, —.90

Fredrich, Lili, Freud' u. Leid der Jugendzeit. Geb. statt —.84, —.45

Fries, N., Erzählungen von Kindern für Kinder. Geb. statt 1.50, —.90

Ganghofer, Ludwig, Das Märchen vom Karfunkelstein. Geb. statt 2.65, 1.50

Giese, M., Unser Dorchen. Geb. statt 2.10, 1.80

— Für die Mädchenwelt. Geb. st. 2.10, 1.50

Goebel, Meta und **Ferd.**, Im Märchenlande der Kinder. Geb. statt 1.75, 1.—

Lepel-Gugitz, Hedwig von, Firlefinzchen und andere Märchen. Geb. statt 2.45, 1.50

Halden, Elisabeth, Feriengeschichten. Geb. statt 2.80, 1.60
Haertl, Paul, Bitterböse Bubenstreiche aus dem Institutsbereiche. Geb. st. 2.80, 1.20
Hatschi-Bratschi's Luftballon. Geb. statt 1.75, —.50
Hohnecks Märchenbilderbuch. Geb. statt 1.75, —.90
Hörstel, Wilh., Aus dem sonnigen Süden. Italienische Märchen. Geb. statt 2.10, 1.—
Jungbrunnen, — Märchenbuch. Geb. statt 5.25, 2.60
Jugendfreund. Eine Gabe für Knaben und Mädchen. Geb. statt 1.40, —.50
Kinderlust. Festwünsche und Singspiele. Geb. statt 1.05, —.60
Michael, C., Orientalische Märchenwelt. Geb. statt 2.45, 150
Müller, E., Märchenscherz. Geb. st. 1.05, —.60
Märchen- u. Sagenschatz. Geb. st. 2.45, —.60
Nordau, Max, Märchen. Geb. st. 3.15, 2.—
Pichler, M., Allerlei Geschichten. Geb. statt 1.25. —.80
Pierson, Margarete, Was Susi und Hans erlebten. Geb. statt 2.10, 1.40
Ruskin, John, Der goldene Zauberfluß oder die schwarzen Brüder. Geb. st. —.70, —.40
Santer, C., Kindergeschichten. Geb. statt 2.10, 1.—
Schanz, Frida, Bunter Strauß. Geb. statt 2.80, 1.20
— Unter der Tanne. Geb. statt 2.80, 1.60
Scherz und Ernst in Wort und Bild. Geb. statt 2.10, 1.50
Schulze-Smidt, B., Kinderherzen. Geb. statt 2.10, 1.40
Schwahn, Ottilie, Die Ferienreise. Geb. statt 1.40, —.80
Sonnenstrahlen. Märchen. Geb. st. 3.50, 2.—
Weber, Emil, Neue Märchen. Geb. statt 2.80, 1.40
Wiedemann, Franz, Goldbronnen. Geb. statt 2.10, 1.40

Erzählungen für Mädchen von 10—12 Jahren an.

Biller, Emma, Im verwunschenen Schlößchen. Geb. statt 2.80, 1.60
Chapelle-Roobol, Trotzkopf als Großmutter. Geb. statt 2.45, 1.—
Crawford, Francis M., Arethusa. Die Sklavin von Byzanz. Geb. statt 3.15, 1.60
Deutsches Mädchenbuch. Bd. 7 Geb. statt 4.50, 2.20
Geißler, Emil, Vom Baume des Lebens. Erzählungen für die reifere weibliche Jugend. Geb. statt 2.10, 1.40
Giese, Martha, Sonnen-Bärbchen. Geb. statt 2.10, 1.60
— Lislott. Geb. statt 2.10, 1.60
— Das Heimlinger Schwälbchen. Geb. statt 2.10, 1.50
Halden, Elisabeth, Mamsell Uebermut. Geb. statt 2.10, 1.50
— Im Kampf um die Krone. Geb. statt 2.10, 1.—
— In Treue bewährt. Geb. statt 1.40, — 80
Heinz, T. von, Susis Lehrjahre. Geb. statt 2.10, 1.40
Hoffmann, Agnes, Das feige Peterle. Geb. statt 2.80, 1.60
Hofmann, Else, Daheim und Draußen. Geb. statt —.84, —.50
Junge Mädchen, Bd. VI. Geb. statt 5.60, 2.80
Neues Mädchenbuch. Halbbd. II., herausg. v. M. Promber. Geb. statt 1.75, —.90
— Doppelband. Statt 3.15, 1.50
Roth, Elise, Der Töchterschule entwachsen! Statt 2.80, 1.40
Schulze-Smidt B., Mit dem Glückschiff. Geb. statt 3.85, 2.—
— Mellas Studentenjahr. Geb. st. 3.85, 2.—
Töchter Album, herausg. v. T. v. Gumpert. Bd. 47—49. Geb. statt 5.25, 2.50
Walther, Lina, Mädchenherzen. Geb. statt 2.10, —.80

Erzählungen für Knaben von 10—12 Jahren an.

Brandstädter, H., Christian steigt. Geb. statt 2.10, 1.40
Cooper, J. F., Der Bienenjäger. Geb. statt 1.40, —.90
Falke, Gustav, Herr Hennig oder Die Tönniesfresser v. Hildesheim. Geb. st. 2.10, 1.40
Falkenhorst, C., Afrikanischer Lederstrumpf. Bd. I: Weißbart-Weichherz. Geb. statt 2.10, —.80
— Bd. II: Der Löwe vom Tangangika. Geb. statt 2.10, —.80
— Bd. III: Raubtier-Araber. Geb. statt 2.10, —.80
Fuchs, Karl, Ritterburgen und ritterliches Leben in Deutschland. Geb. statt 1.25, —.70
Geißler, Max, Die Bernsteinhexe. Geb. statt 2.10, 1.40
Gerstäcker, Fr., Georg der kleine Goldgräber in Kalifornien. Geb. statt 2.10, 1.40
Höcker, Oskar, Zwei Streiter des Herrn. Geb. statt 2.10, 1.20
— Ein deutscher Apostel. Geb. statt 2.10, 1.20
— Im Zeichen des Bären. Geb. st. 2.80, 1.50
— Durch Kampf zum Frieden. Geb. statt 2.10, 1.20
Kleinschmidt, A., Im Forsthause Falkenhorst. Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben im Bergforsthause u. im Bergwalde. 4 Bände, einzeln. Geb. statt 2.80, 1.50
Ohorn, Anton, Unter deutscher Eiche. Geb. statt 2.10, 1.20
Pajeken, Fr. J., Wunderbare Wege. Erzählungen aus d. Westen Amerikas. Geb. statt 1.05, —.70
Reuter, Fritz, Unkel Bräsigs Welt. Geb. statt 1.55, —.80

Reuter, Fritz, Ut de Franzosentid. Ausg. f. d. Jugend. Geb. statt 2.80, —.60
Stevenson, R. L., David Balfour oder Die Seelenverkäufer. Geb. statt 1.40, —.60
Tanera, Karl, Wolf der Juncker. Geb. statt 2.45, 1.50
— Wolf, der Dragoner des Prinzen Eugen. Geb. statt 2.45, 1.50
— Heinz der Brasilianer. Geb. statt 3.50, 2.50

Jugendschriften belehrenden Inhalts. — Sagen.

Die Anfänge der Luftschiffahrt, aus Berichten der Zeitgenossen. Geb. st. 1.05, —.60
Bernstein, A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. Neue Folge. 2. Bde. Geb. statt 2.80, 1.40
Beta, Ottomar, Das Buch von unsern Kolonien. Geb statt 2.80, 1.20
Becker, Heinrich, Jungdeutschland in Heimat und Fremde. Geb. statt 2.45, 1.40
Brandt, K., Jagderlebnisse. Geb. st. 2.10, 1.40
— Volksausgabe. Geb. statt 1.05, — 70
Brüning, Christian, Leben und Weben in Wald und Feld. Geb. statt 2.10, 1.20
Das Buch der Jugendspiele und Beschäftigungen. Geb. statt 4.20, 1.20
Cortez, Ferdinand, Im Reiche der Azteken. Geb. statt 1.25, —.80
Emsmann und Dammer, Illustriertes Experimentierbuch für die reifere Jugend. 7. Auflage. Geb. statt 3.15, 1.40
— 8. Auflage. Geb. statt 4.20, 2.40
Falch, E., Parzival. Geb. statt 1.40, —.80
Die Nibelungensage. Geb. statt —.84, — 50
Feldhaus, Fr., Luftfahrten einst und jetzt. Geb. statt 1.40, —.80
Fortunat und seine Söhne. Geb. statt 1.40, —.90
Freyer, Carl, Der junge Handwerker und Künstler. Geb. statt 4.20, 1.80
Genthner, Richard, Streifzüge durch Wald und Feld. Geb. statt 4.20, 1.50
Gramberg, G., Deutsche Männer aus großer Zeit. Geb. statt 1.05, —.60
Grube, A. W., Tier- u. Jagdgeschichten. 8°. Geb. statt 2.10, 1.20
— Tier- und Jagdgeschichten. Alte Ausgabe. 12°. Geb. statt 1.40, —.60
Gudrun, übersetzt von G. Legerlotz. Geb. statt 2.10, 1.20
Gümpell, Jean, Ins Land der Herero! Erlebnisse eines jungen Deutschen. Geb. statt 2.80, 1.50
Hildebrandt-Strehlen, Walther von Aquitanien. Geb. statt 2.10, 1.20
Holzgraefe, W., Der Deutsche Ritterorden. Geb. statt 1.25, —.70
Humboldt, Alexander von, Auf dem Orinoko. Geb. statt 1.05, —.70
Jentsch, Otto, Unter dem Zeichen des Verkehrs. Geb. statt 3.50, 1.50
Klasing, Otto, Das Buch der Sammlungen. Geb. statt 4.20, 1.20
Kohl J., C., Alte Bilder aus einer alten Stadt. Geb. stat 1.05, —.70
Kolumbus-Eier. Eine Samml. unterhalt. und belehrender physikalischer Spielereien. 2 Bände. Einzeln statt à 2.80, 1.40
Korodi, L., Siebenbürgen Land und Leute. Geb. statt 1.15, .80
Kraepelin, Dr. K., Naturstudien in fernen Zonen. Geb. statt 2.10, 1.20
— Naturstudien im Hause. Geb. st. 2.25, 1.40
— Naturstudien. Volksausgabe —.70
Maltzan, Heinrich von, Meine Wallfahrt nach Mekka. Geb. statt 1.05, — .70
März, Johannes, Francisco Pizarro und die Eroberung von Peru. Geb. statt 3.85, 2.—
Méville, H. de, Die Handelsmarine und ihre Laufbahnen Geb. statt 2.45, 1.20
Meyer, M. W., Die Entstehung der Erde. Geb. statt 1.05, —.70
- Vom Himmel und von der Erde. Geb. statt 4.20, 2.20
- Weltkatastrophen. Geb. statt 1.05, —.70
Müller, Ad. u. K., Aus Heimat und Natur Geb. statt 2.80, 1.40
Neuer deutscher Jugendfreund. Bd. 64. Geb. statt 4.20, 2.40
Nimführ, Dr. R., Die Luftschiffahrt. Geb. statt 2.10, 1.40
Opitz, Dr. W., Die Eroberung von Ostdeutschland. Geb. statt 2.45, 1.20
— Die Erwerber der Kolonien. Geb. statt 2.80, 1.80
Otto, Fr., Aus eigener Kraft. Lebensbilder berühmter Männer. Geb. statt 2.80, 1.80
Reuper, Julius, Helden zur See. 4. Aufl. Geb statt 3.15, 2.20
Roland, E. P. A., Eroberer der Lüfte. Volksausgabe. Geb. statt 1.40, —.90
Schaching, Otto von, Auf Rußlands Eisfeldern. Geb. statt .60, —.30
Schäffer, Dr. C., Natur-Paradoxe. Ein Buch für die Jugend zur Erklärung von Erscheinungen, die mit der täglichen Erfahrung im Widerspruch zu stehen scheinen. Geb statt 2.10, 1.40
Die Schildbürger. Neu herausgegeben von J. Nikol. Kart. statt 1.20, —.60
Schmidt, F., Sagenbuch. Eine Sammlung schönster Sagen Geb. statt 4.20, 2.40
Des deutschen Knaben **Turn-, Spiel- und Sportbuch.** Geb. statt 4.20, 1.80
Das neue **Universum.** 22. Jahrgang. Geb. statt 4.75, 1.80
Das große Weltpanorama. Bd. 2 Geb. statt 5.25, 2.—
Willmann, Dr. O., Lesebuch aus Homer. Statt 1.12, —.70
Zimmermann, Dr. W. F., Die Wunder der Urwelt. Einband defekt. Geb. st. 6.30, 1.20

N. Bilderbücher.

Allerliebſter Plunder. Kinderlieder v. A. Holſt. Mit Bildern von Paul Hey. Geb. ſtatt 2.45, 1.50

Angenehme Geſellſchaft! Tiergeſchichten für artige kleine Leute. Geb. ſtatt 1.40, —.85

Blatt für Blatt. Ein Bilderbuch für kleine Leute von Osc. Pletſch. Text von C. Lechler. Geb. ſtatt 2.10, 1.—

Bruder Luſtig. Kinderlieder v. Carl Ferninands mit Bildern v. Hans v. Volkmann. (Schaffſtein.) Geb. ſtatt 2.10, 1.40

Brüderchen und Schweſterchen. Ein Bilderbuch von M. Voigt. Geb. ſtatt 2.10, 1.—

Der Buntſcheck. Ein Sammelbuch herzhafter Kunſt. Herausg. von Rich. Dehmel. Geb. ſtatt 3.50, 2.—

Caspari, G. und W., Frühling, Frühling überall! Geb. ſtatt 1.95, 1.20

Dehmel-Rehm, Auf der bunten Wieſe. Geb. ſtatt 2.10, 1.40

Eiſenbahn-Bilderbuch. (Ströfer.) Geb. ſtatt 2.10, 1.—

Forſchneritſch, A. E., Neue Märchen. Mit Bilder v. J. Strejz. Geb. ſtatt 2.45, 1.50

Fredrich, L., Für kleine Tierfreunde. Wahre Geſchichten aus der Tierwelt. Mit Abb. Geb. ſtatt 2.10, 1.20

Freyhold, K. F. von, Bilderbuch. Bd. 1: Tiere. Geb. ſtatt 3.15, 1.80
Auf Pappe ſtatt 4.40, 2.20

Goldene Äpfel. Märchen in Verſen von Gerta von Ramm. Mit Bildern von Anna v. Wahl. Geb. ſtatt 1.50, —.75

Hepner, Clara, Sonnenſcheinchens erſte Reiſe. Mit Bild. von Hans Schroedter. Geb. ſtatt 1.40, —.80

Herzblättchens Lieblinge. Tierbilderbuch. Geb. ſtatt 2.10, 1.—

Neue Kinderlieder, geſ. v. Emil Weber. Mit farb. Bild. Geb. ſtatt 2.80, 1.40

Schöne alte Kinderlieder, herausg. von F. Boelitz. Geb. ſtatt 3.15, 1.80
Billige Ausgabe geb. ſtatt 1.75, 1.10

Kreidolf, E., Blumenmärchen. Mit Bildern und Verſen. Geb. ſtatt 3.50, 2.20

— Der Gartentraum. Neue Blumenmärchen. Mit ganzſ. Bildern. Geb. ſtatt 3.50, 2.20

— Alte Kinderreime mit Bildern. (Schaffſtein.) Geb. ſtatt 3.50, 2.20

Kreidolf, E., Sommervögel. Mit ganzſ. bunten Bildern. Geb. ſtatt 4.20, 2.50

— Die ſchlafenden Bäume. Ein Märchen. Geb. ſtatt 1.40, 1.—

Kunterbunt. Neue und alte Reime mit Bildern von B. Hitch. Geb. ſtatt 1.40, —.90

Lechler, Cornelie, Goldene Reime für die Kinderſtube. Illuſtriert von Prof. E. Klimſch. Geb. ſtatt 2.10, 1.20
Ausgabe auf Leinwand als Lackbilderbuch. Geb. ſtatt 2.80, 1.80
Volksausgabe. Geb. ſtatt 1.05, —.60

Der kleine **Nimmerſatt.** Ein Bilderbuch mit Märchen, Geſchichten und luſtigen Schwänken. Geb. ſtatt 1.40, —.90

Olfers, Sibylle von, König Löwes Hochzeitſchmaus. Geb. ſtatt 1.68, 1.10

Peter, Juliane, Märchenkeſſel. Märchen und Allerlei. Geb. ſtatt 2.10, 1.20.

Picknick der Tiere in Reimen. Luſtiges Tierbilderbuch. Geb. ſtatt 3.15, 1.30

Rickly, H., Daniel und Melanie oder die böſen Negerlein u. and. luſtige Geſch. in Bild u. Verſen. Geb. ſtatt 2.80, 1.80

Ruland, Kinderlieder. Illuſtr. von Loth. Meggendorfer. Geb. ſtatt 2.10, —.90

Spatz, Ente und Has', ein Bilderſpaß von Feder Flinzer. Mit Verſen von G. Böttticher. Geb. ſtatt 3.15, 2.—

Strasburger, Egon, Lieder für Kinderherzen. Mit Bildern von Ernſt Liebermann. Geb. ſtatt 2.34, 1.20

Straßburger, E. u. Etzel, Th., Das fröhliche Tierbuch. Mit Bildern von C. Hall. Geb. ſtatt 2.10, —.80

Kinderſtimmen. Die Lieblingslieder unſerer Kleinen. 2 Bde. Statt 2.10, 1.—

Trali-Trala. Ein Kinderbuch v. Eg. Strasburger. Bilder von H. Eichrodt. Geb. ſtatt 1.95, 1.10

Schau mich an! Geb. 2.10, auf Pappe 2.40

Tierleben der Heimat. Ein Bilderbuch für jung u. alt von Eugen Oßwald.

Tille, Lotte, Höckchen-Döckchen. Bunte Bilder von Paul Brockmüller. Geb. ſtatt 1.40, —.90

Wiskowatow, Paul von, Großmütterchen Tatiana. Ill. v. H. von Riftrik. Geb. ſtatt 2.80, 1.60

Kaufe gut erhaltene Exemplare von

Baltiſche Bürgerkunde.

K. R. Kupffer, Baltiſche Landeskunde, Text und Atlas.

Buchhandlung von G. LÖFFLER, Riga. Postfach 317.

Für die langen Sommerferien

der heranwachsenden Jugend empfohlen zu Lektüre und Studium.

L. Arbusow, Grundriß der Geschichte Liv-, Est-, Kurlands. 3. Aufl. 8°. 291 Seiten mit 1 Karte. Geb. Rbl. 3.—

Aus baltischer Geistesarbeit. Reden u. Aufsätze. 2 Bde. 357+317 S. 8°. Geb. à Rbl. 2.40 Einige wenige Exemplare des II. Bandes im Einband etwas beschädigt à Rbl. 1.60

Dr. Karl Ernst von Baer. Nachrichten über Leben u. Schriften des Herrn Geheimrats Dr. K. E. v. Baer. Mitgeteilt von ihm selbst. 8°. 519 S. Geb. Rbl. 4 — Etwas stockfleckig Rbl. 2.—

— Gekürzt herausgegeben von Paul Conradi. Kart. Rbl. 1.10, geb. Rbl. 1.40

Dr. Bertram, Baltische Skizzen. 349 S. 8°. Brosch. Rbl. 2.—, geb. Rbl. 2.80

Bienemann, Fr., Altlivländische Erinnerungen. 363 S. 8°. Geb. Rbl. 3.20

— Aus vergangenen Tagen. Der „Altlivländischen Erinnerungen" Neue Folge. 275 Seiten. 8°. Geb. Rbl. 3.20

Fr. Bienemann sen., Aus baltischer Vorzeit. Sechs Vorträge über die Geschichte der Ostseeprovinzen. 181 S. 8°. Statt Rbl. 2.15, Rbl. 1.50, geb. Rbl. 2.—

Julius Eckardt, Die Baltischen Provinzen Rußlands. 2. Aufl. 460 S. 8°. Statt Rbl. 4.40, Rbl. 2.50, geb. 3.—

— Jungrussisch u. Altlivländisch. Politische und kulturgeschichtliche Aufsätze. 2. Aufl. 387 S. 8°. St. Rbl. 4.—, Rbl. 2.—, geb. 2.50

Ewald, K., Der Zweifüßler und andere Geschichten. 309 S. 8°. Geb. Rbl. 3.36

— Vier feine Freunde und andere Geschichten. 301 S. 8°. Geb. Rbl. 3.36

Hamann, Dr. Rich., Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert. Mit 257 Abbild. 358+165 S. 8°. Geb. Rbl. 4.20

Heimatbuch. Für die baltische Jugend herausgeg. von L. Görtz u. A. Brosse. Erster Teil. Zweite Auflage. 170 S. 8°. Geb. Rbl. 1.20

Zweiter Teil. 255 Seiten mit einer historischen u. einer politischen Karte der Ostseeprovinzen. 8°. Geb. Rbl. 1.80

Männerberufe. Schilderungen und Ratschläge von Fachleuten. Herausg. von Erich von Schrenck und Wolfgang Wachtsmuth. 259 S. 8°. Brosch. Rbl. 2.—, geb. Rbl. 2.50

W. Neumann, Aus alter Zeit. Kunst- und kulturgeschichtliche Miszellen aus Liv-, Est- u. Kurland. 138 Seiten mit 54 Abbild. 8°. Brosch. Rbl. 3.20, geb. Rbl. 4.—

Schmeil's naturwissenschaftliche Atlanten:

Walter, E., Süßwasserfische. Mit 50 farbigen Tafeln. 8°. Geb. 3.78

— **Gramberg, E.**, Die Pilze unserer Heimat I: Blätterpilze. Mit 130 farbigen Pilzgruppen. 8°. In Mappe oder geb. Rbl. 3.78

— — II: Löcherpilze. Mit 130 farbigen Pilzgruppen. 8°. In Mappe oder geb. Rbl. 3.78

— **Kleinschmidt, O.**, Die Singvögel der Heimat. 86 farb. Tafeln mit syst.-biolog. Text. 8°. In Mappe Rbl. 3.78

— **Schmeil, O. u. Fitschen, J.**, Pflanzen der Heimat. Eine Auswahl der verbreitetsten Pflanzen unserer Fluren in Wort u. Bild. Mit 80 farb. Tafeln. 8° Geb. Rbl. 3.78, in Mappe Rbl. 3.78

— **Sternfeld, Dr. R.**, Die Reptilien u. Amphibien Mitteleuropas. Mit 30 farb. Tafeln. 8°. Geb. Rbl. 3.78

E. Seraphim, Baltische Geschichte im Grundriß. 418 S. mit 1 Karte. 8°. Geb. Rbl. 2.—

Storm, Theodor, Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in 5 Bdn. 8°. Geb. Rbl. 10.50

Sammlung Göschen. Unser heutiges Wissen in kurzen, klaren allgemeinverständlichen Einzeldarstellungen. 750 Bände. Jeder Band in Leinwand geb. 63 Kop.

Reclams Universal-Bibliothek. 5700 Nummern. Jede Nummer 12 Kop.

Insel-Bücherei. 150 Bände. Jeder Band gebunden 35 Kop.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 435 Bde. Jeder Bd. geb. 88 Kop.

Wiesbadener Volksbücher. 170 Nummern. Jede Nummer kostet 6—30 Kop.

Deutsche Monatsschrift für Rußland, der Balt. Monatsschrift 56. Jahrg., herausg. von Alex. Eggers. Jahrg. 1914 geb. in 2 Bde. 6 Rbl. 20 Kop., in 1 Bd. 5 Rbl. 90 Kop., in losen Heften . . Rbl 5.—
Jahrgang 1913 in Heften . . „ 3.—
„ 1912 „ „ . . „ 2.—
Ausführliche Inhaltsverzeichnisse gratis.

Inhalts-Übersicht.

A. Romane, Novellen, Erzählungen. B. **Gedichte.** C. **Dramen.** D. **Klassiker.** E. **Biographien.** F. **Kunst.** G. **Literatur und Sprachen.** H. **Religiöses und Philosophisches.** I. **Geschichte und Geographie.** K. **Volkswirtschaftliches und Sonstiges.** L. **Naturwissenschaft, Gesundheitspflege, Sport.** M. **Jugendschriften.** N. **Bilderbücher.**

Печатать разрѣшается полиціею. Verantwortlicher Redakteur: **Alexander Eggers.**
Buchdruckerei Christoph Mickwitz, Reval, Breitstraße 5.

Deutsche Monatsschrift für Rußland, der Baltischen Monatsschrift

57. Jahrgang · Herausgegeben von Alexander Eggers.

Inhalt: 5. 6. Heft

Elsa Bernewitz: Dorettchen. Erzählung. (Schluß.) (S. 145.)

Joh. Gahlnbaeck: Johann August Hagen. Ein Beitrag zur baltischen Musikgeschichte. (S. 165.)

Oskar Grosberg: Vom Pergel zur Glühbirne. Eine kulturgeschichtliche Plauderei. (S. 175.)

Prof. Dr. A. Freih. v. Freytagh-Loringhoven: Aus dem baltischen Rechtsleben. 2. Die Blanko-Zession von Obligationen. (S. 182.)

Erich von Schrenck: Carl Friedrich Glasenapp. (S. 189.)

Nikolai Struve: Zur Geschichte der Familie Struve. (Fortsetzung.) (S. 208.)

· Reval 1915 ·

· Verlag von G. Löffler · Riga ·

Die Baltische Gegenseitige

Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen **billige Prämien** Versicherungen jeder Art auf

Todesfall,
Erlebensfall,
Leibrenten.

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen,** nach kurzer Dauer

unanfechtbar und unverfallbar.

Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.

Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten** Versicherungsjahre.

Verwaltung: Reval, Schmiedestraße 29.

Generalvertretungen:

Nordlivland: Jurjew, Schloßstraße 1 (Herr **O. von Transehe**).

Südlivland: Riga, Todlebenboulv. 7, I. (Herr **A. Baron Maydell**).

Kurland: Mitau, Palaisstraße 10 (Herr **J. Baron Koskull**).

Südrußland: Melitopol (Taurien), Alexandro-Newskaja 24 (Herr **Jakob Stach**).

Sibirien: Omsk, Alexanderstraße 27 (Const. Mayer & Ko.).

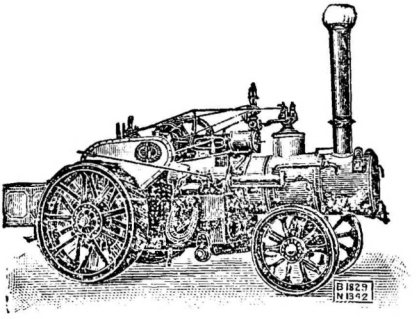
Vertretungen:

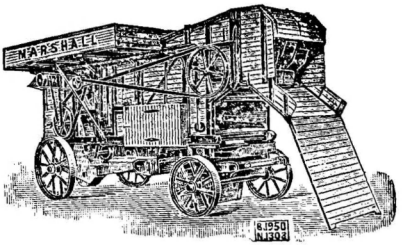
Wolgagebiet: Saratow, Kl. Sergiewstraße 91 (Herr S. Karachanjanz).

Kurland: Libau, Wilhelminenstraße 1 (W. Inge & Ko.)

Marshall, Sons & Co.

Gainsboro.





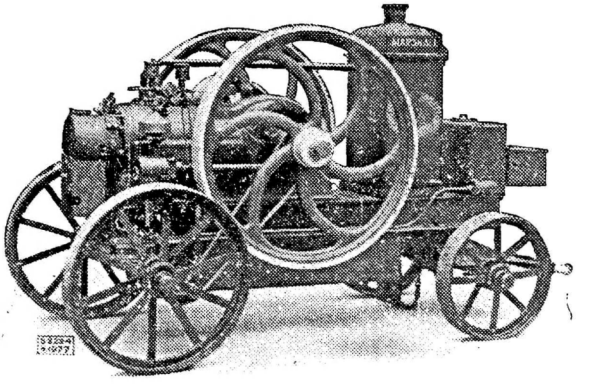
Lokomobilen, Strassenlokomotiven, Dreschmaschinen mit und ohne Selbstspeiser, **Dampfmaschinen, Kessel, Strassenwalzen** etc.

Naphtha-Motore Type Semi-Diesel feststehend und fahrbar, neuester Konstruktion.

Lager und Offerten beim **General-Vertreter:**

W. Meslin, Riga

Theaterboul. 8.



Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit auffsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

Theodor Riegert, Riga.

Schokoladenfabrik

gegründet 1870.

Fabrik: Grünstraße Nr. 2/4, Telephon Nr. 317.
Niederlage: Große Jungfernstraße Nr. 1, Telephon Nr. 343.
Magazin: Kaltstraße Nr 18, Haus „Ulei“, Telephon Nr. 1566.

Großes assortiertes Lager

feiner Milch-, Nuß-, Dessert-Schokoladen, Schokoladen-Marzipan und Pomade-Konfekte, Marmeladen, Karamellen, Waffeln ꝛc.

1883.
Silberne Medaille und ehrenvolle Anerkennung.

A. C. Fitzner,

:: Telefon 202 u. 7257. ::
Riga, Große Königstraße 39.
:: Gegründet 1867. ::

Wasserversorgungsanlagen, Gasbeleuchtungsanlagen,
auch auf dem Lande, **Badeeinrichtungen, Klosettanlagen.**

Beständiges Lager von **schmiedeeis. Röhren, Bleiröhren, Krähnen, Pumpen** ꝛc.

Langensiepen & Ko.

Aktien-Gesellschaft

Gr. Königstraße 32. **Riga.** Gr. Königstraße 32.

Armaturen-, Spritzen u. Pumpen-Fabrik.

Maschinenlager u. Technisches Bureau.

Telegr.-Adr.: „Elko". □ Telephon Nr. 544, 1744, 2844.

Spezialabteilung für Zentralheizung, Wasserleitung u. Kanalisation.

Armaturen aller Art für Dampf und Wasser.

Pumpen für die versch. Zwecke mit Hand-, Riemen-u. Dampfbetrieb

---

Haus-, Hof- u. Straßen-Pumpen,	**Assainisations-Pumpen,**
Kalifornia-Pumpen,	**Allweiler-Pumpen,**
Garda-Pumpen,	**Würgel-Pumpen.**

Tiefbrunnen-Anlagen.

Dampf-Pumpen, Original-Worthington-Pumpen.

Feuerspritzen für Hand- und Dampfbetrieb.

Benzin-Motor-Spritzen.

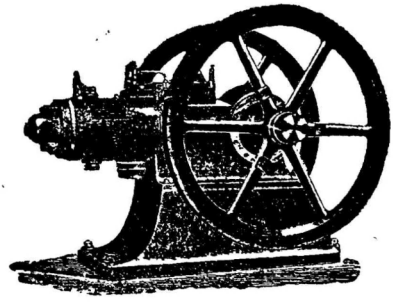
Feuerwehr-Ausrüstungsgegenstände.

Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Naphta-Motore.

„PERKUN"

stationär und fahrbar. Allein in den Ostseeprovinzen über 300 St. im Betriebe zu besichtigen. Hervorragend geeignet zum Antriebe von Maschinen aller Art, sowie für elektrische Beleuchtungszwecke.



Ausführliche Offerten auf Anfrage gratis.

Verlag von G. Löffler

Riga, Sandstr. 20 :: Postfach 317 :: Telephon 15-80.

Heimatbuch.

Für die baltische Jugend herausgegeben von

L. Görtz und **A. Brosse.**

Erster Teil. Zweite Auflage. 1909. 170 S. Preis geb. R. 1.20.
Zweiter Teil. 255 Seiten, mit einer historischen und einer politischen Karte der Ostseeprovinzen. Preis geb. Rbl. 1.80.

„Was alle angeht, sollen alle betreiben, wenigstens wissen."

Dieses Wort des **Joh. Amos Comenius** setzte L. Arbusow seinem Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands voraus, auch die Herausgeber der Bürgerkunde konnten ihrem Buch kein besseres Wort zum Geleit geben; es gilt auch für dieses Heimatbuch. Doch kommt noch Eins hinzu: Nicht nur kennen lernen soll unsere Jugend unser Land, seine Natur und seine Geschichte, seine bedeutenden Persönlichkeiten: Männer des Schwerts und der Feder, Patrioten, Chronisten, Gelehrte, Dichter, — sie soll es auch lieben lernen. So ist denn bei der Zusammenstellung alles vermieden worden, was lehrmäßig war, es ist nur aufgenommen, was interessant, lebendig geschildert, anschaulich und künstlerisch wertvoll ist. Das **Lesen des Buches kann und soll Genuß bereiten, der Jugend** (etwa vom 13. Jahre an) sowohl, als auch Eltern und Lehrern, die es mit der Jugend lesen, und wird hoffentlich dazu beitragen, in seinen Lesern das Gefühl zu wecken, das den Dichter des Schlußgedichtes im Buche beseelt:

O Heimatland, du liebes Land,
Wie keiner je ein liebres fand!
Zu dir allein steht mir der Sinn,
Verlang nach keinem andern hin!
Und wär es noch so schön und reich,
Käm nimmer doch dir Heimat gleich!

Deutsche Monatsschrift
für Rußland,
der Baltischen Monatsschrift

57. Jahrgang · Herausgegeben von
Alexander Eggers.

Inhalt: ·❖·❖· 1. 2. Heft

Pastor W. Fehrmann: Generalsuperintendent Guido Pingoud. (S. 1.)

O. Grosberg: Das Fiedlersche Museum in Petrograd. (S. 5.)

Elsa Bernewitz: Dorettchen. (Erzählung). (S. 10.)

P. v. Rechenberg-Linten: Die Ursache der Ähnlichkeit des menschlichen und tierischen Körperbaues. (S. 30.)

A. Hasselblatt: Humor aus vergilbten Blättern. (S. 44.)

Nikolai Struve: Zur Geschichte der Familie Struve. (S. 62.)

Bücherbesprechung. (S. 70.)

Anzeigen.

· Reval 1915 ·

·Verlag von G. Löffler · Riga·

Die Baltische Gegenseitige
Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen **billige Prämien** Versicherungen jeder Art auf

Todesfall,
Erlebensfall,
Leibrenten.

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen,** nach kurzer Dauer

unanfechtbar und unverfallbar.

Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.

Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten** Versicherungsjahre.

Verwaltung: Reval, Schmiedestraße 29.

Generalvertretungen.

Nordlivland: Jurjew, Schloßstraße 1 (Herr **O. von Transehe**).

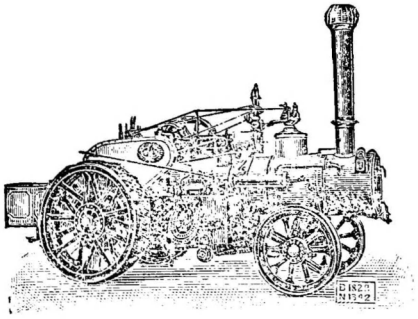
Südlivland: Riga, Todlebenboulv. 7, I. (Herr **A. Baron Maydell**).

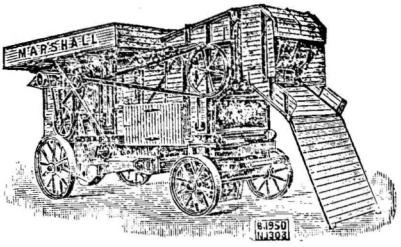
Kurland: Mitau, Palaisstraße 10 (Herr **J. Baron Koskull**).

Südrußland: Melitopol (Taurien), Woronzowskaja, Haus Schatz (Herr **Jakob Stach**).

Marshall, Sons & Co.

Gainsboro.





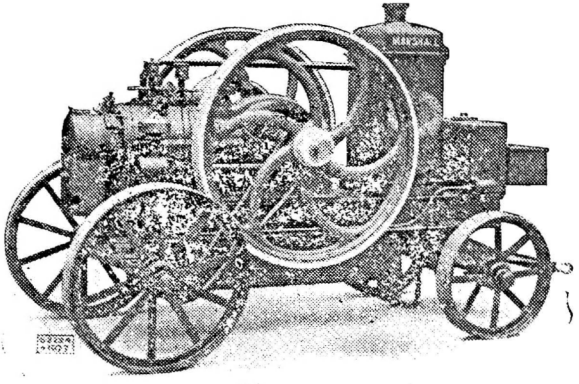
Lokomobilen, Strassenlokomotiven, Dreschmaschinen mit und ohne Selbstspeiser, **Dampfmaschinen, Kessel, Strassenwalzen** etc.

Naphtha-Motore Type Semi-Diesel feststehend und fahrbar, neuester Konstruktion.

Lager und Offerten beim **General-Vertreter:**

W. Meslin, Riga

Theaterboul. 8.



Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit aufsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Ärzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

Theodor Riegert, Riga.

Schokoladenfabrik

gegründet 1870.

Fabrik: Grünstraße Nr. 2/4, Telephon Nr. 317.
Niederlage: Große Jungfernstraße Nr. 1, Telephon Nr. 343.
Magazin: Kalkstraße Nr 18, Haus „Ulei“, Telephon Nr. 1566.

Großes assortiertes Lager

feiner Milch-, Nuß-, Dessert-Schokoladen, Schokoladen-Marzipan und Pomade-Konfekte, Marmeladen, Karamellen, Waffeln 2c.

1883.
Silberne Medaille und ehrenvolle Anerkennung.

A. C. Fitzner,

:: Telefon 202 u. 7257. ::
Riga, Große Königstraße 39.
:: Gegründet 1867. ::

Wasserversorgungsanlagen, Gasbeleuchtungsanlagen,
auch auf dem Lande, **Badeeinrichtungen, Klosettanlagen.**

Beständiges Lager von **schmiedeeis. Röhren, Bleiröhren, Krähnen, Pumpen** 2c.

Memoirenwerke

Alexander VI. und sein Hof. Nach dem Tagebuch seines Zermonienmeisters Burcandus. Geb. Rbl. 4.90

Ali Pascha, Tyrann von Albanien. Erinnerungen an seine Regierung von Ibrahim-Mauzour-Efendi. Rbl. 2.70, geb. Rbl. 4.20

Bergmann, Ernst von, von Arend Buchholtz. Mit Bergmanns Kriegsbriefen von 1866, 1870—71 und 1877. Geb. Rbl. 9.63

Generalfeldmarschall Hermann von Boyen. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813. 2 Bde. Rbl. 5.40

Castelli, J. F., Die Memoiren des, Aus dem Leben eines Wiener Phäaken 1781—1862. Neu herausgegeben von Adolf Saager. Rbl. 3. -, geb. 4.20

Freytag, Gustav, Briefe an seine Gattin. Rbl. 3.60, geb. Rbl. 5.60

Harden, Maximilian, Prozesse. Köpfe. III. Teil. Rbl. 3.60

Lang, K. H. Ritter von, Aus der bösen alten Zeit. Lebenserinnerungen. 2 Bde. Geb. Rbl. 7.70

Mit Graf Pahlens Reiterei gegen Napoleon. Denkwürdigkeiten des russischen Generals Eduard von Löwenstern. Geb. Rbl. 4.90

Bronner, Franz Xaver, Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit von ihm selbst erzählt. 2 Bde. Statt Rbl. 6.—, Rbl. 3.—, geb. statt Rbl. 8.40, Rbl. 4.—

Napoleons Untergang. Bd. I. 1812. Herausgegeben von F. M. Kircheisen. Geb. Rbl. 4.90

Napoleons Untergang. Bd. IV. 1815. Herausgegeben von F. M. Kircheisen. Rbl. 3.60

Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben 1806—1815. Neu herausgeg. von F. M. Kircheisen. 2 Bde. Rbl. 5.40

Mit Napoleon in Rußland. Erinnerungen von Heinrich von Roos. Herausgegeben von Paul Holzhausen. Rbl. 3.—, geb. Rbl. 4.20

Rosen, Erwin, Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke. III. Rbl. 3.—

Rosen, Erwin, In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. Rbl. 3.—, geb. Rbl. 4.20

Schiller, Die Geschichte seines Lebens. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Mit 52 Abb. Geb. R. 7.—

Bischof Dr. Ferdinand Walter, weil. General-Superintendent von Livland. 408 + 101 S. Geb. Rbl 6.—

Der Wiener Kongreß. Nach Aufzeichnungen von Teilnehmern u. Mitarbeitern. Herausgegeben von Friedrich Frekſa. Rbl. 3.30, Geb. Rbl. 4.55

Vergoldungs- und Bildereinrahmungs-Atelier

RIGA
Wallstraße № 12. **Gustav Fedrowitz,** Telephon 4369.
Malerstraße № 12.

Gemälderahmen in allen Stilarten, für Bildereinrahmungen stets Neuheiten.
Neuvergoldungen an Rahmen, Möbeln u. inneren Architekturen u. s. w.

Verlagsbuchhandlung C. J. SICHMANN

RIGA, Brunnenstraße 5/7

Einige empfehlenswerte Werke:

Soeben erschien:

J. A. PETROFF'S

Neuer russischer Dolmetscher für Deutsche.

Leichteste Methode zur Erlernung der russischen Sprache durch Selbstunterricht. 8. verb. Auflage. Orig.-Leinenband 1 Rbl.

A. FREY

Deutsch-russisches u. russisch-deutsches Wörterbuch.

2 Teile in 1 Bande. 780 Seiten. 8. Auflage. Eleg. Halbfranzband 3 Rbl. 60 Kop.

K. A. HALLER

Deutsche und russische Handelsbriefe

für den Schulgebrauch u. das Selbststudium. 4. verb. u. erweiterte Auflage von cand. rer. merc. **Th. Zuckersuck.** Orig.-Leinenb. 1 Rbl.

JOH. CHR. A. HEYSE'S

Fremdwörterbuch.

Durchaus neu bearbeitet von **C. Böttger.**

960 S. 17. neu durchges. u. verb. Auflage. Orig.-Leinenband 3 Rbl.

M. KORTH

Praktisches Kochbuch.

1742 Kochrezepte mit 8 farbigen Fleisch-, Fisch- u. Pilztafeln u. zahlreichen Textillustr. 3. verb. Aufl. In Orig.-Leinenb. 3 R. 50 K. Dasselbe Werk in lettischer Sprache und gleicher Ausstattung 3 Rubel.

LYDA PANK

Praktisches Kochbuch.

Handbuch zur verständigen und sparsamen Führung des Haushalts in allen seinen Zweigen. 1300 bewährte Rezepte und Anweisungen.

8. Auflage. Original-Leinenband 2 Rubel.

Baltische Komponisten.

Neues Musik-Album mit Beiträgen von **Bankwitz, Mandelstam, Müller, Muyschel, Sichmann** und **von Zaleski.**

In eleg. Original-Leinenband 1 Rbl. 75 Kop.

A. RICHTER

Fröhliches Lernen.

Fibel für den ersten Deutsch-Uuterricht. Mit vielen Illustrationen. Karton. 30 Kop.

Образцы и формы

векселей, обязательствъ, договоровъ, завѣщаній и разныхъ судопроизводственныхъ бумагъ съ изложеніемъ относящихся до нихъ законовъ, дѣйствующихъ въ Имперіи и въ губерніяхъ Лифляндской, Эстляндской и Курляндской. Gebunden 1 Rbl.

A. LUKIN

Für Mußestunden.

Rechenscherze, Zahlenkunststücke, Auszählaufgaben u. s. w. für Jung und Alt. 25 Kop.

Русское изданіе „Sammlung Göschen".

Einzig autorisierte u. berechtigte russische Ausgabe d. weltber. „Sammlung Göschen".

Unser heutiges Wissen in kurzen, klaren, allgemeinverständ. Einzeldarstellungen. Jeder Band in Leinen geb. 65 Kop. Bisher erschienen 45 Bände. Weitere Bände erscheinen in schneller Reihenfolge.

Ich bitte Spezial-Verzeichnisse zu verlangen.

Миніатюрная библіотека „НАУКА и ЖИЗНЬ".

Russische Sammlung populär-wissenschaftlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Jede Nummer 5 Kop. Bisher erschienen 52 Bändchen. Weitere Bändchen erscheinen in schneller Reihenfolge.

Ich bitte Spezial-Verzeichnisse zu verlangen.

Obige Werke sind durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag zu beziehen. Ausführliche Kataloge gratis u. frar

Deutsche Monatsschrift für Rußland,

der Baltischen Monatsschrift

57. Jahrgang. Herausgegeben von Alexander Eggers.

Inhalt: 3. 4. Heft

Adalbert Baron Stromberg: „Im Kampf um Lourdes". (S. 73.)

E. Riemer: Selbsterkenntnis. (S. 80.)

Elsa Bernewitz: Dorettchen. Erzählung. (Fortsetzung.) (S. 92.)

Prag. Wien. Budapest. Stimmungsbilder aus Östreich-Ungarn in der Beleuchtung der „Times". Übersetzt von Oskar Paulsen. (S. 114.)

Prof. Dr. A. Freih. v. Freytagh-Loringhoven: Aus dem baltischen Rechtsleben. (S. 126.)

Nikolai Struve: Zur Geschichte der Familie Struve. (Fortsetzung.) (S. 132.)

Reval 1915.

Verlag von G. Löffler. Riga.

Die Baltische Gegenseitige
Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen **billige Prämien** Versicherungen jeder Art auf

Todesfall,
Erlebensfall,
Leibrenten.

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen,** nach kurzer Dauer

unanfechtbar und unverfallbar.

Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.

Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten** Versicherungsjahre.

Verwaltung: Reval, Schmiedestraße 29.

Generalvertretungen.

Nordlivland: Jurjew, Schloßstraße 1 (Herr **O. von Transehe**).

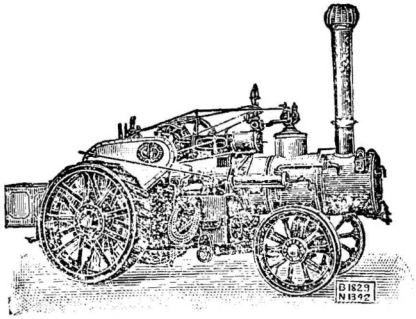
Südlivland: Riga, Todlebenboulv. 7, I. (Herr **A. Baron Maydell**).

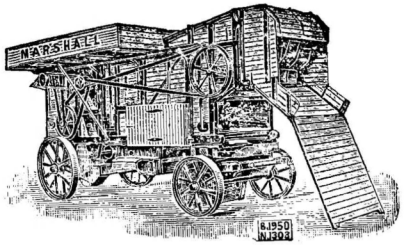
Kurland: Mitau, Palaisstraße 10 (Herr **J. Baron Koskull**).

Südrußland: Melitopol (Taurien), Woronzowskaja, Haus Schatz (Herr **Jakob Stach**).

Marshall, Sons & Co.

Gainsboro.





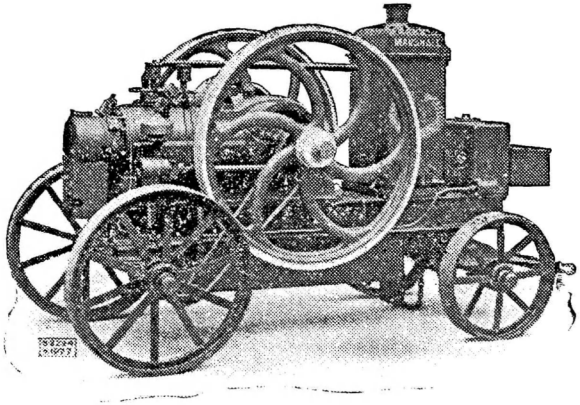
Lokomobilen, Strassenlokomotiven, Dreschmaschinen mit und ohne Selbstspeiser, **Dampfmaschinen, Kessel, Strassenwalzen** etc.

Naphtha-Motore Type Semi-Diesel feststehend und fahrbar, neuester Konstruktion.

Lager und Offerten beim **General-Vertreter:**

W. Meslin, Riga

Theaterboul. 8.



STEINWAY & SONS



Flügel

und

Pianinos

sind die besten und die verbreitetsten.

Mehr als **160.000** im Gebrauch.

Schiedmayer Pianofortefabrik.
Gustav Fiedler.
Julius Feurich.
C. Götze.
Gebr. Diederichs.
F. Mühlbach.

Alleinvertretung und Lager

Jul. Heinr. Zimmermann

Riga, Scheunenstrasse 15.

Petrograd. **Moskau.**

Langensiepen & Ko.

Aktien-Gesellschaft

Gr. Königstraße 32. **Riga.** Gr. Königstraße 32.

Armaturen-, Spritzen u. Pumpen-Fabrik.

Maschinenlager u. Technisches Bureau.

Telegr.-Adr.: „Elko". □ Telephon Nr. 544, 1744, 2844.

Spezialabteilung für **Zentralheizung, Wasserleitung** u. **Kanalisation.**

Armaturen aller Art für Dampf und Wasser.

Pumpen für die versch. Zwecke mit Hand-, Riemen- u. Dampfbetrieb.

Haus-, Hof- u. Straßen-Pumpen,
Kalifornia-Pumpen,
Garda-Pumpen,

Assainisations-Pumpen,
Allweiler-Pumpen,
Würgel-Pumpen.

Tiefbrunnen-Anlagen.

Dampf-Pumpen, Original-Worthington-Pumpen.

Feuerspritzen für Hand- und Dampfbetrieb.

Benzin-Motor-Spritzen.

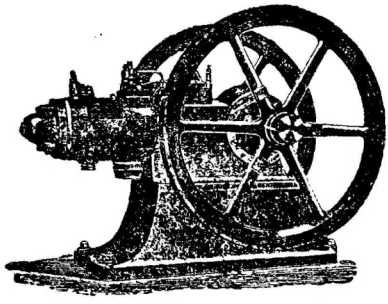
Feuerwehr-Ausrüstungsgegenstände.

Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Naphta-Motore.

„PERKUN"

stationär und fahrbar. Allein in den Ostseeprovinzen über 300 St. im Betriebe zu besichtigen. Hervorragend geeignet zum Antriebe von Maschinen aller Art, sowie für elektrische Beleuchtungszwecke.



Ausführliche Offerten auf Anfrage gratis.

Neuerscheinungen.

Erich von Schrenck, Thomas Girgensohn als Lehrer . 20 Kop.

Zur Erinnerung an Propst Thomas Girgensohn. Mit einem Bildnis . . . . . 35 Kop.

Hugo Semel, Georg Rathlef . . . . . 20 Kop.

— — Die weltgeschichtlichen Voraussetzungen für die Entstehung des Naturalismus in der modernen Literatur . . . . . 30 Kop.

Walter von Maydell, Gedichte. Kart. . . . . 1 Rbl.

Rud. Hollmann, Abriß der Psychologie und Erkenntnistheorie als Einführung in die Logik, nach Teichmüller. Kart. . . . . 30 Kop.

Verzeichnis im Preise herabgesetzter Bücher . . . . . gratis

А. Морской, Военная мощь Россіи. Предсказанія Ген.-Ад. А. Н. Куропаткина и ихъ критика Гр. С. Ю. Витте . . . Руб. 1.25

Германская бѣлая книга о возникновеніи германско-русско-Французской войны. По представленнымъ Рейхстагу матеріаламъ. Полный переводъ. Изд. б. Мелье и Ко., Петроградъ Руб. —.50

П. Х., Воюющая Германія. Изд. б. Мелье и Ко. . . . Руб. —.80

Deutsche Monatsschrift für Rußland, der Balt. Monatsschrift 56. Jahrg., herausgegeben von Alex. Eggers.

Jahrgang 1914 geb. in 2 Bde. 6 Rbl. 20 Kop. in 1 Bd. 5 Rbl. 90 Kop.
„ 1913 in Heften . . . . . 2 Rbl.
„ 1912 „ „ . . . . . 3 Rbl.

Buchhandlung von G. Löffler, Riga.
Sandstraße 20. Telephon 15-80.